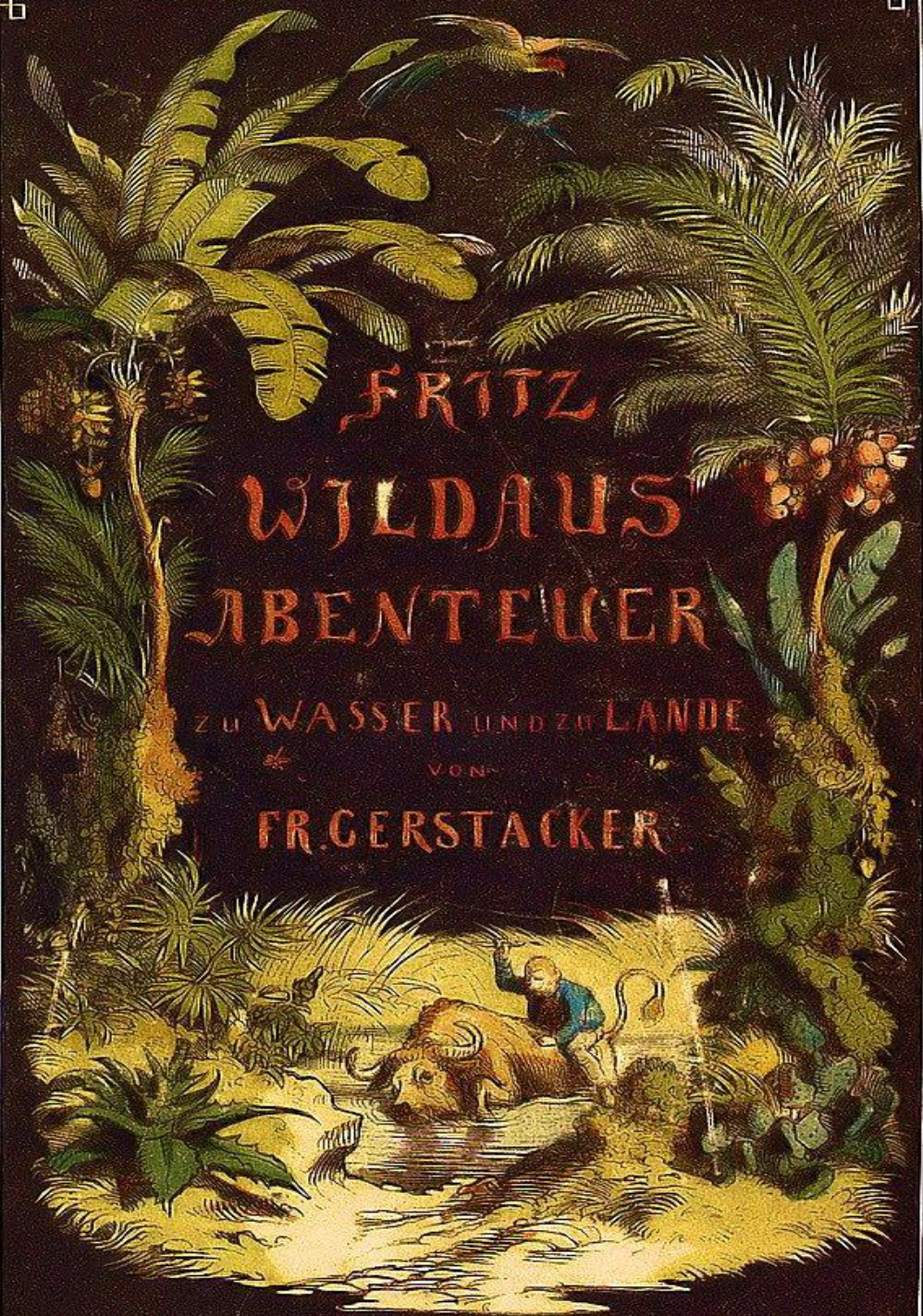


FRTTZ  
WILDAUS  
ABENTEUER

ZU WASSER UND ZU LANDE

VON

FR. GERSTACKER





Friedrich Gerstäcker

**Fritz Wildaus Abenteuer zu Wasser und zu Lande**

Verlag von Braun & Schneider  
München, 1853



## **Inhaltsverzeichnis**

Erstes Kapitel	7
Zweites Kapitel	14
Drittes Kapitel	25
Viertes Kapitel	36
Fünftes Kapitel	50
Sechstes Kapitel	59
Siebttes Kapitel	70
Achtes Kapitel	81
Neuntes Kapitel	91
Zehntes Kapitel	106
Elftes Kapitel	117
Zwölftes Kapitel	136
Dreizehntes Kapitel	151
Vierzehntes Kapitel	161
Fünfzehntes Kapitel	177
Sechzehntes Kapitel	188

Siebzehntes Kapitel	196
Achtzehntes Kapitel	213
Neunzehntes Kapitel	226
Zwanzigstes Kapitel	236
Einundzwanzigstes Kapitel	249
Zweiundzwanzigstes Kapitel	259
Dreiundzwanzigstes Kapitel	267
Vierundzwanzigstes Kapitel	278
Fünfundzwanzigstes Kapitel	285
Sechszwanzigstes Kapitel	294
Siebenundzwanzigstes Kapitel	304
Achtundzwanzigstes Kapitel	319
Neunundzwanzigstes Kapitel	336
Nachtrag	341

## *Erstes Kapitel*

Worin ich den Leser mit dem Helden unserer Geschichte bekannt mache

Gar nicht so sehr weit von dem kleinen Städtchen Hudson, am Hudson River in den Vereinigten Staaten, hatte sich, es sind nun wohl einige Jahre her, eine ganze Kolonie von Deutschen angesiedelt, Farmen dort angelegt, Häuser gebaut und so vorteilhaft mit den Produkten des Bodens und ihren sonstigen Erzeugnissen zu spekulieren gewusst, dass sich fast alle, mit nur sehr wenigen Ausnahmen, eines gewissen Wohlstandes erfreuten, bei den Amerikanern der Nachbarschaft auch in gutem Ansehen standen und mit ihnen in Frieden und Freundschaft lebten.

Unter Amerikanern verstehe ich aber hier die weiße Bevölkerung des Landes, die von Europäern - meist Eingewanderte -, geborene und auferzogene Generation, welche die roten Ureinwohner und früheren Besitzer und Eigentümer des Bodens schon lange in das wilde Land des fernen Westens zurückgetrieben hatte. Diese nennen sich auch nun vorzugsweise und allerdings ein wenig anmaßend, kurzweg Amerikaner, als ob Amerika nicht ein so gewaltig großes Land wäre und außer diesem Teil des Ganzen, außer den Vereinigten Staaten der Republik Nordamerikas, nicht auch noch Kanada und Mexiko, die ganze Westküste und Mittel- und Südamerika mit dem ganzen Brasilien, Chile, Peru, den La Plata-Staaten und vielen anderen kleineren Reichen enthielte.

Ich habe vorher gesagt, dass sich in der kleinen Kolonie fast alle, mit nur sehr wenigen Ausnahmen, eines gewissen



Wohlstandes erfreuten und einer dieser Letzteren ist es gerade, den ich dem Leser hier vor allen anderen vorstellen muss.

Es war dies ein ganz alter Mann, der erste Ansiedler mit in dieser Gegend, welcher, wenn man den Nachbarn hätte glauben wollen, eigentlich steinreich sein musste, da er fast sein ganzes Grundstück in kleinen, zu einer Stadt ausgelegten Parzellen (kleinen Teilen) und zwar zu enormen Preisen verkauft hatte. Er behauptete aber, sein ganzes Vermögen bei einer unglücklichen Spekulation zur See verloren zu haben und lebte daraufhin in einem kleinen unscheinbaren Häuschen so ärmlich und zurückgezogen, dass die Nachbarn zuletzt selber, so sehr sie auch im Anfang darüber die Köpfe schüttelten, denken mussten, der Mann sei wirklich so arm, wie er sage. Kaspar Rothhayn – so war sein Name –, sparte sich im wahrsten Sinne des Wortes das *Brot vom Munde ab*. Wenn seine Nachbarn, wie das in Amerika Sitte ist, zum Frühstück morgens, mittags und abends Fleisch und sonstige nahrhafte Speisen hatten, kaute er trockenes Brot oder traktierte sich höchstens mit einer Wassersuppe, sodass die Ansiedler wirklich mehr als einmal zusammentraten und ihn unterstützen wollten – denn es sah fast aus, als ob er im Begriff sei zu verhungern. In einem solchen Fall kamen aber immer wieder wunderlicherweise Beweise vom Gegenteil auf. Es gab Menschen in der Ansiedlung, die sogar behaupteten, der alte Rothhayn sei reicher als sie alle zusammen, habe aber sein Gold in eisernen Töpfen verscharrt und vergraben, anstatt es zum Segen der Menschen im freien Sonnenlicht arbeiten zu lassen und wäre mit einem Worte, der größte reiche Geizhals, den die Welt trage.



Das wäre übrigens noch alles angegangen, wenn er eben nur allein gedarbt und gehungert hätte. Die Nachbarn würden sich dann vielleicht nicht einmal viel um ihn bekümmert haben, denn er war unfreundlich und barsch mit jedem. Manchmal kam es den Leuten ordentlich vor, als ob er ihnen selbst das Sonnenlicht missgönnte, das er mit ihnen teilen musste. Aber er hatte auch noch einen Knaben bei sich, dessen Eltern in Amerika vor Jahren gestorben waren, der nun ganz allein in der Welt stand und bei dem alten Geizhals nicht etwa das Gnadenbrot verzehrte, sondern arbeiten musste von früh bis in die Nacht, die wenigen Brotsamen auch noch schwer und sauer genug zu verdienen, die ihm der alte Mann des Tags nur zu oft vorrechnete und auch vorwarf.

Morgens mit Tagesanbruch musste er auf, ihr dürftiges Mahl bereiten und dann hinaus ins Feld, den ganzen Tag den kleinen Acker zu bestellen und die wenigen Früchte anzubauen, die sie beide zu ihrem ärmlichen Lebensunterhalt brauchten. Dann war der Alte noch immer barsch und unfreundlich mit ihm und wollte ihm keine Freiheit lassen und keine Freude fast gönnen auf der weiten Welt.

Die Nachbarn hätten den fleißigen Knaben nun allerdings gerne zu sich genommen und ihm auch einen recht guten Lohn gezahlt für das, was er tat. Wenn der Alte aber so etwas merkte, wurde er auf einmal viel freundlicher mit ihm, sagte ihm auch wohl, dass er ihn nicht verlassen dürfe, da er ja die einzige Stütze seines Alters wäre, und versprach ihm, dass er, wenn er, der Greis, einmal sterbe, auch alles haben solle, was er hinterlasse – die kleine Hütte und das Stückchen Feld.

Fritz – so hieß der Knabe – war viel zu gutmütig, dem al-

ten grämlichen Mann irgendetwas nachzutragen und ein herzliches Wort vertrieb gewöhnlich all die bösen und hässlichen Erinnerungen aus seiner Seele, die früheren Szenen mit dem Pflegevater darin zurückgelassen.

Ein Paar Hundert Schritte von dem Haus des alten Rothhayn entfernt und nur durch ein kleines, ziemlich dicht mit Unterholz durchwachsenes Wäldchen davon getrennt, lag eine andere kleine Farm, die ebenfalls einem Deutschen, namens Wolfram, gehörte.

Der alte Wolfram bildete gewissermaßen ein Gegenstück zu seinem Nachbar Rothhayn, wenn er auch keineswegs so geizig – und hatten die Nachbarn recht – so reich war wie dieser, aber er war mürrisch und abgeschlossen, verkehrte fast mit niemandem, obgleich das doch sonst in der Ansiedlung eine recht freundliche und eingeführte Sitte war, dass sich die Nachbarn manchmal einander besuchten, über ihre Ernten und Bebauungsart sprachen und manche nützliche Kenntnisse, die sie aus dem großen und tüchtigen Buch der Erfahrung gelernt hatten, untereinander tauschten. Und den alten Rothhayn hasste er besonders.

Wolfram hatte Familie, Frau, Kind und eine alte Großmutter bei sich. Das Kind war ein kleines Mädchen, ein so liebes herziges Ding, wie nur je eins blauen Himmel über und blumige Erde unter sich gehabt hatte. Die Mutter liebte das kleine Wesen auch mehr als sich selber und hegte und pflegte es wie ihren Augapfel. Aber der Vater machte sich nicht viel aus ihr, war oft rau und unfreundlich ihr gegenüber und meinte nicht selten, so ein Mädchen sei zu gar nichts zu gebrauchen, weder in Wald noch Feld, weder mit der Axt noch mit dem Pflug. Darin hatte er aber großes Unrecht, denn Helenchen, obgleich erst neun Jahre alt, half

schon recht fleißig mit im Haus, wo sie nur konnte und wo ihre schwachen Kräfte ausreichten, sie kartete Baumwolle, spann und freute sich nie so sehr, als wenn sie ihren Eltern in irgendetwas zur Hand gehen konnte.

Fritz zählte fünfzehn, Helenchen etwa neun Jahre und die beiden Kinder waren nicht allein seit ihrer frühesten Jugend Spielkameraden gewesen, sondern Wolframs Frau hatte auch den Knaben seines stillen, ordentlichen Wesens wegen fast so lieb gewonnen, als ob es ihr eigenes Kind wäre. Nichts kränkte sie dabei mehr, als dass sie mit ansehen musste, wie schlecht es der Knabe im Haus des alten Mannes, seines Pflegevaters, hatte, ohne dass sie eben imstande gewesen wäre, etwas für ihn zu tun, um seine Lage zu verbessern. Der alte Wolfram dagegen mochte den Knaben nicht leiden, wenn ihm dieser auch nie Grund dazu gegeben hatte. Dieser Widerwillen wuchs mehr und mehr, als er sah, dass seine Frau ihn lieb gewann und er verbot ihm zuletzt sogar das Haus, das dem armen Fritz in der letzten Zeit weit mehr als die eigene Heimat geworden war. Zu seiner guten Mutter, wie er die Frau Wolfram nannte, konnte der arme Knabe nun gar nicht mehr und mit Helenchen durfte er nur dann und wann einmal ein Viertelstündchen plaudern, wenn er sie, wie das wohl manchmal geschah, zufällig auf dem Weg traf. Wenn der Vater das nach dem Verbot noch gemerkt hätte, wäre er zuversichtlich entsetzlich böse darüber geworden.

So kam der Monat Mai heran und mit ihm die Zeit, in der ich nun meine Geschichte beginnen will, als Fritz einmal seiner kleinen Freundin morgens begegnete, aber er konnte nicht mit ihr sprechen, denn ihr Vater kam dicht hinter ihr drein durchs Holz. Helene flüsterte ihm nur zu, er solle

heute Nachmittag einmal an den Zaun ihres Gartens kommen, denn sie habe ihm etwas Trauriges zu sagen und sie solle fortziehen in eine große Stadt.

Fritz stand ganz starr vor Schreck und erst des alten Wolframs barsche Anrede, der wirklich gleich darauf um die nächsten Büsche bog und ihn hier allein und traurig am Wege stehen sah, brachte ihn wieder zu sich selber. Er schlich sich ganz bestürzt nach Hause und hörte selbst nicht, wie ihn der alte Rothhain auszankte, dass er so lang geblieben und sich, dem lieben Gott die Tage abstehend, in der Welt herumtreibe. Er dachte nur an den Nachmittag, wo er sein kleines liebes Helenchen zum letzten Mal sehen sollte und war froh, als ihm der alte Mann eine Botschaft nach dem Städtchen Hudson auftrug, wo er etwas besorgen sollte, was ihn jedenfalls bis nach Feierabend entschuldigen musste. Beeilte er sich, so konnte er gut zur rechten Zeit wieder zurück sein. Er lief wirklich, als ob er irgendetwas Böses verbrochen hätte und nun seinem eigenen bösen Gewissen damit entlaufen wollte, was aber doch nicht geht und wenn man auch imstande wäre, durch die Luft zu fliegen.

Viel früher, als es sein Pflegevater wohl vermutet haben mochte, war er denn auch zurück. Als er den schmalen Pfad durchs Holz einschlug, der zu Meister Wolframs Haus führte und endlich am Garten Helenchen traf, die ihm traurig die kleine Hand entgegenstreckte und »Behüt' dich Gott, Fritz!« sagte, da wurde es ihm so weich und weh ums Herz, dass ihm die Tränen in die Augen traten und er frischweg hätte weinen mögen – hätte er sich nicht vor Helenchen geschämt, sie so etwas an sich sehen zu lassen.

»Ich muss fort von hier, Fritz!«, sagte das kleine Mädchen,

»ich komme zu einer Verwandten nach Rochester, wo ich in die Schule gehen soll. Wenn ich groß bin, komme ich wieder – behüt' dich Gott, Fritz, so lange.«

»Behüt' dich Gott, Helenchen!«, sagte auch Fritz – »aber es tut mir entsetzlich weh, dass du fort von hier gehst und ich möchte meinem Vater auch davonlaufen.«

»Sei brav, Fritz«, sagte aber das kleine Mädchen und es stand ihr gar so lieb, wie sie den doch weit größeren Knaben ermahnte, gut zu sein. »Du wirst den alten Mann gewiss nicht allein lassen wollen. Mein Vater schimpft auch oft mit mir, wenn ich es vielleicht auch nicht immer verdient habe. Aber er hat mich doch so lieb und ich glaube, ich sterbe, wenn ihm einmal ein Leid geschähe. Das kann recht gut bei deinem geschehen, wenn du fortgehst. Ich ginge auch nicht fort, wenn mich nicht die Eltern schickten«, setzte sie leiser hinzu.

»Ach du bist viel besser als ich, Helenchen«, sagte Fritz, »aber ich will dir auch folgen. Wenn du wieder kommst, sollst du hören, wie gut ich gewesen bin.«

»Wenn ich wiederkomme, bringe ich dir auch etwas mit«, sagte Helenchen.

Fritz lächelte durch seine Tränen durch, denn es kam ihm doch komisch vor, dass das kleine Mädchen ihm, dem großen Jungen, etwas aus der Stadt mitbringen wollte. Er drückte ihr die Hand, und als sie ihm diese nun entzog und ihm noch einmal Lebewohl sagte und ihm versprach, dass sie recht oft an ihn denken wollte, da drehte er sich von ihr ab und schritt langsam in den Wald hinein, denn er weinte bitterlich und er hätte die Tränen nicht zurückhalten können, wenn ihn Helenchen auch wirklich darum ausgelacht hätte. Aber sie lachte nicht und ging langsam nach Hause

und war recht, recht betrübt. Sie wusste selber eigentlich nicht so recht, warum, denn sie kam, ja wieder zurück, wenn sie groß war.

\*\*\*

## *Zweites Kapitel*

### Was dem Fritz im Wald begegnete

Fritz ging, wie schon früher gesagt, recht traurig nach Hause zurück. Er achtete gar nicht mehr auf den Pfad, er kannte ja auch hier jeden Busch. Weil es ihm dabei einfiel, dass es doch wohl noch ein wenig zu früh sein mochte, um sich vor seinem Pflegevater sehen zu lassen, denn er war wirklich sehr gelaufen, setzte er sich unter einen der blühenden Büsche auf einen umgefallenen Baumstamm. Es tat ihm unendlich wohl, so ungestört an all das denken zu können, was ihm recht schwer auf dem Herzen lag.

Er mochte wohl eine volle Stunde so da gesessen haben. Die Sonne neigte sich schon tief nach Westen hinunter. In Amerika ist aber die Dämmerung ungemein kurz, und dem wirklichen Sonnenuntergang folgt die Nacht auf dem Fuß. Nach dem Dunkelwerden mochte er auch nicht lange ausbleiben, weil sein Pflegevater sonst wohl gezankt haben könnte. Fritz wollte sich eben emporrichten, um den Heimweg anzutreten, als er ein Geräusch hörte und gleich darauf schwere Schritte im gelben Laub vernahm, die näher und näher kamen.

Zuerst wollte er ruhig fortgehen und sich nicht daran kehren, ob ihn jemand sähe. Dann fiel es ihm aber auf ein-

mal ein, wie der Weg nach Hudson gerade in der entgegengesetzten Richtung von diesem Wäldchen läge. Erfuhr aber sein Pflegevater, dass er sich an jener Stelle herumgetrieben, bekam er harte Worte, ja vielleicht sogar Schläge. Fritz fürchtete die Schande eines Schlages mehr, als die härteste unfreundliche Behandlung und Strafe. Deshalb ruhig in dem Schutz des dichten Busches, unter dem er sich befand, sitzen bleibend, wollte er das Vorübergehen des jedenfalls nur zufällig Durchkommenden abwarten, als er durch eine kleine Lichtung, die er von seinem Platz aus vollkommen gedeckt überschauen konnte, zu seinem Erstaunen seinen Pflegevater erkannte, der, einen kleinen Spaten in der Hand, mit einem nicht sehr großen, aber dem Anschein nach ungemein schweren Sack auf den Schultern herankehrte. Er blieb oft stehen, um sich entweder auszuruhen oder zu horchen, denn er wandte den Kopf in solchen Fällen vorsichtig nach allen Seiten und setzte danach seinen Weg, und zwar gerade auf ihn selber zu, fort.

So nahe war er dabei gekommen war, dass Fritz schon im Begriff stand, vorzutreten und sich dem alten Manne auf Gnade und Ungnade zu ergeben, - denn er glaubte nicht mit Unrecht, es würde besser sein, sich selber zu melden als hier gefunden zu werden -, als der alte Rothhayn plötzlich stehen blieb, seinen Spaten an einen Baum lehnte und den Sack vorsichtig, wie es schien mit Anstrengung aller seiner Kräfte, von der Schulter auf die Erde gleiten ließ. Es klang genau so, als ob Geld darin wäre. Fritz erschrak gewaltig, er wusste selber eigentlich nicht weshalb.

Rothhayn nahm sich aber nicht einmal Zeit, auszuruhen. Kaum lag die klingende Last am Boden, als er erst noch einmal vorsichtig nach allen Richtungen hin lauschte, ob er



kein verdächtiges Geräusch hören könne und daraufhin mit seinem Spaten eifrig daran ging, ein enges, aber tiefes Loch auszuwerfen, in das er den Sack hinein hob und die Erde wieder vorsichtig darauf feststampfte. Als das geschehen war, trug er, soweit ihm das die mehr und mehr einbrechende Dämmerung erlaubte, all die kleinen Erdklumpen zusammen, die etwa noch zerstreut umherlagen und verraten konnten, dass hier frisch gegraben worden war. Dann ein paar niedergebrochene Äste, die es unter dem alten Baum in Mengen gab, gerade über die Stelle ziehend und mit durchgestreutem dürrer Laub auch das letzte Zeichen vernichtend, schulterte er seinen Spaten wieder und schlich sich, so schnell er konnte, aus dem schon düster werdenden Schatten des Holzes nach Hause zurück, denn er fürchtete sich nachts, auch nur vor seine Tür zu treten. Nichts in der Welt hätte ihn bewegen können, bei dunkler Nacht nur eine kleine Strecke durch einen Wald zu gehen.

*Was kann der Alte da vergraben haben?*, dachte Fritz und blieb, als die Schritte desselben schon lange im Laub verklungen waren, noch immer in stiller Verwunderung in seinem Versteck zurück. *Geld? Es klang beinahe so, aber lieber Gott, wenn er nur soviel Geld in Kupfercent hätte, darbt er sich doch gewiss nicht den Bissen Brot vom Munde ab. Was sollte es sonst sein? Nägel? Weshalb sollte er die so heimlich zu vergraben? Es hätte sie ihm ja niemand gestohlen.*

Fritz rieb sich die Stirn und wusste in aller Welt nicht, was er aus der ganzen Sache machen sollte, als er plötzlich, dicht vor sich, wieder ein Geräusch zu hören glaubte. Als er aufschaute, hätte er beinahe laut aufgeschrien, denn auf derselben Stelle, auf der er noch vor wenigen Minuten seinen Pflegevater hatte graben sehen, stand jetzt niemand an-

deres als Wolfram, Helenes Vater, und schaute sich gar aufmerksam den Platz an, wo jener gegraben und dann die Bäume umher. Der Ort aber war sehr kenntlich, denn der tote Baum, der hier stand, konnte als vortreffliches Merkzeichen gelten. Wie er sich nun von allem recht genau überzeugt hatte, kroch er in einen dichten Busch, der die kleine Lichtung mit begrenzte, zurück. Fritz konnte deutlich hören, wie er sich langsam und geräuschlos entfernte.

Fritz war starr vor Staunen und hatte er auch im Anfang wirklich einmal den Mut vorzuspringen und dem Manne zu sagen, dass er da wäre und ihn wohl gesehen habe, so hielt ihn doch wieder die Furcht, die er gerade vor dem alten Wolfram empfand, davon zurück. Was hätte er auch sagen können, wenn ihn dieser fragen würde, wie er da hingekommen sei und was er versteckt bei Nacht und Nebel im Walde treibe. Endlich sprang Fritz erschreckt auf und das ganze heimliche Treiben der beiden alten und einander so feindlichen Männer kam ihm in dem Augenblick so unheimlich vor, dass er seine Mütze griff und, so schnell ihn seine Füße trugen, quer durch den Wald seiner Wohnung zulief.

Nicht weit vor seines Pflegevaters Haus angekommen, zögerte er aber noch, es zu betreten, bis es vollkommen dunkel geworden war. Er fühlte sich so aufgereggt, dass er meinte, der alte Mann müsse ihm gleich ansehen, es sei etwas Außerordentliches mit ihm vorgegangen. Und dann wusste er auch wirklich nicht, ob er ihm aufrichtig gestehen solle, was er gesehen hatte, oder ob es besser wäre, sich um gar nichts zu kümmern und dadurch jedenfalls einer Untersuchung zu entgehen, was er zu jener außergewöhnlichen Zeit, an jenem außergewöhnlichen Platz getrieben

und wie er da hingekommen sei. Sein gutes aufrichtiges Herz siegte aber zuletzt über alle Bedenklichkeiten, die ihn selber betreffen konnten. Als er endlich die Schwelle überschritt, deren freudloses Heiligtum er seine Heimat nannte, war er fest entschlossen, dem alten Mann alles offen und frei zu bekennen. Er hatte nichts Böses getan und brauchte sich deshalb auch nicht zu schämen oder das Licht zu scheuen.

Und dennoch musste er sich zur Ausführung dieses guten Vorsatzes zuletzt ordentlich zwingen, denn der alte Rothhayn war an diesem Abend mürrischer als sonst, wollte kaum anhören, wie seine Bestellung in Hudson verlaufen war. Er hatte ihn ja doch auch nur dorthin geschickt, um ihn hier aus dem Weg zu haben, während er in den Wald ging. Der Alte befahl ihm dann ohne Weiteres ein Stück Brot zum Abendessen zu nehmen und zu Bett zu gehen.

Fritz zögerte, so folgsam er auch sonst allen Befehlen gehorchte. Das Herz klopfte ihm laut und er wusste gar nicht, wie er beginnen sollte, bis ihn der alte Mann zuletzt barsch und unfreundlich anfuhr und er einsah, wie ihm weitere Ausreden und Ausflüchte nichts mehr helfen würden. Kaum hatte er aber auch nur den heutigen Abend und den Wald erwähnt, dass er dort gewesen wäre und etwas gesehen hätte, als der alte Rothhayn plötzlich mit stierem entsetztem Blick auf ihn losfuhr, ihn an den Schultern packte und so mit Fragen und Ausrufungen überschüttete, dass Fritz anfangs wirklich gar nicht zu Wort kommen konnte und den alten, vor Schreck und Aufregung halb tollten Mann durch verschiedene Geständnisse, die er aber nur immer teilweise begriff, mehr und mehr verwirkte.

Mit unendlicher Mühe begriff Rothhays endlich den Sinn des Ganzen, begriff, dass er nicht allein leichtsinniger unbegreiflicher Weise Zeugen seines so ängstlich ausgeführten Planes, sondern sogar noch einen Aufpasser gehabt hatte, der ihm nachgeschlichen und nun am Ende – das Haar sträubte sich ihm, wenn er nur an die Möglichkeit dachte – ihn berauben könne.

Fritz blieb auch nicht mehr im Zweifel, was das Vergrabene gewesen sein könne, denn der Geizhals raste förmlich in dem kleinen Raum auf und ab, raupte sich die Haare und wehklagte, dass jetzt alles, was er sich durch ein Lebensalter angespart und erarbeitet habe, in die Hände eines Räubers fallen solle. Fritz hatte es nämlich nicht übers Herz bringen können, den Namen von Helenes Vater, obgleich mit einem solchen Verdacht beladen, zu nennen. Selbst beunruhigt darüber aber, dass jener Mann doch am Ende Böses im Sinn gehabt haben könne und dass es kein Zufall nur gewesen, der ihn dort so in anscheinender und wirklich verdächtiger Heimlichkeit in den Wald geführt hatte, riet Fritz nun seinem Pflegevater, lieber gleich noch einmal dorthin zurückzugehen und das Eingrabene zu sichern, als es länger einer solchen Gefahr ausgesetzt zu lassen und erbot sich ihn zu begleiten. Der alte Mann wies dies Anerbieten aber zuerst aus zwei Gründen zurück.

Vor allen Dingen misstraute er dem Knaben, dass dieser vielleicht gar den Plan haben könne, den Schatz selber an sich zu bringen und nur jetzt auf einen flüchtigen Verdacht hin den genauen Ort zu erfahren wünsche. Es ist der Fluch aller schlechten Menschen, in jedem, der ihren Weg kreuzt, das Spiegelbild ihres eigenen Herzens zu sehen und in Angst und Misstrauen ihre Tage hinzuschleppen, während

der Gute vertrauend jedem Fremden selbst ins Auge schaut und auf Blumen wandelt, der andere sich durch Dornen seine traurige Bahn reißt. Dann war aber auch sogar der vergrabene Schatz kaum ein starker Hebel genug, die Angst zu beseitigen, die der törichte alte Mann vor dem dunklen Wald hatte.

Er fürchtete sich nicht vor Geistern. So behauptete er wenigstens und spottete oft über die sogenannte Gespensterfurcht. Er wusste auch, das kleine Holz konnte keinem gefährlichen Menschen zum Schlupfwinkel dienen. Aber etwas in seiner Brust trieb ihm das Blut in eisigem Strom zum Herzen zurück, wenn er sich irgendwo im Dunkeln – sein eigenes Zimmer ausgenommen – allein fand und das Bewusstsein, doch wohl nicht so gehandelt zu haben, wie er es einst vor Gott verantworten könne, ließ ihn wahrscheinlich das schon hier auf Erden fürchten, was wir Menschen gewöhnlich erst an dem Thron des Höchsten suchen – Vergeltung. Ein böses Gewissen lässt den, der ihm verfallen ist, nicht ruhen, noch rasten und die Zeit, die guten Menschen die Zeit der Ruhe ist, wird ihm zur Geisel, ihr Opfer auszutreiben in wilder Angst und Pein.

Fritz stand übrigens im Anfang ganz verduzt vor dem alten Mann, denn in so furchtbarer, unnatürlicher Aufregung hatte er ihn im Leben noch nicht gesehen. Er vergaß, ihn zu fragen, woher er auf einmal das viele Geld bekommen habe. Als aber die erste Erregung vorüber war und der Alte einzusehen anfang, dass hier wirklich gar nicht mehr so viel Zeit zu verlieren sei, wenn er das schon in der Tat halb verloren Gegebene noch retten wolle, wurde die Furcht vor dem Verlust mächtiger in dem Greis, als die vor etwaigen bösen Wesen. So des Knaben Arm ergreifend, in der rech-

ten Hand den Spaten und im Gürtel ein großes Messer, mit dem er sich – er wusste nicht gegen wen – verteidigen wollte, wankte er in fieberhafter Hast dem Wald zu, wo er seinen Schatz in so unsicheren Boden vergraben hatte.

Unterwegs auch und zum ersten Mal in seinem Leben, dass er den Knaben eines solchen Wortes würdigte, erzählte er ihm mit halb geflüsterten heiseren Worten – er sprach nur, dass es nicht so entsetzlich still um ihn herum sein sollte – wie er sein kleines Haus hätte verkaufen wollen, denn es koste ihn zu viel Geld, eine eigene Wirtschaft zu unterhalten, um irgendwo zur Miete in ein Städtchen zu ziehen. Er habe deshalb sein bisschen mühsam erspartes Vermögen – einen Sack voll Kupfer – draußen im Wald vergraben, denn die Menschen seien böse und man könne ihnen nirgends mehr trauen auf der Welt.

Fritz sprach kein Wort, aber das Herz tat ihm weh in der Brust, als er den alten Mann so reden hörte. Er schritt nur schneller vorwärts, recht bald an den Ort ihrer Bestimmung zu kommen. Der alte Rothhayn schien sich durch den Weg und das Reden auch wieder in etwas beruhigt zu haben. Oder war er hier draußen ängstlicher geworden? Denn er sprach nicht mehr so viel, blieb oft stehen und horchte in die stille Nacht hinaus. Aber nichts ließ sich da hören, als der wehmütig klagende Ruf des *whip poor will*, einer kleinen Art Nachtschwalbe, oder das schauerlich klingende Geschrei der Eule, die, aufgescheucht durch die ungewohnten Nachtwandler, von dem Zweig, auf dem sie gesessen hatte, ein Stück weiter in den Wald hineinflatterte und ihr Konzert da fortzusetzen.

Fritz wusste übrigens hier in dem Busch genau Bescheid. Es gab kaum einen hohlen oder umgefallenen Baum darin,

den er nicht kannte. Viele davon hatte er selber gefällt, und so schritt er in dieser anscheinenden Wildnis, durch die sich der alte Rothhain selber nicht zurechtgefunden haben würde, ruhig und schnell vorwärts, bis sie die kleine Lichtung erreichten, wo er an diesem Abend gesessen hatte und dabei ein unfreiwilliger Zeuge des Schatzvergrabens geworden war.

»Hier ist der Platz!«, sagte da plötzlich der Knabe.

Der alte Mann erbeute an allen Gliedern bei diesen Worten. »Wo – wo?«, rief er und erkannte im ersten Augenblick nicht einmal den Ort, den er sich selber als heimlich und gut versteckt, wie er glaubte, ausgesucht hatte. Gleich darauf erblickte er jedoch gegen den hellen bestirnten Himmel den alten vertrockneten Baum, der seine dürren Äste wie riesige Arme und Krallen in die Luft hinaufstreckte. Zu gleicher Zeit aber, mit zitternden Händen nach den Wurzeln niederfühlend, stieß er einen furchtbar gellenden Schrei aus. Das Loch war offen, das Holz, was er darauf gezogen hatte, zurückgeworfen, die Erde aufgegraben – und der Platz leer.

»Fort, fort, fort! Alles fort!«, schrie er, sich in rasender Wut auf die Erde niederwerfend und sein Haar raufend. »Fort, mein *Ein und mein Alles*, mein Lebensblut und Saft, mein Gold, mein Gold, mein Gold! Aber du weißt, wo es ist!«

Er sprang plötzlich empor und fasste dem entsetzt zurückfahrenden Knaben an die Kehle, die er ihm mit seinen Knochenfingern umspannte. »Du mußt gestehen, wer es gestohlen hat. Und wenn ich dir das Geständnis mit der Seele entreißen sollte!«

Fritz bedurfte all seiner Kraft, sich loszureißen von dem



Wütenden, denn er wäre fast erstickt. Aber er gestand nicht, wer der Mann gewesen sei, den er gesehen hatte. Er konnte es nicht übers Herz bringen, den Vater seiner kleinen Helene zu verraten, wenn er auch blutige Tränen hätte weinen mögen, dass gerade dieser ein so schlechter entsetzlicher Mensch sein solle.

»Ich glaube, ich würde sterben, wenn ihm einmal ein Leid geschähe«, hatte sie gesagt. Diese Worte klangen ihm jetzt immer in den Ohren und er hörte nicht, was ihm der alte rasende Mann sonst noch hineinschrie.

Rothhayns Kräfte ließen aber bald nach. Schrecken, Wut, Verzweiflung, mit der ungewohnten Anstrengung den Tag hindurch, mochten wohl gleich viel dazu beigetragen haben. Er ließ den Knaben plötzlich los, taumelte ein paar Schritte zurück und brach dann bewusstlos zusammen.

Fritz wollte ihn zwar nach Hause tragen, aber dazu war er zu schwach. Doch holte er rasch Wasser in seiner Mühe, rieb ihm damit die Schläfe, gab ihm zu trinken und brachte ihn wieder zu sich, bis er aufstehen und langsam mit zu seiner Wohnstatt gehen konnte. Kaum aber wieder so weit zu sich gekommen, dass er den Verlust, den er erlitten hatte, voll begriff, begann seine Raserei von Neuem.

Er beschuldigte Fritz selber des Diebstahls, wollte ihn Morgen am Tag vor Gericht verklagen, dass er seine Helfershelfer nennen solle, und stieß dabei so entsetzliche gotteslästerliche Reden aus, dass dem armen Knaben zuletzt ganz *Angst und Bang zumute* wurde. Er wollte Hilfe holen, aber der Alte ließ ihn nicht aus der Tür. Während er noch schrie, wehklagte, fluchte und lästerte, wurde sein Gesicht immer bleicher, sein Auge immer stierer. Die Adern schwollen ihm auf, als ob sie zerspringen wollten. Als er

sich wieder auf den Boden geworfen, sein weißes Haar zer-  
rauft und seine knöchernen Finger gewunden hatte, sprang  
er plötzlich empor, stieß einen lauten geltenden Schrei aus  
und fiel rücklings, so lang er war, auf die Erde zurück.

Er war tot – ein Herzschlag hatte ihn getroffen. Als Fritz  
sich über ihn beugte und ihn ins Leben zurückzubringen  
versuchte und der alte Mann ihm kalt und kälter unter den  
Händen wurde, da begriff er endlich, dass hier jede Hilfe  
vergebens sei und Gott selber den Greis zur Rechenschaft  
gezogen habe vor seinen Thron, er aber nun ganz allein ste-  
he in der Welt und hinauswandern könne in die Weite, sein  
tiefes bitteres Weh im Herzen.

Es ist wunderbar, wie gleich auf dieser Erde die Sorgen,  
Schmerzen und Freuden für uns arme Sterbliche, jedes ei-  
genen Kräften angemessen, verteilt sind. Das kleine Kind  
hat, seinem kleinen Herzchen nach, denselben Kummer  
über ein zerbrochenes Spielzeug, wie der Mann, dem eine  
Lebenshoffnung zertrümmert wurde. Es fühlt es in dem  
Augenblick wenigstens eben so tief.

Der Schulknabe, der seine Lektion nicht gelernt, steht oft,  
so rein und unschuldig sein Herz auch sonst sein mag, mit  
derselben Angst, demselben klopfenden Herzen vor sei-  
nem, finster die Stirn runzelnden Lehrer, wie der erwachse-  
ne Verbrecher vor seinem Richter. Mit den Jahren wächst  
unsere Kraft, aber unsere Sorgen nehmen nicht ab, sie  
wachsen mit ihnen. Aus dem zerbrochenen Spielzeug wird  
eine schlechte Zensur in der Schule und eine Strafe des  
Lehrers, aus dieser die erste Trennung vom väterlichen  
Haus und werden wir erst älter. Dann kommen der Sorgen  
mehr und mehr und jede halten wir für die schwerste, die  
uns Gott beschieden, bis uns die Nachkommende belehrt,

dass wir uns doch geirrt haben. Den Wogen der See, die dem Schiffer entgegenwälzen, gleichen die Sorgen. Die ihm Nächste sieht stets am größten, gefährlichsten aus – weiter zurück werden sie kleiner und kleiner, bis zuletzt in weiter Ferne das Meer still und ruhig zu liegen scheint. Und doch sind sie alle gleich groß und gewaltig und unser Lebenskahn gleitet von Gottes Hand gehalten, leicht und sicher darüber hin.

\*\*\*

### *Drittes Kapitel*

Wie Fritz aufs Geratewohl in die Welt hinaus ging und was er da fand

Wenn wir still und lauschig in unserm Stübchen, in unserer Heimat sitzen und aus dem Fenster schauen, dann kommen uns wohl manchmal Gedanken über die Fremde, über die weite, weite Welt, wie es da draußen wohl aussehen möge und was die Leute treiben und tun. Und es fällt uns dann auch wohl ein, was wir darüber gelesen und gehört haben, dass die Menschen da kalt und unfreundlich mit uns sind, wenn wir nicht die Taschen voll Geld mit uns bringen, dass sich jeder in sein Haus, wie die Schnecke in das ihre, zurückzieht und uns selber auf der Straße stehen lässt mit unseren Gedanken und Sorgen. Wir schauen dann wohl hinaus auf die blauen Berge, die weit im Hintergrund liegen, so weit, dass wir sie kaum noch von dem blauen Himmel, der darüber ausgespannt ist, unterscheiden können und meinen dann so in unseren Gedanken, dort etwa

finge wohl ungefähr diese kalte und fremde Welt an, dort würden wir uns einsam und verlassen fühlen, wenn wir sie beträten, während wir hier jeden Baum, jedes Dach kennen und uns zu Hause fühlen in all den Straßen und Gässchen.

Wir denken dann gewöhnlich gar nicht daran, dass diese so fern geglaubte *weite* Welt schon mit dem Schritt beginnen kann, den wir vor unser eigenes Haus tun, dass sie oft selbst diesseits jenes Blütenbaumes liegt, dessen Duft der Abendwind in unser Fenster weht. Es können Verhältnisse eintreten, in denen uns der Boden förmlich unter den Füßen schwindet und wo wir selbst in der eigenen Heimat und in den Räumen sogar, welche die Spiele unserer Jugend gesehen haben, die fremde Welt betreten und die Stellen, welche uns bisher so lieb und teuer gewesen sind, in Angst und Grausen fliehen, weil die schönen Zeiten vergangen – die Gegenwart aber so traurig geworden ist.

Ein ähnliches Gefühl war es, das Fritz Wildaus Herz beschlich, als er sich an jenem Morgen seinen Wanderstab aus einem jungen Hickorybusch schnitt und noch einmal das Antlitz wandte, den Ort zu übersehen, der bisher seine Heimat gewesen war. Er hatte nicht viel Freude dort gefunden. Keine liebende Mutter hatte ihn gehegt und gepflegt, keine sorgende Vaterhand ihm die Bahn gezeigt, die er durch das weite Leben würde zu wandern haben – nicht Bruder noch Schwester ließ er zurück in den öden Räumen, nur einen alten Mann, der oft barsch, unfreundlich und ungerecht mit ihm gewesen war. Aber der alte Mann lag nun da drinnen starr und tot auf seinem harten Lager. Das Haus, das ihm bis dahin Schutz verliehen hatte, war verkauft, denn kaum wurde die Todesnachricht in der Umgegend bekannt, als sich der Käufer mit unterzeichnetem und quittiertem Kauf-

brief meldete. Fritz begriff nun wohl, weshalb der alte Mann sein Geld im Wald hatte vergraben wollen, und fühlte nun doppelt, dass ehe er noch die Schwelle überschritten, schon allein und freudlos in der weiten Welt stand.

Manche der Nachbarn erboten sich wohl, ihn als Knecht in Dienst zu nehmen. Sie wussten, was für ein guter Arbeiter er war. Aber er wies diese Anerbietungen zurück. Er hätte nach dem, was hier vorgefallen war, nicht mehr in der Ansiedlung bleiben mögen und wenn sie ihm von goldenen Tellern das Kostbarste zu essen gegeben hätten.

Fast alle Nachbarn hatten sich bei der Leiche des alten Rothhayn eingefunden und die Leichenbeschauer ihr Urteil gesprochen: »Tod durch Schlagfluss herbeigeführt.« Niemand wusste aber, weshalb das so gekommen war, und Fritz, der den Grund hätte angeben können, dachte an das arme Helenchen und sagte kein Wort. Sein Bündel geschnürt, wanderte er hinaus. Als er den Wald erreichte, von dessen Rand aus er die bisherige Heimat zum letzten Mal überschauen konnte, setzte er sich auf einen Stein und blickte noch lange zu der kleinen düsteren Hütte hinüber. Die Tränen liefen ihm voll und schwer die bleichen Wangen hinunter.

Aber alles hat seine Zeit, Schmerz und Freude, Sorge und Traurigkeit. Wie sich der Knabe nur erst einmal so recht herzlich ausgeweint und die Brust von allem reingewaschen hatte, was sie bedrückte und was er eigentlich noch nicht einmal so recht begriff, raffte er sich empor, warf sein Bündel wieder über die Schulter. Ohne auch nur noch einen Blick zurückzuwerfen, wanderte er rüstig vorwärts, wo ihm das Neue, das ihn umgab, bald die trüben Bilder aus der Seele trieb und die Tränen von den Wangen trocknete.

Aber wohin nun? Er war von der Ansiedlung aufgebrochen, er wusste selber nicht wohin. Nur fort wollte er, fort, das Ziel blieb sich gleich, so er nur den Platz erst einmal hinter sich ließ. Da er sich aber nun wirklich auf einer Straße befand, schaute er sich auch um, wo er eigentlich sei, wohin ihn dieser Weg führe und schien endlich ganz zufrieden mit seiner Wahl, als er fand, wie er den schönen Hudson an seiner Seite habe und dieses Stromes Bett niederwärts folgte.

Wie so fröhlich die bunten Boote mit ihren weißen Segeln über den Sonnen blitzenden Strom dahinglitten, wie glatt und weich sich das anschaute, noch dazu, wenn man so zu Fuß die staubige harte Straße entlang nebenherging.

»Ich wollte, ich könnte auch auf einem solchen Schiff fahren«, sagte er halb laut vor sich hin und er erschrak fast, als eine Stimme dicht neben ihm den kaum ausgesprochenen Wunsch mit einem derben »Und warum nicht?« zu Hilfe kam. Fritz war so in den Anblick der verschiedenen Fahrzeuge versunken gewesen, dass er gar nicht bemerkt hatte, wie ein seemännisch genug aussehender Bursche an einer niederen Eiche, die dicht am Wege stand, lehnte und wie es schien, mit einem kurzen Teleskop, das er in der Hand trug, die Fahrzeuge gemustert haben mochte, die den Strom teils hinauf, teils hinab gingen, teils an den verschiedenen Landungsplätzen vor Anker, ja oft auch dicht am Land mit Tauen befestigt lagen.

»Und warum nicht, mein Bursche?«, wiederholte der Mann, als Fritz fast erschreckt vor ihm stehen blieb und zu ihm aufschaute. »Wenn der Mensch Lust zu Salzwasser hat, soll er seiner Natur nur ja keinen Zwang antun und auf dem Trocknen herumkriechen. Das tut niemals gut!«

»Ja, ich meinte aber eigentlich nur den Strom hinabfahren, um leichter von der Stelle zu kommen«, sagte der Knabe.

»Bloß als Passagier fahren?«, rief aber der Seemann und rümpfte verächtlich und den Kopf emporwerfend die Nase, denn Matrosen verachten alle Passagiere, die ihnen gewöhnlich nur Mühe und Last machen und nichts dabei von der See verstehen, von Grund ihres Herzens. »Bloß als Passagier? Pfui Teufel, da hätte ich dich für etwas Besseres gehalten. Was für ein Landsmann bist du?«

»Ein Deutscher«, sagte Fritz.

»Aber du sprichst gut englisch?«

»Ich bin als kleines Kind mit meinen Eltern hierher rübergekommen.«

»Und deine Eltern?«, fragte der Seemann, der sich für den Knaben zu interessieren schien.

»Sind beide tot – lange tot«, sagte Fritz traurig.

»Und sie haben dich schlecht behandelt zu Hause und du willst nun in die weite Welt? Weißt selber vielleicht noch nicht einmal, wohin?«, fragte der Seemann wieder und legte, zu Fritz herantretend, der traurig den Kopf senkte, die Hand auf seine Schulter.

Der Knabe seufzte, denn des Fremden Worte weckten einen schmerzlichen Ton in seinem Innern.

Der Seemann aber, der darin seine Vermutungen bestätigt glaubte, fuhr lachend fort:

»Kopf hoch, mein Bürschchen, Kopf hoch. Nach trübem Wetter folgt stets wieder Sonnenschein. Ist ein altes gutes Sprichwort und es ist kein Wind so schlecht, er kommt irgendjemand zugute. Siehst du da unten das nette dralle Fahrzeug vor Anker liegen? Das mit der weißen Leiste um den Bord. Auf dem kannst du fahren, wenn du Lust hast,



und zwar nicht als lumpiger Passagier, sondern als mit zu Bord gehörig, wie ein wackerer Seemann, der du noch hoffentlich einmal werden sollst.«

»Aber ich verstehe gar nichts von der See«, sagte Fritz, halb erschreckt, aber auch halb erfreut, denn wenn wir draußen in der Welt unter lauter fremden Menschen sind, gibt uns schon das geringste Anerbieten zu Beschäftigung oder Unterkommen eine Art von Beruhigung und Zuversicht. Hier aber öffnete sich ja vor der Seele des Knaben ganz plötzlich eine Aussicht auf Erwerb, ja die bestimmte Bahn eines späteren Lebensweges in eine Richtung hin, auf die er bis dahin noch mit keiner Sterbenssilbe gedacht und die doch so unendlich viel des Anziehenden besonders für ein junges Herz hatte.

Es ist das überhaupt so mit uns, vorzüglich, wenn wir noch jung sind, aber auch wohl selbst in reiferen Jahren, dass wir von einer uns fernliegenden Beschäftigung nur die Lichtseiten sehen und uns in deren Kreis wünschen. Wie idyllisch ist zum Beispiel das Hirtenleben stets geschildert worden. Unter einem arkadischen Schäfer denken wir uns stets einen jungen sehr hübschen Mann, der mit einem Strohhut und bunten Bändern geschmückt, den Hirtenstab in der Hand, auf einer Rasenbank lehnt und Flöte spielt oder die Klarinette bläst. Die Schäferinnen bekommen wir eigentlich nur auf Maskenbällen und Bildern zu sehen. Auf denen haben sie bunte und kurze Kleidchen, sind sehr zarte Gestalten mit einem Strohhut und bunten Bändern, einem noch zierlicheren Schäferstab in der Hand, den kleinen vergnügten Spitz an der Seite. Sie tragen Atlasschuhe und flechten entweder Kränze oder zerzupfen eine Blume. Die einzige Schäferin, die ich in meinem Leben in Wirklichkeit

gesehen habe, fand ich in Australien und die war sehr dick, hatte einen baumwollenen Mantel um, einen alten zerknitterten Filz- oder Felbelhut auf, trug außergewöhnlich dicke rindslederne Schuhe und einen Regenschirm.

Anstatt die Flöte zu blasen, stricken unsere Schäfer blau-baumwollene oder wollene Strümpfe und haben wohl das langweiligste Brot, das ein Mensch auf der weiten Gotteswelt haben kann, denn sie liegen den ganzen Tag auf den verschiedenen Rainen oder Grenzsteinen herum und warten, bis die Schafe satt sind.

Ebenso ist es mit der See. Wenn man am Ufer steht, über die weite blaue Fläche hin die silberblinkenden Segel schießen sieht und dabei ein wenig Einbildungskraft hat, dass man sich denken kann, wie das schlanke Boot weithin über ferne Meere an den von Palmen umrauschten Ufern landet, wie die braunen Indianer neugierig heranströmen und wunderbare Seltenheiten eintauschen um eiserne Nägel und Stückchen Spiegelglas, dann klopft uns das Herz wohl auch in der Brust, und wir sagen uns leise und heimlich: »Oh, wer da doch mitschiffen könnte über das freie offene Meer, nach den schönen fremden Küsten hin. Oh wie herrlich muss es sein, da draußen zu schaukeln und zu tanzen auf der wogenden See.« Aber in der Nähe? Lieber Gott, da schrumpft das alles gar böß zusammen und die anfangs so strahlenden Lichtseiten des ganzen Seelebens gleichen zuletzt nur noch kleinen Johanniswürmchen in einem dunklen Busch oder dem Seewasser selber, das in einer dunklen Nacht da unten blitzt und funkelt, aber in einem Eimer an Deck geholt, nur noch einzelne matte Funken zeigt. Das Stattliche des Schiffes verliert sich an Bord ungemein gern in einem fatalen Teergeruch und einem förmlichen Gewirr

von Tauen und Hölzern, die dem Landmann am Anfang wie verknotetes Strickgarn und das Schaukeln des Schiffs vorkommen. Oh wie weh und elend ihm dabei ums Herz wird und wie er sich wieder zurück an Land wünscht, all die Herrlichkeit der See noch einmal vom festen Grund und Boden aus bewundern zu können.

Fritz sah aber von all diesem Hintergrund noch nichts. Ihm lag die See noch als ein weites, fremdes unerschlossenes Rätsel da, und je geheimnisvoller das wunderliche Gewirr von Tauen und Segeln zu ihm heraufschaute, desto mehr schien er sich hingezogen dazu, seine Kraft daran zu versuchen und hinauszustürmen mit geblähter Leinwand in die weite Welt, egal wohin. Das *›ich verstehe ja gar nichts von der See‹* war demnach schon eine, wenn auch kaum bewusste halbe Einwilligung.

»Wirst's schon lernen, mein Bürschchen«, sagte der Matrose lachend und klopfte ihm dabei noch einmal, aber derber als das erste Mal auf die Schulter. »Wirst's schon lernen – da sind andere dazu gekommen, die vielleicht weniger Mutterwitz hatten als du und eben so wenig vom Salzwasser wussten und sind so tüchtige Teerjacken geworden, die nur je ein Schiff geführt haben. S'ist nichts auf der Welt nicht erlernbar, Matrose zu sein keineswegs ein Kunststück, wenn man es auch am Anfang mit beiden Händen anfassen muss, um den richtigen Halt daran zu bekommen. Aber ein freies fröhliches Leben führen wir auf dem blauen Wasser da draußen, ein Leben, wie dir's gefallen wird. Bist du erst ein halbes Jahr bei uns, denk' ich, so gingst du nicht wieder auf festes Land, Bäume umzuhacken und den Boden aufzuwühlen und wenn sie dir goldene Schätze dafür böten – also schlägst du ein?«

Fritz sah dem Mann in die Augen und betrachtete sich die Gestalt nun zum ersten Mal etwas genauer, denn das Fahrzeug selber, dem er so ganz plötzlich aufgefordert war, sein künftiges Schicksal anzuvertrauen, hatte bis dahin fast allein seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen.

Es war eine breite, kräftige, untersetzte Gestalt mit krausen, braunen, fast drahtartigen Locken und sehnigen Armen und Händen. Gekleidet ging er in die gewöhnliche Seemannsstracht, mit blauer Jacke, weiter weißer Hose und einem niederen breitrandigen Strohhut auf, von dem ein mächtig schwarzes Band flatterte. Auch das ganze breite Gesicht trug etwas Gerades, Gutmütiges, hätten nicht die fast zu sehr und ziemlich spitz niederlaufenden Brauen ihm einen verschmitzten, fast lauernden Ausdruck gegeben.

Fritz selber war aber viel zu offen und ehrlich, hinter einem anderen auch etwas anderes zu suchen, als wozu er sich selber bekannte. Der Mann meinte es jedenfalls ehrlich mit ihm, denn welchen Nutzen hätte er sonst daran haben können, sich überhaupt mit ihm einzulassen. Er sah aber auch, wie er heimlich lachte, als er so lange zögerte und sich am Ende gar fürchtete. Nein wahrhaftig, der Mann vom blauen Wasser sollte nicht glauben, dass ihm so leicht etwas Furcht einjagen könne und sein Entschluss war gefasst.

»Topp«, rief er und schlug in die dargebotene Rechte des Matrosen, »topp, ich werde ein Seemann und ein tüchtiger und steche mit Euch in See, wenn es Euch gefällt. Zu versäumen habe ich hier so nichts weiter auf dem Land«, setzte er etwas leiser hinzu, »und je eher wir hier fortkommen, desto besser.«

»Hallo, ist jemand hinter dir, mein Bursche«, entgegnete der andere lachend, der ihm die dargereichte Hand herzlich, wenigstens derb, denn beides wird nur zu oft in der Welt verwechselt, schüttelte. »Ist dir die heilige Justiz auf den Fersen oder ein strenger Mietsherr, dem du Fersengeld gegeben hast? Macht nichts, mein Bürschchen, ich kriege dich klar und wenn sie den ganzen Staat New York hinter dir herhetzten, der alte Tom Brendall ...«

»Nein, nein, nein!«, rief aber Fritz, der gar nicht hatte zu Worte kommen können und jetzt ernstlich fürchtete, sein neuer Prinzipal könne ihn wohl gar für etwas Schlechtes halten, obgleich er sich das eben nicht sehr zu Herzen zu nehmen schien. »Nein, ich habe noch niemals etwas Böses getan und bin niemandem davongelaufen. Ich kann jedem Menschen frei ins Antlitz sehen!«

»So?«, fragte der Seemann etwas gedehnt und schaute ihm scharf in die Augen, als ob er ihn mit dem Blick bis in sein innerstes Herz hinein erforschen wolle.

Fritz hielt dem Blick stand und sein klares blaues Auge begegnete fest und treuherzig den dunklen, auf ihm haftenden Sternen des anderen.

»Brav denn, mein Bursche!«, sagte da endlich Tom Brendall, wie er sich eben selbst genannt hatte, »das war offen und frei von der Leber gesprochen. Ich hoffe, wir sollen noch recht gute Freunde werden. Nun aber komm«, setzte er dann hinzu, indem er sein Teleskop nochmals an das Auge hielt und die umlaufende Landschaft damit rasch überflog, »komm, es wird Zeit, dass wir den Anker lichten, denn mein Steuermann unten hat mir schon zweimal das Zeichen zum an Bord gehen gegeben. Wie heißt du?«

»Fritz Wildau!«, lautete die Antwort.

»Fritz? Sonderbarer Name«, sprach der Yankee lachend, »wenn wir dich nun *Bill* riefen – das klingt besser und ist geläufiger.«

»Ich möchte nicht gern anders gerufen werden, wie ich getauft bin«, sagte Fritz.

»Hahaha«, lachte der Seemann, »das wäre mir nun verwünscht gleichgültig. Mich mögen sie rufen, wie sie wollen, nur nicht zu spät zum Essen, und da dort unten das Zeichen wirklich noch einmal aufsteigt, dass wir hinunterkommen sollen und das Essen auch wahrscheinlich fertig ist, wollen wir ebenfalls nicht länger säumen. Also Fritz – nun meinetwegen, so sieh dir denn das Land hier oben noch einmal gut an, denn jetzt werden wir wohl eine gute Weile nichts weiter als blaue See zu sehen bekommen, ehe wir wieder eine Küste erreichen.«

»Und wohin geht unser erstes Ziel?«, fragte Fritz mit leicht verzeihlicher Neugierde.

»Nach Brasilien!«, lautete die Antwort, und der Alte stieg fröhlich pfeifend den Hügel hinab dem kleinen Schoner zu, das signalisierte Mittagsmahl nicht länger warten und kalt werden zu lassen.

»Nach Brasilien! ...« es war gerade, als ob ein elektrischer Funke durch des Knaben Glieder gefahren wäre, so durchzuckte ihn das eine Wort – Brasilien. Er hatte zu Hause ein altes Buch gehabt, das eine Reise nach und erlebte oder vielleicht auch nur erdichtete Abenteuer in Brasilien schilderte. Wenn er sich irgendein Land in der Welt mit dem ausgemalt hatte, was eine frische jugendliche Fantasie imstande zu leisten ist, so war es dies vor allen übrigen Ländern der Erde. Und jetzt gerade, in derselben Stunde, wo er ratlos an der Schwelle der Heimat stand und nicht

wusste, wohin den Fuß zu wenden, führte ihn der Zufall. Nein, Zufall konnte er das wahrlich nicht nennen, was ihm ein Schicksal war. Führte ihn sein gutes Glück sanft und glatt in die Bahn hinein, die er sich seit frühester Jugend fast ersehnt hatte. Die Zukunft lag plötzlich, von einem heiteren lichten Sonnenglanz umstrahlt, so warm und freudig vor ihm, wie er sie vor wenigem Stunden noch von düsteren unheilschwangeren Wolken umlagert geglaubt hatte. Deshalb folgte er denn seinem Führer mit leichten Schritten den Hang hinunter und betrat bald darauf, von einem kleinen Boot an Bord gebracht, da das Fahrzeug es verschmäht hatte, seine Kette am Ufer selber festzumachen, den zwar nicht übermäßig großen, aber sonst ganz stattlichen Schoner.

\*\*\*

### *Viertes Kapitel*

Wie Fritz in seine neue Heimat kam und was er da für Gesellschaft und Beschäftigung fand

»Hallo Kapitän, was bringt Ihr uns da für Kalbfleisch?«, war der erste Gruß, der über das Deck tönte, als der neue Kamerad seinen Fuß noch kaum auf die erste Planke gesetzt hatte. Fritz sah erschrocken auf und das Gesicht, das zu dieser Anrede gehörte, diente keineswegs dazu, das Scharfe und fast Höhnische, das in den rauen Worten lag, zu mäßigen. Die Stimme gehörte einem vierschrötigen, von der Sonne dunkel gebrannten Mann, dem das schwarze, lockige, fast wollige Haar beinahe das Aussehen eines Mulat-

ten gab. Die Augen lagen tief und drohend in ihren Höhlen, die schmalen Lippen waren in eine Art Lachen, welches das Gesicht aber keineswegs freundlicher machte, getrennt, und zeigten ein paar Reihen blendend weißer Zähne und die bloßen muskulösen Arme, mit ein paar Fäusten daran, die aussahen, als ob sie einen Ochsen hätten mit einem Schlag zu Boden schmettern können, waren mit Haaren bewachsen, fast wie ein paar Bärenpranken.

Leicht gekleidet wie die übrigen Matrosen, die sich an Deck umhertrieben, trug er nur Hemd und Hose von dünnem baumwollenen Stoff mit einem rot wollenen Unterhemd, auf dem Kopf einen niederen Wachstuch überzogenen Strohhut und weder Schuhe noch Strümpfe an den Füßen. Aber er schien den, welchen er Kapitän nannte, mit einer gewissen Ungebundenheit anzureden und mehr zu sein als die Übrigen, wie auch schon sein Behaupten des Quarter- oder Hinterdecks bewies. Er lehnte mit beiden Armen, die Beine auseinander gespreizt, auf dem Gangspill und schob dabei ein gewaltiges Priemchen Kautabak keineswegs zur Verschönerung seiner schon überdies fatalen Züge von einer Wange in die andere.

»Ein junger Rekrut, der uns hoffentlich Ehre machen wird, Blighton«, rief aber Tom Brendall oder *der Kapitän*, wie wir ihn künftig der Kürze wegen nennen wollen - »er hat das Landleben satt und will hinausziehen in die weite See, um fremde Völker und Meere zu sehen.«

»Und da sollen wir die Erziehung übernehmen, heh?«, sagte Mr. Blighton und ein breites Grinsen zog seinen Mund quer über sein Gesicht hinüber.

»Wir wollen unser Bestes tun, Blighton«, rief der Kapitän und lachte dabei, »sodass beide Teile hoffentlich Freude an-



einander erleben. Aber jetzt ans Werk! Haben die Leute gegessen?»

»Schon vor einer Stunde«, sagte der Steuermann, denn diesen Posten bekleidete Mister Blighton an Bord der *Turteltaube*, wie der kleine Schoner hieß.

»Gut, dann lasst sie nur den Anker lichten und das bisschen Brise noch benutzen, dass wir stromabwärts kommen. Wir wollen hinuntergehen in die Kajüte und essen. Und du, Fritz, kommst heute mit mir. Ich will dir bei Tisch unten auseinandersetzen, was du künftig zu tun hast, denn du sollst unser Steward oder Kajütenwärter werden. Nachher kannst du gleich, was der vorherige Lump an Tellern und Gläsern nicht zerbrochen hat, übernehmen und dein Amt beginnen, sobald du Lust hast. Was übrigens dein Gehalt betrifft, so wollen wir über das noch nichts Bestimmtes festsetzen. Passen wir zusammen, dann geb' ich dir mein Wort, du wirst damit zufrieden sein. Und passen wir nicht, nun, dann soll dich die Zeit ebenfalls nicht bereuen, die du an Bord der *Turteltaube* zugebracht hast. Wir scheiden dann hoffentlich als ebenso gute Freunde, wie wir zusammengekommen sind.«

Bald darauf hatte sich Fritz eingerichtet. Sein kleines Bündel nahm er mit in den unteren Raum, wo ihm vom Kapitän selber gleich eine Koje angewiesen wurde. Nachdem sie ein gutes Mahl, aus allen möglichen und trefflichen Sachen bestehend, eingenommen hatten, wurde der schwarze Koch, der Cäsar hieß und in der letzten Zeit ebenfalls Stewarddienste verrichtet hatte, beauftragt, ihn in die Geheimnisse seiner Kunst einzuweihen, dass heißt zu zeigen, wo all die verschiedenen Provisionen und Getränke in die unglaublichsten kleinen Winkel und Ecken und Schränke, de-

ren Türen oft am Boden oft in der Decke, manchmal auch an der Seite saßen, weggepackt oder *gestaut* waren – denn wir müssen uns jetzt nun schon an die Schiffsausdrücke gewöhnen. Sein Dienst ließ sich dabei keineswegs schwer an. Er hatte nur für die Kajüte zu sorgen, das Geschirr derselben mit aufzuwaschen und alles sauber und reinlich, wie auch Kontrolle über das Verbraachte zu halten, zu welchem Zweck ihm aller Wein und Branntwein in Ansehen, wie die Büchsen mit eingesetzten Gemüsen oder Pickles-Fleisch zugezählt wurden. Aber der warme Teergeruch war ihm im Anfang noch ein wenig fatal, auch das Schlafen in der engen Koje wollte ihm, an die lustigen Häuser des Festlandes gewöhnt, nicht behagen. Er nahm sich schon den ersten Abend sein Bett, eine schmale, mit Moos gestopfte Matratze, an Deck. Freilich musste er um Mitternacht wieder, weit rascher als er hinaufgekommen war, damit hinunter, denn es fing plötzlich an zu regnen, als ob da oben eine Wolke geborsten wäre und das Verdeck schwamm.

Die ersten Tage vergingen ihm auch ganz vortrefflich und das Bewusstsein, ein neues Leben begonnen zu haben und nun gewissermaßen selbstständig in der Welt dazustehen. Sich seinen Lebensunterhalt selber zu verdienen, half ihm über die wenigen Unannehmlichkeiten seiner Lage, wie die Beschränkung des Raums, der Teergeruch und teilweise auch die Gesellschaft hinweg, die ihm doch nicht so ganz gefiel, wie er sich es am Anfang wohl gedacht hatte. Er mochte so viel auf das ungewohnte seiner Lage schieben, wie er nur wollte.

Der Kapitän, wenn auch ein bisschen rau und derb, schien noch der Beste von der ganzen Gesellschaft – es war ein echter Yankee, nur nicht so lang und dünn, wie diese

gewöhnlich aufschließen, sondern, wie schon gesagt, von stattlicher, mehr untersetzter Gestalt, ein Seemann wohl seinem Gewerbe nach, aber auch nicht einen Augenblick den Kaufmann verleugnend, der aus jedem, was sich ihm bietet, den größtmöglichen und schnellsten Nutzen zu ziehen sucht und dem strebsamen, aber oft auch überstreb-samen und rücksichtslosen Charakter seiner Landsleute in keiner Art Schande machte.

Du darfst dich übrigens nicht wundern, lieber Leser, dass Fritz nach so kurzem Aufenthalt an Bord schon ein so weitgreifendes Urteil über den Charakter seines Kapitäns fällte. Dieser gehörte zu der Klasse von Menschen, mit denen er schon oben am Hudson auch als ihr nächster Nachbar in die häufigste Berührung gekommen war und die sich, ziemlich über alle Staaten zerstreut, doch auch fast überall gleich blieb, ob sie nun ein Schiff von einem Hafen zum anderen führte oder Wanduhren auf einem kleinen Wägelchen in die fernsten Territorien des Westens kutscherte; ob sie mit Pillen und Salben oder mit silbernen Löffeln hausieren ging. Diese Art von Yankees verleugnet sich nie. Ihr Charakter ist wie in einer Form gegossen und von so elastischer Art, dass er, wenn gleich zehnmal unterdrückt, immer wieder frisch wie immer emporspringt und eine gestörte Existenz, die ein anderer ruhigerer Mensch für immer vernichtet halten würde, mit so regem ungetrübten Mut wieder und immer wieder aufs Neue beginnt, als ob er erst eben, ein junger Mann, der schönsten Hoffnungen voll ins Leben träte. Es ist dies eine Spannkraft des Geistes, die, zum Guten gelenkt, von den segensreichsten, herrlichsten Folgen sein kann, in die falsche Bahn aber gestoßen, den Mann selber auch, besonders noch durch falschen Ehrgeiz

angestachelt, imstande ist, zu den verworfensten Taten zu treiben, für die er dann in sich selber stets eine genügende Entschuldigung findet. Fest und unverdrossen, aber auch mit voller Gemütsruhe und keineswegs von Gewissensbissen geplagt, geht er damit durchs Leben, bis er sein irdisches Ziel erreicht hat – ein Vermögen zu sammeln und als Gentleman, vielleicht auch als Beschützer und Unterstützer irgendeiner religiösen Seite seine Tage zu beschließen.

Nicht so rasch war Fritz mit seinem Urteil über den Steuermann fertig, der mit der derben Seemannsnatur so viel Verschmitztheit und selbst Bosheit – Fritz konnte sich nicht helfen, der Mann missfiel ihm vom ersten Moment an – in sich vereinigte und dabei ihn selber manchmal so freundlich und gleich darauf so höhnisch behandeln, dass er gar nicht aus ihm klug wurde und von Stunde auf Stunde seine Meinung änderte, die ihn bald geneigt, bald feindlich erscheinen ließ. Jedenfalls fühlte der junge Bursche, dass nicht viel dazugehören würde, zwischen ihnen beiden eine grimmige Feindschaft anzufachen. Er beschloss deshalb sehr klugerweise, alles auf das Sorgfältigste zu vermeiden, was nur irgend dahin führen konnte, denn der Steuermann ist die zweite Person an Bord eines Schiffes. Falls er ihm nicht viel nützen mochte, konnte er ihm doch entsetzlich viel schaden.

Die übrigen Leute waren alle rohes Gesindel, Menschen aus der niedrigsten Hefe des Volkes, und das will in Amerika etwas Heißen, wo neben den Tausenden braver und rechtlicher Arbeiter oder wohlhabender Grundeigentümer, die jährlich dorthin auswandern, jedes Land der Welt fast einen Teil seines Gesindels mit hinüber befördert, das dann drüben so lange für gut und ehrlich gilt, bis der alte Scha-

den wieder ausbricht und neue Vergehen dann meist strenge Strafe über die Verbrecher bringen.

Hier auf der *Turteltaube* schien aber wirklich der Extrakt aller solcher Elemente versammelt zu sein, denn eine größere Anzahl von Galgenphysiognomien hatte Fritz noch nie auf einem so kleinen Raum versammelt gesehen. Es waren übrigens nicht einmal lauter Amerikaner, sondern ein Paar Iren, ein Schotte und drei Spanier dazwischen. Die Leute waren jedoch freundlich mit ihm, sie hatten sich augenblicklich seinen Namen gemerkt. Wie sehr sie auch zusammen aufeinander zu fluchen pflegten, gegen Fritz sprach niemand ein barsches Wort. Der ehrliche Junge schob das auch im Anfang einzig und allein auf ihre Gutmütigkeit. Die rohesten Menschen haben oft das beste Herz und es wäre falsch, ein Gemüt nach der Sprache zu beurteilen, in die er seine Worte kleidet. Hier aber schien doch Eigennutz weit eher die Triebfeder des guten Betragens gewesen zu sein, als irgendetwas anderes, denn er hatte die Branntweinrationen auszuteilen. Die damit betraute Person spielt immer an Bord eines Schiffes eine gewichtige Rolle zwischen der Mannschaft. Außerdem hat es der Steward, besonders auf langen Seereisen, außerordentlich in seiner Gewalt, den Leuten hier und da kleine Erleichterungen zu verschaffen. Weshalb sollten sie da nicht wenigstens freundlich zu ihm sein?!

Fritz wusste aber von alledem noch wenig oder gar nichts. Ihm genügte es, wenn ihm der Steuermann oft eine halbe Stunde in einem Stück Gesichter geschnitten, vorn im Vorkastell oder Logis ein paar zutrauliche Worte zu hören und glatte Stirnen zu sehen. Er fragte nicht erst, woher sie kamen.

Die *Turteltaube* schien aber ziemlich große Eile zu haben, denn sie hielt sich in New York selber nur eben lange genug auf, ihre Papiere in Ordnung zu bringen und ging dann augenblicklich in See, dem Ort ihrer Bestimmung entgegen.

Von den ersten acht Tagen ihrer Reise wusste Fritz gar nichts. Er erinnerte sich, dass sie gleich vor der Einfahrt sehr raues Wetter bekamen und die See gewaltig aufpeitschte, das war aber auch alles. Später kamen ihm wohl noch dunkle Bilder, wie er an Deck von dem Steuermann herumgestoßen worden war, elendig in allen Ecken und Winkeln des Schoners gelegen und sein Ende herbeigewünscht habe. Es war ihm, als sei er eines Tages mit einem Korb voll Teller die Kajütentreppe hinabgefallen und unten gleich dabei liegen geblieben wäre. Als sei er ein anderes Mal nach vorne gegangen und von einer Welle zurückgewaschen worden. Aber das alles schwamm ihm nur in dunklen undeutlichen Formen vor der Seele und das Elend der Woche, in der ihn die Seekrankheit so recht aus Leibeskräften gepackt und geschüttelt hatte, ließ sich nicht beschreiben.

Während dieser Zeit musste der Koch seine Stelle versehen, denn wenn ihn auch der Steuermann am Anfang zwingen wollte, sich auf den Füßen zu halten, ging das doch zuletzt nicht an, besonders wo der arme Teufel mit Lebensmitteln in Berührung kam.

Der Koch war ein lichter Mulatte, mit krausem wolligem Haar und einer vollkommenen Negerphysiognomie. Stolz auf seine Herkunft verachtete er in der Tat nichts mehr, als einen wirklichen Neger, die er alle mehr als Tiere, wie als wirkliche Menschen betrachtete und dadurch besonders

mit dem einen Matrosen, einem Vollblutkongolesen, nicht selten gar drohenden Streit bekam. Die beiden standen sich einander auch fortwährend feindlich gesinnt gegenüber.

Nun findet der Leser das vielleicht sonderbar, dass gerade ein Mulatte, dessen Mutter doch auch eine Schwarze gewesen war, der Rasse seiner Voreltern solchen Hass nachtragen sollte. Merkwürdigerweise ist dies aber fast stets der Fall in der Natur und besonders in dieser Rasse haben in den Negerkriegen, die auf den verschiedenen Inseln (z. B. Haiti) zu verschiedenen Zeiten wüteten, Mulatten und Neger einander auf das Erbittertste gegenübergestanden und die furchtbarsten Grausamkeiten untereinander ausgeübt. Der Mulatte hasst besonders die Erinnerung an seine Abkunft in der verachteten, unterdrückten Rasse und der Neger den Abtrünnigen in dem sich weiß dünkenden Stammesgenossen. Es ist das gerade so, wie bei dem Wolf, z. B., der keinen gefährlicheren und grimmigeren Feind im Wald hat, als seinen Abkömmling, den Wolfshund.

Als Fritz wieder ordentlich zu sich kam, waren sie weit draußen, auf offener See. Nirgends ließ sich mehr Land erkennen und nur hier und da unterbrach ein einzelnes Segel am Horizont die Eintönigkeit der stillen Fahrt. Hier aber sollte Fritz zuerst einen seiner Irrtümer, was das Leben der Matrosen an Bord eines Schiffes betraf, berichtigt finden. Denn wenn er geglaubt hatte, dass diese, sobald das Schiff nur erst unterwegs sei, nichts mehr zu tun hätten, als sich hinzusetzen und zu segeln, so fand er nun, dass es an keinem Ort der Welt wohl mehr und verschiedenartigere Arbeiten geben könne, als gerade an Bord eines Schiffes. Solange dieses nämlich im Hafen liegt, haben die Leute vollkommen Arbeit, ihre Fracht zu verstauen, Wasser und Pro-

viant aufzunehmen und überhaupt die nötigen Vorräte zu einer längeren Reise herbeizuschaffen. Kaum ist das Schiff aber erst einmal in offener See, so beginnen die gewöhnlichen Arbeiten der Seeleute, die, auf einen so engen Raum beschränkt und nur auf sich selbst angewiesen, auch fast alles umfassen, für was man sonst auf dem Festland glaubt, von eben so vielen verschiedenen Handwerkern abhängig zu sein.

Zuerst werden vor allen Dingen die nur aufgezogenen und am Bug (Vorderteil) des Schiffes hängenden Anker auf Deck genommen und stark befestigt, dass sie beim Umherwerfen des Schiffes sich nicht von der Stelle bewegen und dieses beschädigen können. Dann werden die Ankerketten in den unteren Raum gelassen, denn zu viel Gewicht auf Deck gibt dem Schiff einen unsicheren Gang. Danach wird das Schiff gereinigt und nicht selten auch bei schönem Wetter inwendig, d. h. auf Deck und in der inneren Schanzkleidung neu angestrichen. Ebenfalls beginnen die Arbeiten an Segeln und Tauen, die wie beim Bauern das Pflügen und Düngen das ganze Jahr nie aufhören. Die Leute mögen damit beschäftigt sein, soviel sie wollen. Alte Segel müssen ausgebessert, neue gemacht werden und die wirklichen Matrosen verstehen meistens auch etwas vom Segelmachen. Taue müssen nachgesehen und geteert werden, das stehende Takelwerk wird besonders genau durchgenommen und die Stage und Pardunen werden, wo es nötig ist, frisch angezogen und dadurch die Masken wieder gefestigt. Ist das alles geschehen, dann zupfen die Leute Werg und drehen Schiemannsgarn auf einer kleinen runden Winde, um dünne Seile zu erhalten, womit einzelne Teile des stehenden Tauwerks umwickelt und dadurch gegen das



Reihen und Gegenschlagen der Segel besonders, oder auch gegen das gegenseitige Abnützen geschützt werden.

Die regelmäßigen Wachen gehen dabei immer fort. Während ein Teil die Wacht zur Koje hat, d. h. schläft, ist der andere auf und munter, denn das Segeln eines Schiffes muss Tag und Nacht gehen und man kann draußen in offener See, wo das Wasser manchmal so tief ist, dass man mit der längsten Lotleine keinen Grund findet, das Schiff natürlich nicht nachts an einen Pfahl binden und schlafen gehen. Am Steuer besonders muss fortwährend jemand stehen und nach dem Kompass den richtigen Kurs halten.

Fritz bekam mit all diesen Sachen aber wenig zu tun. Er hatte seine Beschäftigung einzig und allein in der Kajüte, jenes ausgenommen, dass er nach den verschiedenen Mahlzeiten dem Koch mithelfen musste, das Geschirr auszuwaschen. Nur bei drohendem Wetter kam es später einige Male vor, dass er mit nach oben musste, um Segel zu reffen oder festzumachen.

Das Schiff gehörte zu einer jener großen Zahl von Yankee-Schonern, die, von dem Norden Amerikas auslaufend, mit Kartoffeln und Zwiebeln und allen möglichen anderen nordischen Produkten beladen, die Tropenländer aufsuchen und dort ihre Ladung, sei es gegen, was es wolle, bares Geld oder andere Produkte, vorteilhaft zu verwerten wissen und fast jedes Mal, wenn sie nicht eben irgendein besonderes Unglück haben, vorzügliche Geschäfte machen. Dass sie sich dabei nicht immer auf rein gesetzlichem Wege halten, lässt sich denken, denn gerade solche Artikel, die in einem Land verboten sind, bringen auch gewöhnlich die besten Preise. Und was die besten Preise bringt, ist dann auch natürlich das, an das sich die Handelsleute heimlich,

wenn sie es nicht öffentlich tun dürfen, am liebsten halten.

Die Reise selber wurde rasch und glücklich zurückgelegt. Schon am 30. Tag kreuzten sie am Äquator und Fritz musste sich hier allerdings der alten, aber schon so oft beschriebenen Tauffeierlichkeit Neptuns unterziehen. Dann hielten sie, mit allerdings nur leichter, oft von Windstillen unterbrochenen Brise dem Festland von Brasilien entgegen, das sie am 50. Tag nach ihrer Ausfahrt aus dem Hudson in Sicht bekamen.

Am nächsten Morgen herrschte reges und fröhliches Leben an Bord. Der Mensch ist nun einmal ein Landtier und sehnt sich, besonders nach langer Seefahrt, so viel inniger nach festem Grund und Boden, hätte er auch wirklich die ganze Reise hindurch alle nur möglichen Bequemlichkeiten und Genüsse seines früheren Lebens gehabt.

Wie viel mehr musste das also hier der Fall sein, wo die Leute schon anfangen, herzlich satt zu bekommen, Salzfleisch zu essen, Kartoffeln und Zwiebeln und sich nach den schönen Südfrüchten sehnten und frischem Fleisch.

Die Leute hatten aber auch Grund, fröhlich zu sein, denn vor ihnen ausgebreitet lag in all ihrer Herrlichkeit die schönste Küste des ganzen ungeheuren amerikanischen Kontinents. Wie die schroffen, kühn geschnittenen Gebirgsmassen des Landesinnern scharf und klar gegen den azurblauen darüber gespannten Himmel abstachen, so zogen sich in dunklen gewaltigen Massen dichte Wälder bis fast zum gelben Strand, über dem die Brandung schäumte, nieder und wehende Kronen der schönen Kokospalmen schauten darüber hinaus und gaben der ganzen Landschaft einen eigentümlichen, dem Auge des Nordländers ungemein wohltuenden Charakter.

Fritz war ganz besonders entzückt über das alles, was ihn umgab, das herrliche wundervolle Grün am Ufer, die stille spiegelglatte See mit Mengen von spielenden Fischen, die sich oft mit dem ganzen gewaltigen Körper bis über die Oberfläche des Wassers schnellten, die vielen weißen Segel, die an der Küste auf oder nieder liefen, oder teils den Hafen suchten, teils hinausstrebten in offene See, die wunderlichen Fischerbootjollen, denen sie hier zuerst begegneten, einfache Flöße nur mit einem Mattensegel darauf und von der See oft ganz überspült- das alles entzückte, bezauberte ihn und er wäre nicht von der Back vorne, wo er sich auf einen der Anker gesetzt hatte, wieder fortgegangen, hätte ihn nicht seine Pflicht, in Gestalt des Steuerannes zurück an seine Arbeit in die Kajüte gerufen.

Dieser empfing ihn mit einem Donnerwetter, dass er Maulaffen da vorne feilhalte, anstatt hinten an seine Arbeit zu kommen. Zum Augenaufreißen habe man ihn nicht an Bord genommen und die Berge da drüben werde er wohl auch noch zeitig genug und zur Genüge zu sehen bekommen.

Das Letztere beruhigte Fritz am meisten. Also beabsichtigte der Kapitän, doch länger hierzubleiben und ihn an Land zu lassen. Er ging nun mit so viel mehr Lust an seine Arbeit, um sich nur ja nicht, noch so dicht vor Toresschluss, das Missfallen eines seiner beiden Vorgesetzten zuzuziehen und dann am Ende zur Strafe an Bord behalten zu werden.

Gegen Mittag hatte sich die *Turteltaube* so weit dem Land genähert, dass man deutlich einzelne Dächer aus dem dunkelgrünen Laub heraus erkennen und sogar die Gestalten der Eingeborenen, die am Rand der Waldung sich bewegten, unterscheiden konnte. Ein kleines Flüsschen kam hier

der tief eingeschnittenen und düsteren Schlucht nach, aus den Bergen herunter. Die Leute fanden bald, dass ihr Kapitän beabsichtigen müsse, in die Mündung desselben einzulaufen. Er hielt wenigstens gerade darauf zu und die einzige Vorsicht, die er gebrauchte, war, einen Mann mit dem kurzen Handlot vorne hinzustellen, der das Senkblei von Zeit zu Zeit auswarf, den hier allerdings von Meile zu Meile seichter werdenden Grund zu untersuchen.

Der kleine Schoner war aber schon auf solche Orte eingerichtet, er lag etwas breit im Rumpf und ging nicht ungewöhnlich tief im Wasser, obgleich Fahrzeuge, die zur See fahren, stets eine gewisse Tiefe haben müssen, wenn sie nicht der Gefahr ausgesetzt sein sollen, bei heftigem Wind umzuschlagen. Er war auch keineswegs so schwer geladen, wie es Schiffe sonst sind, die nur Frucht zu einem bestimmten Platz führen und natürlich dann einpacken, was ihr Raum zu halten vermag, da sie ja für jeden Zentner, den sie mehr nehmen, auch soviel mehr bezahlt bekommen. Tom Brendall hatte nur eben an leichter Fracht genommen, was er für zum Tauschhandel günstige Artikel hielt. Er wusste auch wohl schon, welche Art von Waren er dafür am liebsten nahm. Tom Brendall war nicht zum ersten Mal an dieser Küste gewesen.

\*\*\*

## *Fünftes Kapitel*

Wie der alte Tom Brendall seinen Handel anfang und Cäsar,  
der Koch, seinen ganzen Hass auf Eingeborene verloren  
hatte

Näher und näher rückten sie dem Land – es war fast so, als ob die waldige Küste mehr und mehr aus der See emporstieg. Wie nun jener dünne durchsichtige Duft, der bis jetzt, einem Schleier gleich, auf dem Land gelegen hatte, zerfloss und in die schattige Waldung hinein verschwand, trat alles klar und deutlich hervor. Während Fritz gar keine Bewegung des Schiffes spürte und auf dem Wasser selbst kaum einen Gegenstand fand, an dem er ihr Fortbewegen wahrnehmen konnte, schien es fast, als ob die Küste um sie her weiter und weiter mit den grünen waldigen Armen ausgreifen würde, die sich langsam aber sicher um sie schlossen und sie plötzlich, wie mit einem Zauberschlag, hineingesogen hatte, selbst bis in das Herz der Waldung.

Fritz war nach unten gegangen und hatte erst noch einen Blick um sich her über den klaren Meeresspiegel und die Masse von Fischerbooten geworfen, die sie umgab. Als er kaum nach einer Viertelstunde zurückkam, rollte schon der Anker zu Grund. Die *Turteltaube*, in den kleinen Fluss so eingebracht, dass ihr durch ein niedriges Vorgebirge die Aussicht zur See zu abgeschnitten wurde, lag mit dem Außenklüver im wahrsten Sinne des Wortes in einem Guavendickicht, welches den Auslauf eines steilen Hügelrückens bedeckte und von hohen wehenden Kokospalmen überragt wurde.

Man hätte aber von dem Außenklüver aus, während das

Schiff selbst an der steilen Landspitze vollkommen sicher in tiefem Wasser vor Anker lag, recht leicht gerade durch diese Guaven hinein an Land oder auch auf demselben Wege von dort an Bord kommen können.

Fritz wunderte sich, weshalb der *Alte* – wie die Kapitäne gewöhnlich stets auf ihren Schiffen genannt werden – einen so sonderbaren Platz zum Ankern ausgesucht haben mochte. Der alte Brendall wusste aber recht gut, was er tat – sein Lieblingspruchwort war dabei: *Er sei ein tüchtiger Kerl und von jungauf in der Welt gewesen und ...* Dann schob er gewöhnlich die Hände in die Hosentaschen, soweit er sie hineinbringen konnte, und ging ganz vergnügt pfeifend an Deck auf und ab.

Der Anker war übrigens kaum hinunter, als eine Menge Eingeborener mit ihren kleinen Booten und Kanus an Bord gefahren kamen und allerlei herrliche Früchte, Bananen, Apfelsinen, Papayas, Wassermelonen, Kokosnüsse, Guaven und Gott weiß was alles feilboten. Der alte Tom Brendall wies aber die Händler sämtlich an den Koch, der auch gut portugiesisch sprach, soviel von dem Gebrachten einzuhandeln, wie er glauben würde, dass sie für Offiziere und Mannschaft gebrauchten. Es verstand sich von selbst, dass die Schwarzen dafür seine eigenen Produkte, wie besonders Gemüse und Kartoffeln an Zahlungsstatt annehmen mussten, denn der alte Tom war nicht der Mann, Bargeld auszugeben, wo er mit Zwiebeln bezahlen konnte.

Sonderbarerweise schien aber Cäsar hierbei seinen ganzen Hass auf die Schwarzen verloren zu haben. Er schüttelte jedem seiner halben Landsleute die Hand, als ob er ihm einen Arm ausrenken wollte, und schwatzte und lachte dabei mit ihnen und erzählte ihnen Geschichten und ließ sich

erzählen, dass bald das ganze Deck widertönte von dem förmlichen Toben der munteren Schar und der Steuermann endlich, der den Lärm schon lange und für Fritz unbegreiflicher Weise, geduldig mit angehört, aufsprang und mit ein paar hineingedonnerten Flüchen wenigstens teilweise die Ruhe wieder herstellte.

Zur gleichen Zeit, fast mit den Fruchtbooten, war aber auch ein etwas größeres Kanu mit zwei europäisch gekleideten Männern ans Schiff gekommen. Diese beiden Herren trugen eine Art von Uniform und gehörten wahrscheinlich zu dem kleinen Kastell oder Fort, das auf der oberen Landzunge stand und dazu dienen sollte, die Ein- und Ausfahrt des Hafens zu überwachen. Oben wehte auch die brasilianische Flagge. An den beiden Beamten oder Offizieren war es aber auch wirklich nur die Uniform, die sie für von europäischer Herkunft gelten ließ, denn sonst sah ihre Haut kaum um einen Schatten lichter aus, wie die der Eingeborenen, welche sie an Bord gerudert hatten. Es waren auch Abkömmlinge von Weißen und Indianern, allein die heiße Sonne, welche über ihrer Heimat brannte, hatte ihrer Haut die Farbe des Bodens aufgedrückt, auf dem sie wandelten.

Die Herren waren übrigens alles, was sich hier von Regierungsbeamten vorfand und bald damit beschäftigt, die Papiere des Schoners zu revidieren und nachzusehen, was für Frucht die *Turteltaube* geladen habe. Die Leute an Bord durften es sich nicht etwa einfallen lassen, zu schmuggeln, ohne ihnen die üblichen Prozente dafür zu zahlen, denn bestechen ließen sich diese Art von Beamten alle miteinander.

Die *Turteltaube* lag nun etwa acht Tage in dieser kleinen freundlichen Bucht, und Fritz hatte mehrfach Urlaub bekommen, um an Land zu gehen und mit den dortigen Ein-

wohnern zu verkehren. Am liebsten durchstreifte er aber die reizende Umgebung des kleinen Flusses und fand bald, dass zu beiden Seiten desselben sehr große, zwei Kreolen gehörige Kaffe- und Zuckerplantagen waren, die von einer bedeutenden Anzahl von Sklaven bearbeitet wurden.

Am meisten interessierten ihn besonders die Plantagen von Kaffee, der in Brasilien in vortrefflicher Qualität gezogen wird und dessen Wuchs er sich ganz anders gedacht hatte. In jungen Anpflanzungen waren es nur Büsche, auf denen die Kaffeekirsche wuchs, in den älteren aber standen wirkliche kleine Bäume, zwanzig bis dreißig Fuß hoch und mit dunkelgrünem, sehr hübschem Laub bedeckt. Dazwischen waren höhere Laubbäume hineingepflanzt, dem Kaffee Schatten zu geben. Solche Anpflanzungen glichen förmlichen Wäldern, hätte nicht eben die Regelmäßigkeit der ausgepflanzten Reihen die Plantage verraten.

Das Laub des Kaffees hat fast Ähnlichkeit mit dem unserer Kirsche, die Blätter sind nur etwas größer und mehr gekraust. Die Früchte gleichen außerordentlich den Kirschen, noch mehr aber in der Form. Wenn sie recht reif sind, auch in der Farbe, den Korneliuskirschen, sitzen jedoch dicht am Stiel der Zweige und haben einen Doppelkern, die uns wohlbekannten Kaffeebohnen, immer zwei einander gegenüberstehend in gemeinschaftlicher Hilfe, enthaltend.

Fritz konnte sich nicht sattsehen an diesen reizenden Anpflanzungen, in deren kühlen Schatten er so gerne umherwanderte. Aber auch die Zuckerplantagen, die gepflanztem Schilf glichen, zogen ihn an und er sah Zimt- und Muskatnussbäume, Kakaobüsche und die kostbare Schlingpflanze, welche die duftende Vanille trägt. Ihm war dabei, als ging er im Traum in einer Märchenwelt umher. Sachen, die er



wohl früher nennen hörte, aber bei denen er sich gar nicht die Möglichkeit gedacht, dass sie auf gewöhnlichen Bäumen im freien Wald draußen wachsen könnten, standen hier umher, wie bei ihm zu Hause die Eichen und Ahornbäume. Palmen, die er bis dahin nur eigentlich von Heiligenbildern kannte, schienen hier so gut zur Szenerie zu gehören, wie die Pappeln oder Kastanien in den nordischen Ländern.

Und dazu die wunderlichen schwarzen Menschen mit den breitgedrückten Nasen und wulstigen Lippen – aber es waren Sklaven – sie konnten von ihren Herren wie das Vieh, wie Pferde und Rinder verkauft und geschlagen werden – und wurden verkauft und ausgepeitscht. Sein Herz schlug ihm ängstlicher, wenn er daran dachte, dass das auch Menschen waren und wie ihm wohl zu Mut sein würde, wenn jemand seine Mutter, oder sein Helenchen hätte verkaufen wollen.

Helenchen – ach du lieber Gott, wie kam es gerade, dass ihm das kleine Mädchen wieder einfiel – wer weiß, wo sie jetzt war. In der großen Stadt hatte sie ihn doch lange vergessen.

Das viele Neue, was ihn umgab, ließ ihn aber nicht lange an vergangene Zeiten denken. Und wirklich waren es die Schwarzen, mit denen er sich jetzt am lebendigsten beschäftigte. Die Ursache hierzu bot aber auch vor allem anderen sein eigener Kapitän Tom Brendall, der weit menschlicher in dieser Art zu denken schien, als viele andere Amerikaner. Zwei Abende hatte er sich nun schon mit Fritz, obgleich er sonst nur sehr wenig mit ihm sprach, über die Leiden der armen Sklaven unterhalten und immer davon gesprochen, was für ein unendliches Glück es für die armen

unglücklichen Schwarzen sein würde, wenn sie nach den freien nördlichen Staaten der Union (wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika auch genannt werden) entkommen könnten. Aber das war gar nicht möglich, denn viele Hundert Meilen eines heißen dicht bevölkerten Landes, wo lauter Sklavenbesitzer wohnten, lagen dazwischen und die armen Teufel hätten nicht zwei Tagesreisen weit kommen können, ohne dass man sie wieder eingeholt und dann gewiss noch weit strenger behandelt haben würde.

»Aber wenn sie sich nun auf ein Schiff flüchten könnten«, sagte Fritz, in dessen Augen schon bei dem Gedanken Tränen traten, »und wenn das Schiff gleich in See ginge, weit hinaus in See, wohin ihm die bösen Menschen nicht folgen könnten.«

»Ja, wenn man glücklich damit wegkäme«, sagte der Kapitän kopfschüttelnd, »aber würde man dabei erwischt, dann Gnade Gott. Ich glaube, die rothäutigen Schufte hier, die selber nicht viel heller als Neger sind, hingen einen an den nächsten Baum auf und wenn es ein Zimtbaum wäre. Und käme man wirklich davon, wie viel Geld würde es nicht kosten, sie unterwegs die ganze lange Zeit zu beköstigen. Ein armer Teufel wie ich, der seine Reisen nur macht, um davon zu leben, müsste total dabei zugrunde gehen.«

»Wenn Sie wieder hinauf in den Hudson liefen!«, rief Fritz von dieser menschenfreundlichen Idee begeistert lebhaft aus, »so sollten Sie einmal sehen, wie viel allein die Farmer oben in unserer Ansiedlung in kurzer Zeit zusammenbrächten, Sie für alle gehabten Auslagen reichlich zu entschädigen. Oft genug habe ich in den Betversammlungen gehört, wie sie den lieben Gott mit Bitten förmlich bestürmt haben, die *schwarzen Brüder* hier in den heißen Län-

dern zu befreien. Unsere Prediger haben oft in wenigen Tagen große Summen zusammengebracht, um die Leiden der armen schwarzen Menschen in etwas zu lindern. Was würden sie nicht geben, wenn es sich darum handelte, für wirklich befreite und ihrem Elend Entrissene, lediglich die Passage zu bezahlen!«

Der alte Tom Brendall schien nachdenklich zu werden, ging ein paar Mal in der Kajüte mit auf den Rücken gelegten Händen auf und ab und sagte dann endlich kopfschüttelnd: »Ich will mir's überlegen – aber – ich traue der Sache nicht. Schicke mir einmal den Steuermann herunter, Fritz. Aber sprich mit keinem Menschen weiter darüber. Das Erste, was sie hier am Ufer täten, sobald sie nur den geringsten Wind von etwas Derartigem kriegten, wäre, dass sie mir den Schoner wegnähmen, mit allem, was drin und drauf ist, und hängen könnten sie uns nachher noch obendrein.«

»Ach du lieber Gott«, beteuerte Fritz, »ich sage ja gewiss nichts, wenn ich nur damit hoffen könnte, einem Teil der armen Menschen zur Freiheit zu verhelfen.«

Er sprang rasch an Deck, schickte den Steuermann hinunter und bereitete nachher das Abendbrot für Kajüte und Mannschaft mit noch einmal so viel Lust und Liebe als sonst. In Gedanken überlegte er sich schon, wie sie, eine ganze Menge geretteter Sklaven an Bord, mit schwellenden Segeln wieder hinaus in See stachen und wie er dann zu Hause erzählen könne, dass er gleich auf seiner ersten Reise, bei einer so guten Tat mitgeholfen hatte. So eifrig dachte er sich dabei in das Ganze einer solchen Flucht hinein, dass er gar nicht wünschte, sie kämen so leicht und ungehindert davon, sondern wirklich gern sein Leben in einer ernstesten Gefahr gewagt hätte, um recht wacker bei solcher Rettung

mitgewirkt zu haben.

Der nächste Tag verging übrigens, ohne dass der Kapitän auch nur eine Silbe weiter von der Sache erwähnt hätte. Sie luden nur aus, was sie an Frucht im unteren Raum führten, legten dabei das Schiff so dicht an das hier etwas steil aufgehende Ufer an, dass sie ihre Güter gleich über Planken hinaus an Land rollen oder tragen konnten, und fingen dann an, das dafür Eingehandelte, besonders Kaffee und Zucker, etwas Vanille, Maniokmehl, das der Kapitän behauptete, in Neuengland gut verkaufen zu können, und einzelne andere Landesprodukte an Bord zu nehmen.

Das Maniokmehl wurde nicht mit weggestaut, sondern blieb oben liegen.

Diesen letzten Tag hatte sich der Koch gar nicht an Bord sehen lassen und, wie der Steuermann sagte, Urlaub vom Kapitän bekommen, um einen Verwandten zu besuchen, den er zufällig und zwar als Sklaven, hier auf der einen Plantage gefunden hatte. Er musste dazu einen Erlaubnisschein vom Kapitän haben und dieser, der sich an dem Morgen in die rechte Hand geschnitten hatte und ein Tuch darum trug, ließ Fritz, dessen gute Handschrift er kannte, den Erlaubnisschein in englischer Sprache schreiben.

Erst spät, sehr spät in der Nacht, ja fast gegen Morgen schon, kam der Koch zurück. Fritz hatte gerade die Wache mit an Deck und sah, wie er gleich ohne Weiteres in die Kajüte hinunterging und den Kapitän weckte, dem er einen langen Bericht abzustatten schien.

Der nächste Tag war dazu bestimmt, Fracht einzunehmen. Es sah fast aus, als ob der Kapitän noch beabsichtigte, länger hier vor Anker zu bleiben, denn er ließ beide große Schonersegel vollkommen abnehmen und fest zusammen-

rollen und bestellte bei ein paar schwarzen Zimmerleuten an Land sogar noch mehrere Sachen für seinen eigenen Bedarf an Bord, die unter drei bis vier Tagen gar nicht fertig werden konnten.

Er selber war an dem Abend bei Don Pedro Alvaro, dem Befehlshaber des kleinen Platzes, den er mit seinen Offizieren schon einige Male an Bord gehabt und gespeist hatte, eingeladen. Die beiden Herren kamen an Bord, um ihn abzuholen, freuten sich, als sie hörten, dass er noch wenigstens acht Tage hier zu liegen beabsichtige, lobten ihn, dass er seine Segel der hiesigen Gewitterregen wegen abgenommen habe und schone, und verließen dann mit ihm das Schiff.

Es war eine ungemein dunkle Nacht und das Schiff hatte, nachdem es der Kapitän von Bord gegangen war, wieder auf seinen ersten Ankerplatz, und zwar so genau auf dieselbe Stelle hinausgelegt, dass der Außenklüver des Bugspriets wieder bis in die Guavenbüsche hineinreichte, die Mannschaft aber heute Abend keine Erlaubnis bekommen hatte, an Land zu gehen. Nur der Koch und Zimmermann mit dem einen Neger waren draußen und Fritz vom Steuermann beauftragt worden, auf der Back vorne seine Wache zu halten und ihn zu rufen, sobald er in den Guavenbüschen das geringste Geräusch hören sollte.

Fritz wusste nicht recht, was das eigentlich zu bedeuten hätte und sein Erstaunen wuchs, als er sah, wie die Leute gleich nach Dunkelwerden und als man vom Lande aus nicht mehr beobachten konnte, was an Bord vorging, die beiden großen Segel wieder an ihre Bäume oder Gaffeln befestigten und in der Tat alles an Deck herrichteten, als ob sie ohne Weiteres in See gehen wollten. Das Ganze wurde

dabei so still und geheimnisvoll betrieben, dass er sich nicht verhehlen konnte, es gehe hier etwas ganz Außergewöhnliches vor. Das Herz schlug ihm wie ein Hammer in der Brust, wenn er daran dachte, wie sich Kapitän Brendall doch am Ende dazu entschlossen haben könnte, eine Partie Schwarze aus ihrer entsetzlichen Sklaverei zu befreien. Jetzt wusste er auch, weshalb er nach dem Gebüsch vorn aushorchen sollte. Aber weshalb hatte ihm der Steuermann nicht die Ursache gesagt, er hätte doch wahrlich nichts davon verraten?!

\*\*\*

## *Sechstes Kapitel*

Auf welche Art Cäsar seine schwarzen Brüder überredet und die *Turteltaube* mit voller Ladung in See geht

Der Leser muss mir einmal auf die nächste Plantage, und zwar in die eine der Hütten folgen, die unweit vom Herrenhaus in einem dichten Gebüsch von Bananen und Orangen, von einem kleinen Gemüsegärtchen umgeben, lag und wo eine ungewöhnliche Anzahl von Schwarzen bei dem matten ungewissen Schein einer einzigen Kokosnussölampe versammelt war. Cäsar, der Koch der *Turteltaube*, befand sich mitten zwischen ihnen und schien überhaupt eine keineswegs unbedeutende Rolle hier zu spielen, da alle in größter Spannung und Aufmerksamkeit um ihn herumdrängten und mit atemlosem Schweigen dem zu lauschen schienen, was er ihnen erzählte. Dies war aber in der Tat nichts Geringeres, als eine Aufforderung ihren Herren zu

entfliehen und nach einem freien Land zu entkommen, wo sie wohl auch arbeiten müssten für ihren Lebensunterhalt, aber dann auch freie Menschen wären in Gottes freier Luft und nicht mehr verkauft und gepeitscht werden dürften.

Er brauchte ihnen nicht viel Derartiges zu sagen, jeder Einzelne hatte genug des Leides im eigenen Herzen zu tragen und wäre imstande gewesen, das nur flüchtig entworfene Bild mit glühenden, blutigen Farben auszufüllen.

An Ursache fehlte es ihnen wahrlich nicht, ihrer Qual, ihren Peinigern zu entgehen, aber – war die Flucht auch gewiss – waren sie sicher, dass sie nicht wieder zurückgebracht und dann ach wie so weit entsetzlicher noch behandelt werden würden? Und wohin wollte der weiße Kapitän sie überhaupt führen? Sie hatten das alles schon seit drei Abenden mit demselben Mann verhandelt. Die Ausführung des Planes war auf diesen Abend beschlossen worden. Da es aber zum Handeln kam, schrakten die einen wieder vor dem entscheidenden Schritt zurück und andere fühlten sich durch Familienbande hier gehalten. Alle konnte das kleine Fahrzeug ja doch nicht aus Sklaverei und Elend retten, und wenn es seinen Raum ausgefüllt hätte mit ihnen bis unten zum Kiel hinab.

»Cäsar«, sagte da ein alter Neger mit grauer krauser Wolle auf dem dicken runden Schädel. »Ich habe mir die Sache hin und her überlegt und sie gefällt mir nicht. Ich bin nun schon so lange auf der Welt und habe entsetzlich viel Elend, manchmal von meines Gleichen.« Er sah dabei dem Koch fest ins Auge. »Am häufigsten aber von den weißen Männern ausgehalten und ertragen, selten aber Liebes und Gutes erfahren. Da will mir nicht in den Kopf, dass sich dieser weiße Mann da plötzlich aus reiner Menschenliebe

einer so großen Gefahr aussetzen sollte, eine Partie armer Neger in Freiheit zu setzen. Dass wir für ihn arbeiten sollen, wenn wir nach Amerika kommen, bis wir unsere Passage abverdient haben, ist recht schön und gut, aber ich weiß nicht, mir kommt die Sache nun einmal verdächtig vor.«

Cäsar wollte etwas darauf erwidern, aber ein anderer junger Mann von der Pflanzung trat dagegen auf, beschuldigte den Alten, dass er alles immer so schwarz und traurig sähe, und erklärte unter jeder Bedingung diese Gelegenheit, und zwar mit Freuden benutzen zu wollen, der entsetzlichen Sklaverei zu entgehen.

»Schlimmer kann es nicht mit uns werden«, fuhr er in seiner Verteidigung fort, »und wenn wir auch wirklich in dem fremden Land noch einmal so viel arbeiten müssten wie hier, was gar nicht möglich ist. Böses kann aber der weiße Mann auch nicht mit uns im Sinn haben, denn wir sind unserer nachher viel mehr Schwarze an Bord als Weiße, so dass er also gar nicht imstande wäre, etwas gegen uns zu unternehmen, selbst wenn das in seiner Absicht läge. Cäsar hier ist ja selbst ein Neger, und Jim, der andere Schwarze, hat mir auch schon erzählt, was für ein wackerer Mann ihr Kapitän sei und wie viel Gutes er schon an armen schwarzen Menschen getan hat. Also ich versuche es und meine Frau und mein Kind gehen auch mit.«

Dem stimmten die meisten der Übrigen bei. Mit ihrem Willen konnte ihnen nichts Schlimmes begegnen und gegen ihren Willen vermochte der Kapitän, selbst wenn er es gewollt hätte, nichts auszurichten. Cäsar redete ihnen dabei nach besten Kräften zu. Der Alte zog sich endlich in eine Ecke zurück und erklärte, keinen Teil an dem Ganzen ha-



ben, aber auch nichts verraten zu wollen. Sie sollten tun, was sie nicht lassen könnten und er wollte ihnen nur wünschen, dass sie es nachher nicht zu bereuen hätten.

Soweit war die Verhandlung gediehen und man stand im Begriff, die noch nötigen Vorbereitungen zu treffen, als plötzlich jemand von außen an die Türklinke griff und diese zu öffnen versuchte. Im Augenblick herrschte Totenstille in dem engen Raum und die Unglücklichen sahen einander erschrocken an. Sie wussten sich auf einer, wenn auch nicht vor Gott, doch vor ihrem Herrn sehr strafbaren Tat. Die Angst, entdeckt zu werden und ihre Flucht jetzt noch im letzten Augenblick vereitelt zu sehen, griff ihnen mit eisiger Kälte an die Herzen. Sie hatten aber auch alle Ursache zu erschrecken, denn der späte Besuch, der ihren ausgestellten Wachtposten überrascht und zu Boden geschlagen hatte, war niemand Geringeres als ihr Aufseher selber, ebenfalls ein Mulatte wie Cäsar, aber ein furchtbar strenger und grausamer Mann, der sie oft schon der geringsten Kleinigkeiten wegen bis aufs Blut gepeitscht hatte.

»Holla da drinnen!«, rief er, als er die Tür verschlossen fand, »aufgemacht oder ich trete das Schloss ein!«

»Der Aufseher«, stöhnten einzelne.

»Nun, wird's bald!«, schrie der Mulatte in wildem Grimm.

Der alte Neger trat endlich mit langsam zögerndem Schritt auf die Tür zu, dem Befehl zu gehorchen. Cäsar aber, der kaum vernahm, wer der unwillkommene Besuch sei, sprang, ohne von einem der Übrigen bemerkt oder wenigstens beachtet zu werden, aus dem kleinen hinteren Fenster hinaus ins Freie.

»Verdammte Bande!«, tobte der höchst gereizte Aufseher,

dem das Öffnen der Pforte zu lange dauerte. Ein kräftiger Tritt gegen das schwache Schloss riss dieses aus seinen Schrauben, sodass die Tür weit aufflog. Im nächsten Augenblick stand der gefürchtete Mann, mit seiner schweren Peitsche in der Hand, allein zwischen ihnen. Sein unheilrohender Blick schweifte von einem zum anderen der bestürzt und niedergedonnert vor ihm Zitternden.

»Sooooh ...«, sagte er endlich gedehnt, mit langsamer, boshafter und höhnisch klingender Stimme, »so, da finde ich ja ein ganz hübsches Nest von Verrätern beisammen. Fort wollt Ihr, he? Mit dem Schoner draußen auf See? Aber wartet, Kanailen!«, fuhr er dann sich aufrichtend und mit wild blitzenden Augen fort. »Wartet, euch soll die Suppe versalzen werden. Sip, he, Sip!«, rief er sich umdrehend zur Tür, fuhr aber erschrocken zurück, denn im selben Moment sprang von dort her eine dunkle Gestalt mit blankem Messer auf ihn ein.

»Hilfe!«, wollte er rufen, aber eine sehnige Faust lag an seiner Kehle und Cäsars breites Messer saß ihm zur selben Zeit tief in der Brust, dass er laut aufstöhnend tot zusammenbrach.

»Das ist Mord!«, rief da zuerst der alte Neger schauernd, »großer Gott, was soll nun aus uns werden?«

»Freie Menschen!«, rief aber Cäsar lachend, das Messer erst an den Kleidern des Ermordeten abwischend und dann in die Scheide zurückstoßend, »freie, fröhliche Menschen. Sein Helfershelfer Sip liegt schon draußen, ebenfalls von meinem Stahl getroffen und nun fort, meine Burschen!«, sagte er in keckem Übermut, »jetzt bleibt euch doch keine Wahl weiter als meinem Rat zu folgen, oder«, fuhr er langsam und höhnisch im Kreis umherschauend fort, »möchtet

ihr den morgigen Tag hier abwarten?«

Die Männer standen eine Zeit lang in düsterem, peinlichen Schweigen um den Ermordeten herum, aber der Fremde hatte recht. Es blieb ihnen jetzt weiter keine Wahl, als einer furchtbaren Strafe, die hier Schuldige und Unschuldige treffen würde, zu entfliehen. Selbst die Unschlüssigen schienen dadurch plötzlich von ihrer Ratlosigkeit geheilt zu sein.

»Wir müssen!«, sagten sie, »wir können nicht anders.« Jeder eilte nun fort, die wenigen Sachen, die er notwendigerweise mitnehmen musste, zusammenzupacken und Frauen und Kinder an den Ort der Einschiffung zu führen. Der weiße Kapitän hatte erklärt, dass er spätestens bis Mitternacht seinen Anker lichten und mit der Ebbe in See hinaustreiben würde. Bis dahin war gerade keine Zeit zu verlieren.

Aber auch der Alte, Sambo genannt, erklärte sich nun bereit mitzugehen. Es blieb ihm nichts anderes übrig, angenommen er wäre gleich zu seinem Herrn gegangen und hätte den ganzen Plan verraten. Und das wollte er nicht. Lief er aber nicht und fand man morgen die Leichen und die Übrigen entflohen, so wusste er recht gut, dass sie ihn peitschen würden, solange er noch ein Stück Haut auf dem Rücken hatte.

Das war alles, was Cäsar wollte.

Es mochte um die elfte Stunde der Nacht sein, als Fritz, der gewissenhaft seine Wache gehalten hatte und nicht wenig von unzähligen Schwärmen von Moskitos dabei unterstützt worden war, doch anfang, schläfrig zu werden. Er setzte sich auf die Back, den Rücken dem Schiff zugekehrt und begann einzunicken. Manchmal fuhr er dabei auf und

horchte, aber er fiel unwillkürlich in eine Art von Halbschlaf und wäre beinahe von seinem Sitz hinunter auf Deck gefallen. Da sprang er auf und ging einige Male über den schmalen Raum hin und her.

Eben wollte er zu dem Kompasslicht zurückgehen, neben dem eine kleine Taschenuhr hing, um zu sehen, wie spät es sei, als er deutlich das Fahrzeug durch irgendetwas erschüttert fühlte. Als er aufmerksam lauschend, stehen blieb, dem Geräusch zu horchen, hörte er deutlich, dass jemand draußen am Klüverbaum war und wahrscheinlich von dort hereinkommen wollte.

Seiner erhaltenen Order nach lief er rasch zurück in die Kajüte, den Steuermann zu wecken. Dieser aber befahl ihm, unten zu bleiben und auf den Kapitän zu warten, da er selber die Wache an Deck übernehmen wolle.

Fritz verließ nun zwar die Kajüte nicht, horchte doch aber dann und wann hinaus und merkte wohl, wie eine Menge Menschen nach und nach an Bord kam und hinunter in das Zwischendeck gelassen wurde. Der Kapitän war ebenfalls gekommen, blieb aber auch an Deck. Ein reges, geschäftiges, aber doch heimlich verstecktes Leben herrschte an Bord.

Fritz's Herz klopfte fast hörbar. Er wusste, dass sein Kapitän im Begriff war, ein gutes Werk zu tun und einer Menge armer, unglücklicher Menschen die Freiheit wiederzugeben. Und doch kam es ihm vor, als ob sie unrecht täten, als ob das ebenfalls eine Art Diebstahl wäre und er eigentlich mit darum wisse und eben so gut schuldig daran sei wie die anderen. Und dass sie das alles so heimlich tun mussten, gefiel ihm jedoch nicht. Er tröstete sich mit dem Gedanken, wie glücklich die armen Menschen nun bald wer-

den würden, und ließ alle anderen Gedanken nicht weiter in sich aufkommen.

Jetzt schien alles in Ordnung zu sein, denn einer der Leute wurde hinten an das Steuerruder beschieden. Fritz konnte bemerken, wie sie vorn den Anker in die Höhe nahmen, denn er hörte dann und wann das vorsichtig gedämpfte Klirren der Kette. Etwa eine halbe Stunde später war der Schoner flott und trieb mit der Strömung und ausgehenden Ebbe langsam den Fluss hinunter der offenen See zu.

Es war so dunkel, dass man seine Hand kaum vor Augen erkennen konnte. Das ferne Rollen eines aufsteigenden Gewitters begünstigte ebenfalls die geheime Entfernung des Fahrzeuges. Am Ufer selbst fanden sie sich mithilfe der Schwarzen zurecht, die hier jeden im Wasser liegenden Baumstamm kannten und mit langen Stangen dort einstemmen, wo sie die Bank niedrig fanden. Sie wussten recht gut, welcher Gefahr sie ausgesetzt wären, wenn sie mit dem ebbenden Wasser irgendwo aufliefen und dann bis Tagesanbruch, wo die Flut wieder stieg, hätten sitzen bleiben müssen. Kaum übrigens aus dem Bereich der gefährlichsten Bänke, so kam der Wind hohl und rauschend über die Wipfel der Bäume dahergebraust. Gerade vom Land stand er ab, und als das Wetter vorübergegangen war, die Luft wieder klar und der Wind schwächer wurde, hatte die *Turteltaube* ihre Zeit so gut benutzt, dass sie das Land schon viele Meilen hinter sich ließ und wie es schien, außer aller Gefahr war. Die Behörden des kleinen Hafens konnten ihnen nämlich mit ihren Booten nicht nachsetzen, wenn sie am anderen Morgen die Flucht der Sklaven bemerken sollten. Ein Kriegsschiff lag glücklicherweise nicht dort, das sie ihnen hätten nachschicken können.

Die Schwarzen tanzten und jubelten denn auch an Deck umher, als sie sich nur erst einmal weit genug vom Land wussten, nicht mehr gehört zu werden. Nur der alte Sambo saß traurig und schweigend in einen Winkel gedrückt, von niemand gesehen, von niemand gesucht und hing seinen trüben Gedanken nach, was wohl die Folgen dieses raschen und so gewaltsam herbeigeführten Schrittes sein würden.

So brach endlich der Morgen an. Als der erste graue Dämmererschein im Osten emporstieg und sich mehr und mehr ausbreitete, am Horizont und lichter und lichter wurde, da stand das Deck gedrängt voll von den schwarzen Gestalten. Sie alle schauten mit freudestrahlenden Augen um sich her auf das freie wogende Meer und zurück zu der fernen Küste, die so weit hinter ihnen lag, dass sie kaum noch die Umrisse der bewaldeten Schluchten unterscheiden konnten. Der alte Tom Brendall ging vergnügt auf seinem schmalen Quarterdeck auf und ab und rieb sich die Hände. Der Steuermann lehnte schmunzelnd über der niedrigen Schanzkleidung und flüsterte dann und wann einzelne Worte mit ihm, wenn er in seine Nähe kam.

»Wetter noch einmal, Kapitän!«, sagte er da plötzlich und griff, sich aufrichtend, nach dem Fernrohr, das neben ihm an der Reling lehnte. »Was zum Teufel ist das für ein Segel da drüben, dicht unter der Küste, ich habe doch gestern Abend nirgends eines am Horizont erkennen können.«

»Wo?«, rief der alte Brendall und schaute überrascht zu der Gegend hin, auf welche sein Steuermann das Fernrohr scharf gerichtet hielt, es wieder abnahm, sich das rechte Auge auswischte und nochmals durchschaute. Endlich schien er mit seiner Observation fertig, aber keineswegs zufrieden zu sein, denn das Glas dem Kapitän hinüberrei-

chend sagte er kopfschüttelnd und mit dem Daumen der rechten Hand nach der Küste hinüber zeigend: »Ich glaube, wir befänden uns besser, wenn wir ein wenig weiter fort wären von hier. Der Bursche da drüben gefällt mir nicht und es sollte mich gar nicht wundern, wenn er in aller-nächster Zeit sich genau soviel Mühe gäbe, hinter uns her-zuhalten, wie wir anwenden werden, von ihm fortzukom-men.«

»Alle Wetter!«, rief auch der Alte, als er eine Zeit lang durch das Fernrohr geschaut und das fremde Fahrzeug aufmerksam betrachtet hatte. »Das ist beim Teufel ein Kriegsschiff. Wo das nur auf einmal hergeschneit kommt? Aber es ist auch vielleicht ein Engländer oder Amerikaner. Und die werden sich hüten, weggelaufene Sklaven für bra-silianische Pflanzer einzufangen.«

»Nein, nein«, sagte der Steuermann finster mit dem Kopf schüttelnd, »weder englische noch amerikanische Kreuzer haben da so dicht unter der Küste viel verloren. Aber«, setzte er dann plötzlich rasch hinzu, »wundern soll's mich gar nicht, wenn einer der schwarzen Burschen vielleicht das Segel kennt. Ist es ein portugiesisches oder brasiliani-sches Kriegsschiff, das vielleicht öfter den Platz besucht, dann muss es auch ihnen bekannt sein. Ist es das nicht, ha-ben wir nichts zu fürchten.«

Der Steuermann ging, ohne etwas darauf zu erwidern, nach vorn und zwischen den Schwarzen durch, die sich jetzt nur einer wilden ausgelassenen Fröhlichkeit hingaben und an gar keine Gefahr dachten. Sich die verschiedenen Gruppen scharf betrachtend, kam er auch zu dem Alten, der still und allein vorn auf der Back stand und ebenfalls nach dem Land und dem weißen Segel, das sich recht gut

mit bloßen Augen erkennen ließ, hinüberschaute.

»Hallo, Alter«, redete er diesen an, »irgendetwas im Wind? Gefällt Euch das Segel nicht?«

Der Alte schüttelte mit dem Kopf, erwiderte aber kein Wort.

»So kommt einmal mit nach hinten zum Kapitän und schaut durch das Fernglas, vielleicht könnt Ihr ausmachen, was es ist.«

Der Alte sah ihn einen Augenblick forschend an und folgte dann schweigend der Einladung, hatte aber, auf dem Quarterdeck angelangt, kaum wenige Minuten aufmerksam durch das Glas, das er recht gut zu handhaben wusste, gesehen, als er es mit sehr bestürztem Ausdruck in den Zügen zurückgab und nur einfach sagte: »Dom Pedro.«

»Dom Pedro, wer?«, fragte der Kapitän schnell. »Euer Dom Pedro de ... wie heißt er gleich? «

»Nicht der Dom Pedro«, erwiderte kopfschüttelnd der Alte. »Dom Pedro Kriegsschiff ... läuft wie der Wind und hat viel Kanonen.«

»Hm, wäre nicht übel«, brummte der Kapitän. »Aber wo zum Teufel ist das schurkische Fahrzeug da auf einmal hergekommen? Gestern Abend war auch noch nicht die Spur von ihm zu sehen, weder am Land herum noch zur See zu.«

»Hat hinter der nördlichen Spitze gelegen«, sagte der Alte und zog sich langsam und vorsichtig wieder von Deck zurück. Der weiße Mann wurde ärgerlich und ging mit schnellen Schritten auf seinem Verdeck auf und ab. Der alte Sambo wusste aus Erfahrung, was seine Rasse von der weißen in solchem Fall oft auszustehen hatte.

Kapitän Brendall konnte aber gar nichts weiter in der Sa-



che tun. Was sein kleines Fahrzeug an Segeln zu tragen vermochte, das war schon auf und sie ließen das Land so rasch hinter sich, als sie die schwache Brise führen wollte. Aufmerksam betrachteten sie aber währenddessen das fremde Segel, das jetzt augenscheinlich unter Land lag und vielleicht mit dem Fort telegrafierte, und sollten auch nicht lange über dessen Bestimmung in Ungewissheit bleiben. Plötzlich konnten sie deutlich erkennen, wie es die Stellung seiner Segel veränderte. Ehe zehn Minuten vergangen waren, blieb es keinem Zweifel mehr unterworfen, dass es in vollster Verfolgung hinter ihnen her war.

\*\*\*

## *Siebttes Kapitel*

### Flucht und Verfolgung

Wie es kommt, dass die Schiffe auch mit schlechtem Wind eine günstige Richtung steuern können

Der alte Sambo hatte ganz recht gehabt. Das Schiff, dessen helle Segel sie vom Deck der *Turteltaube* unterscheiden konnten, war allerdings die kleine brasilianische Kriegskorvette *Dom Pedro* und ihnen sehr zur Unzeit gerade heute angelaufen. An Land hatten sie nämlich schon mit Tagesanbruch die Flucht der Sklaven und die Ermordung des einen Oberaufsehers wie seines Drivers (wie man die Unteraufseher nennt) entdeckt. Durch das plötzliche Verschwinden des Schoners war der nur zu begründete Verdacht natürlich auch auf diesen gleich gefallen. Der aber befand sich lange außerhalb des Bereiches ihrer Kanonen. Der Kom-

mandant der kleinen Festung hätte ihm allerdings nur machtlose Verwünschungen nachsenden können, wäre nicht, gerade zur rechten Zeit und vollkommen unerwartet, das an der Küste kreuzende Kriegsschiff *Dom Pedro* plötzlich in Sicht und auf die rasch gehissten Notsignale herangekommen.

Der Kommandant des Forts begnügte sich denn auch sehr klugerweise nur damit, ihm zu telegrafieren, dass der noch in Sicht befindliche Schoner Sklaven von der Küste gestohlen habe, damit das Kriegsschiff keine Zeit weiter versäume, ihm nachzusetzen. Der Kapitän desselben hatte die Signale kaum verstanden, als er seine Rahen umbrasste und mit vollen Segeln hinter dem flüchtigen Schiff hereilte.

Ehe ich nun aber in meiner Erzählung fortfahre, will ich dir, lieber Leser, erst einmal einen klaren Begriff von dem Segeln selber geben, nicht allein, damit du das Nachfolgende besser verstehst, sondern damit du auch überhaupt eine Idee bekommst, wie der Wind ein Schiff durch die Segel einem bestimmten Hafen zuführen kann, während doch keineswegs immer ein so günstiger Wind weht, die Schiffe gerade vor sich hinzutreiben und die Schiffer sich auch den Wind nicht selber machen können, obgleich sie sich das schon oft gewünscht haben.

Bei recht günstigem Wind, das heißt, wenn der Wind gerade genau dem Ort zuweist, wohin das Schiff bestimmt ist, haben die Segel, die entweder an großen Querstangen sitzen und Rahsegel heißen oder längs am Mast hinunter befestigt sind und durch Gaffeln und Bäume ausgehalten werden, damit sie der Wind fassen kann, eine ganz einfache und natürliche Stellung. Sie brauchen weiter nichts zu tun, als den Wind zu fangen, und das Schiff geht von selber

vorwärts. Das ist aber begreiflich nicht immer der Fall und es lässt sich denken, dass die Segel, wenn der Wind von einer anderen Richtung kommt, auch anders gestellt werden müssen oder das Schiff wird auf seiner Bahn zurücktreiben. Die Rahen, wie die Querstangen heißen, an denen die Segel sitzen und die, wenn sie wie eben beschrieben stehen, vierkant gestellt heißen, werden nun angebrasst, d. h. an der Leeseite oder an der Seite, von welcher der Wind nicht weht und nach welcher das Schiff also gewöhnlich ein wenig hinüber neigt, etwas fester angezogen, wodurch sie schräg zu stehen kommen und nun den von der Seite wehenden Wind besser fassen können. Das Prinzip dabei ist ziemlich dasselbe wie an der schiefen Stellung der Windmühlenflügel. Während der Wind gerade von der Seite gegen das Schiff und in die Segel drückt, hilft, außer der schrägen Stellung der Segel, auch noch der scharfe Bau und besonders das hinten angebrachte Steuer das Schiff *im Wind zu halten* und vorwärtszudrängen, während es der tief gehende Kiel zugleich verhindert, von der Seite abzutreiben. Je flacher deshalb ein Schiff verhältnismäßig gebaut ist, desto mehr wird es auch geneigt sein bei einem Seitenwind nach Lee zu Abdrift zu machen, d. h. dem Druck des Windes nachzugehen und aus seinem Kurs gedrängt zu werden, da der Gegendruck so viel geringer ist, den es unter dem Wasser dem Wind bieten kann.

Noch auffälliger wird dies, wenn der Wind nicht einmal gerade von der Seite, sondern noch mehr von vorn oder von der Richtung herkommt, nach der hin das Ziel des Schiffes liegt. Hierbei zeigt sich am deutlichsten die tüchtige Bauart eines Schiffes, ob es mehr oder weniger *dicht am Wind* liegen kann. Die Schoner haben dabei unstreitig den

Vorteil, vor den mit Kreuzrahen versehenen Schiffen, da ihre Segel am Mast hinunter befestigt sind und selbst den ungünstigsten Wind viel leichter zu ihrem Vorteil benutzen können.

Um dir aber, lieber Leser, einen recht deutlichen Begriff davon geben zu können, wie dicht ein Schiff überhaupt imstande ist, am Wind zu liegen oder *dem Wind in die Zähne zu segeln* muss ich auf die Windrose, die auf jedem Kompass angegeben ist, zurückkommen. Diese ist in 32 Teile oder Striche geteilt und zeigt dir dabei zugleich die verschiedenen Benennungen der Himmelsrichtung. Kommt also der Wind z. B. genau von Norden herunter, so wäre ein gutes mit Kreuz oder Querrahen versehenes Schiff, wenn es die Segel scharf angebrasst d. h. so weit als möglich nach Lee zu hinüber gezogen und befestigt hat, imstande, Ost Nord Ost oder West Nord West anzuliegen, d. h. die Richtung mit seinem Bug oder Vorderstegen zu halten. Weht dann eine recht frische muntere Brise, dass man viel Segel führen kann und liegt das Schiff nicht zu leicht im Wasser, so wird es, wenn es gut gebaut ist, sehr wenig Abdrift haben, sondern seinen Kurs ziemlich gut verfolgen können. Weht aber dabei ein recht schwerer Wind und steht auch vielleicht eine hohe See, dass nur wenige Segel geführt werden dürfen und selbst diese wenigen Segel dicht gerefft werden müssen, dann kann das Schiff auch nicht viel Fortgang im Wasser machen, während der Gegendruck des Windes es scharf nach der Seite presst. Ein Schiff hat in dem Fall oft zwei bis drei Striche Abdrift nach Lee zu.

Ein Schoner oder Schuner dagegen mit den, dicht am Mast anliegenden Segeln ist imstande, auch den ungünsti-

gen Wind leichter zu fassen, als ein mit Quer- oder Kreuzrahen versehenes Schiff, das seine Rahen nie so scharf an den Wind brassen kann, als das Schonersegel schon natürlich liegt. Darum gehen diese auch stets weit schärfer in den Wind und sind oft imstande, mit vier und einem halben Strich, ja manchmal und in seltenen Fällen sogar mit vier Strich, in den Wind zu liegen, sodass also ein recht scharf und zweckmäßig gebauter Schoner bei reinem Nordwind imstande wäre, Nord Ost oder Nord West, je nachdem, über welchen Bug er liegt, zu steuern und dabei eben so wenig Abdrift zu haben als andere Schiffe. Bei leichtem Wind und wo es gilt, so dicht wie möglich am Wind zu liegen, machen diese Schiffe daher auch den meisten Fortgang, wo dagegen bei schwerem und mehr günstigen Wind die anderen den Vorzug haben.

Kommt nun der Wind z. B. gerade von Norden und der Schiffkurs liegt in eben derselben Richtung, so muss das Schiff lavieren oder gegen den Wind aufkreuzen. Das geschieht dadurch, dass es zuerst über den einen Bug, ich will annehmen, nach Ost Nord Ost hinüber hält und solcher Art eine Zeit lang fortläuft, wodurch es allerdings weit nach Osten kommt, aber sich doch auch ein wenig nördlich hinaufarbeitet und dann – wenn es eine gewisse Strecke, die sich nach dem Terrain richtet, auf dem es sich befindet, gelaufen ist, wendet (*über den anderen Bug- oder über Stag geht*) und nun nach West Nord West hinüber hält, den verlorenen Ostteil wieder gut zu machen, teils ebenfalls ein wenig mehr Norden zu gewinnen. Es ist klar, dass ein Schiff, je dichter es imstande ist, am Wind zu liegen, auch desto leichter und erfolgreicher lavieren muss. Bei ungünstigem Wind wird selbst ein etwas langsamer segelndes Schiff ei-

nem anderen leicht den Rang ablaufen, wenn es einen halben oder gar einen ganzen Strich dichter am Winde liegt und dann imstande ist, soviel mehr und rascher zu luv- oder windwärts hinaufzuarbeiten.

Das Wenden geschieht dadurch, dass man die z. B. erst zu Backbord scharf angebrassten Segel löst und nach Steuerbord oder auf die andere Seite hinüber brasst oder anzieht – und umgekehrt. Mit dem Steuer wird dann nachgeholfen und die Segel, welche den Wind erst von der einen Seite fassten, fassen ihn nun von der anderen.

Ich glaube dir, lieber Leser, das Segeln eines Schiffes nun so viel begreiflich gemacht zu haben, wie das auf dem Papier und ohne nicht gerade zu langweilig zu werden, nur irgend möglich ist. Wir wollen also wieder an Bord der *Turteltaube* zurückkehren, wo der alte Brendall allerdings etwas unruhig teils das neue Segel, teils den Himmel betrachtete, der ebenfalls drohend genug aussah und eine frische kräftige Brise versprach. Der leichte Wind, den sie jetzt gerade hatten, wäre ihm weit lieber gewesen.

Ehe denn auch eine Stunde vergangen war, brach das Wetter, das indessen höher und höher über die Küste emporgestiegen war, los. Der Wind kam in hohlem Brausen über die See daher und die kaiserliche Korvette flog unter einer förmlichen Wucht von Leinwand, trotz des drohenden Wetters selbst die leichteren Segel noch oben lassend, heran und näherte sich so rasch dem Schoner, dass es den Leuten an Deck bald für das bloße Auge kein Geheimnis mehr blieb und die armen unglücklichen Sklaven in dicht gedrängten Trupps beisammen standen und sich einander ihre Befürchtungen mitteilten.

Dem alten Brendall war aber auch nicht wohl bei der Sa-

che, denn hielt der Wind noch eine Stunde so an. So kam die Korvette trotzdem, dass er dicht am Wind lag, wie er nur möglicherweise konnte, jedenfalls nahe genug, ihn mit ihren Kugeln zu erreichen. Traf dann eine von ihnen seinen Mast, so war er verloren.

»Dass uns auch der Teufel den verwünschten Kasten gerade heute Morgen schon über den Pelz schickt!«, knurrte er vor sich hin, während er mit auf dem Rücken gehaltenen Händen rasch und mürrisch sein Quarterdeck auf und ab lief. »Ich wollte meinen kleinen Finger darum geben, wenn wir hier außerhalb der Sicht wären.«

»Man opfert gern seinen Finger, wenn man den Hals damit freikaufen kann«, sagte der Steuermann, der nicht weit davon an der Schanzkleidung lehnte, trocken. »Das verweterte Ding segelt aber wahrhaftig gut und liegt gar nicht, wie die sonstigen brasilianischen Schiffe, so ungeschickt quer in dem Wind. Wir müssen ihm doch am Ende noch die Zähne zeigen.«

»Wär mir nicht lieb«, brummte der Alte kopfschüttelnd. »Die schwarzen Halunken riechen am Ende sonst Lunte. Die Kanailles sind in der Art gewöhnlich nicht auf den Kopf gefallen.«

»Würde ihnen verdammt wenig helfen«, murrte der Steuermann, schwieg aber, als er sah, dass Fritz nicht weit von ihnen entfernt stand und damit beschäftigt war, ein Tischtuch, das er gewaschen hatte, zum Trocknen aufzuhängen.

Fritz hatte wohl gehört, was die beiden Männer miteinander gesprochen hatten und war in der Tat etwas bestürzt darüber geworden. Was sollten die Schwarzen nicht merken und weshalb belegte der Kapitän die, welche er eben erst aus furchtbarer Sklaverei gerettet hatte, mit solchen

Schimpfworten? Da er aber sah, dass des Steuermannes Blick, als ob er vermute, Fritz habe eben mehr gehört, als er eigentlich solle, lauend auf ihm haftete, beendete er rasch seine Arbeit und ging wieder in die Kajüte hinunter.

»Kapitän«, sagte da der Steuermann, als Fritz das Deck verlassen hatte, »ich weiß nicht, ob Ihr gut daran getan habt, den glatten Burschen mit an Bord zu bringen. Ich traue ihm nicht so recht und fürchte fast, dass er die Fänge gegen uns kehrt, wenn er unsere rechte Farbe wittert!«

»Der nicht«, entgegnete Tom Brendall lachend, »der gewiss nicht. Eben aus dem Wald heraus, mit keinem Menschen zu Hause, nach dem er sich zurücksehnen könnte. Er hat mir ja seine ganze Lebensgeschichte haarklein erzählt. Ist ihm das unstete Leben hier gerade zu Sinn und ich möchte meinen Hals darauf verwetten, dass gerade der noch einmal einer der Schlimmsten von uns wird, wenn er nur erst die ganze Geschichte ordentlich weg hat. Bill Rydell war gerade solch ein blondhaariger blauäugiger Bursche und was für ein Teufel von Seekönig wurde der nachher. Solch einen Gesellen nur einmal in die richtige Bahn geschoben und er läuft darin fort, wie aus einem Rohr geschossen.«

Der Steuermann schüttelte ungläubig den Kopf und sah wieder zum fremden Schiff hinüber, das mit dem heranbrausenden Wetter näher und näher kam. Darüber vergaß er auch bald den jungen Burschen, denn die Gefahr eilte so rasch herauf, dass schon vielleicht derselbe Tag über ihr Schicksal entscheiden konnte. Klarer und deutlicher ließen sich die einzelnen Teile der Kriegskorvette, jetzt schon sogar mit bloßem Auge, erkennen. Es war keinem Zweifel mehr unterworfen, dass sie bis Nachmittag jedenfalls in



Schussnähe kommen würde. Das Einzige, was der Schoner bei der Verfolgung gewann, war, dass er sich durch seine Segel begünstigt, etwas höher in den Wind hinaufarbeitete, aber doch nicht genug einer weiten Kugel zu entgehen, denn die Korvette segelte ebenfalls vortrefflich und schien zu diesem Küstendienst besonders ausgewählt.

Bis dahin hatte der alte Brendall noch immer gehofft, die Nacht vielleicht hereinbrechen zu sehen und dann unter dem Schutz derselben seinem gefährlichen Verfolger außer Sicht zu kommen. Die Sonne stand aber noch fast zwei Stunden hoch, als der Feind nahe genug gekommen war, sein Feuer zu eröffnen. Ein Blitz vom Bord dort, mit weiß ausquellendem Rauch, dem erst später der Schlag folgte, belehrte sie, wie sich die Jagd ihrer Katastrophe näherte. Die Kugel schlug vor dem Schoner aufs Wasser und tanzte noch eine Strecke über die Fläche hin, ehe sie versank.

Der alte Brendall sah zögernd und ungewiss, was er nun tun soll, zum Schiff hinüber, aber folgte natürlich dem Befehl beizulegen, was diese Kugel andeuten sollte, nicht. Da zuckte ein zweiter Strahl aus der Seite des Schiffs und die Kugel sauste gleich darauf, dicht über das Quarterdeck der *Turteltaube* hin und zwischen den Wanten eine der Wevelien zerreißend durch.

»So hol sie der Böse!«, rief der Alte zwischen den fest zusammengebissenen Zähnen durch und mit dem Fuß stampfend und eine kleine gelbe Pfeife, die er um den Hals trug hervorholend, tat er einen lauten und schrillen Pfiff.

Lautlos, aber wie Geister die der Unterwelt entstiegen, klomm im nächsten Augenblick die zweite Wache, die schon nichts anders erwartet hatte und darauf vorbereitet war, an Deck und der zweite Pfiff schallte gellend über das

Wasser.

Fritz, der dem wunderlichen Ruf ebenfalls gefolgt war, erreichte eben das Deck, als das zweite Signal gegeben wurde und staunte nicht wenig, als die Matrosen eine vorn neben der Kombüse oder Kochhaus stehende *Hütte*, die er bis dahin für einen ganz anderen Zweck bestimmt geglaubt, auseinanderrissen und eine blitzende lange Messingkanone, einen sogenannten *Langen Tom* enthüllten. Das Geschützstück ruhte auf einem hohen und starken Metallornament und konnte nach allen Richtungen hin bequem gedreht werden, während die Leute mit der gefährlichen Waffe vortrefflich umzugehen und vertraut schienen.

Jim bediente diese Kanone, die mit fast unglaublicher Schnelle geladen und gerichtet wurde. Gerade als der dritte Blitz vom Feind herüberzuckte, berührte auch die Lunte das Zündloch und der pfeifende Todesbote flog seine vernichtende Bahn.

Die Korvettenkugel zeigte sich diesmal harmlos genug und fiel zu kurz, desto nachdrücklicher hatte aber der *lange Tom* zu den Brasilianern gesprochen, denn deutlich konnten sie mit bloßen Augen sehen, wie sie an Deck des feindlichen Schiffes einschlug und die Splitter umherflogen. Jetzt wurde der Brasilianer aber auch böse und eine ganze Flankensalve brauste donnernd über das Wasser. Der Schoner dagegen fiel leicht ein wenig vom Wind ab, sein Ziel besser aufs Korn zu bekommen. Als die zweite Kugel hinübersandt war, ließ sich der Erfolg zwar nicht gleich erkennen, denn das Schiff segelte fort wie vorher. Nirgends war ein fliegender Splitter oder losgeschlagenes Tau zu sehen. Die nächste Minute aber sollte schon zeigen, welchen wichtigen, wenn auch vielleicht zufälligen Erfolg dieser Schuss

gehabt hatte, der die Stange des Fockmastes getroffen hatte, denn ehe die an Deck den Schaden gewahren und die schwere Segellast lösen konnten, die auf das verwundete Holz presste, brach dieses von der gewaltigen Wucht zusammen. Das ganze Deck der Korvette war im nächsten Moment von einem förmlichen Gewirr niedergeschlagener Spieren, Taue und Segel bedeckt.

Ein donnerndes Jubelgeschrei stieg von Bord der *Turteltaube* auf, denn die Leute dort wussten jetzt recht gut, dass sie fast wie durch ein Wunder einer weit größeren Gefahr entgangen, als Fritz vielleicht ahnen mochte. Nichtsdestoweniger versäumten sie keinen Augenblick, den günstigen Moment auch auszunutzen. Ein paar Strich abhaltend, dass die Segel vollends dem Wind geboten wurden und das schlanke Schiff förmlich über die Wogen sprang, ließen sie das beschädigte Schiff, an dessen Bord die Leute in wirrer Geschäftigkeit in den Wanten und Stagen hingen, um den Schaden so rasch wie möglich wieder auszubessern und die Verfolgung zu erneuern, noch ehe die Sonne unter dem blitzenden Wogengürtel verschwand, so weit zurück, dass der Rumpf desselben schon nicht mehr vom Deck aus sichtbar war.

\*\*\*

## *Achtes Kapitel*

Fritz macht eine schlimme Entdeckung und gerät in arge Verlegenheit

Als die Sonne am nächsten Morgen wieder aufging, war die *Turteltaube*, die mit dem kriegerischen Meisterstück und der trefflichen Bedienung desselben ihrem friedlichen Namen aber keineswegs Ehre gemacht hatte, allein auf dem Wasser und selbst oben von dem Top der Masten aus nicht das Geringste mehr von dem wahrscheinlich arg beschädigten Kriegsschiff zu sehen. Die Gefahr war vorüber. Der alte Brendall schritt vergnügt auf seinem diesmal aus arger Not geretteten Schoner auf und ab, ließ selbst den Schwarzen ein Festmahl herrichten, ihre erst jetzt gewonnene Freiheit zu feiern.

Das ließen sich diese denn auch nicht zweimal sagen und die Abkömmlinge afrikanischer Stämme, ja größtenteils selbst an der heimischen Küste geraubt oder verkauft und auf fremden Schiffen hier herübergeschafft, gaben sich, so resigniert und ergeben sie früher ihre Sklaverei ertragen, eben so wild und jubelnd der ausgelassenen Freude hin.

Von jetzt an begann nun eine sehr ruhige Zeit. Sich dem Äquator wieder nähernd, hatten sie meist stilles Wetter und Windstille, rückten nur langsam vorwärts. Die Schwarzen wurden dabei gut an Bord behandelt, bekamen genug zu essen und zu trinken und befanden sich ausnehmend wohl. Sie konnten es dem fremden weißen Kapitän nicht genug danken, dass er ihre Ketten gebrochen hatte und sie nun einem freien glücklichen Leben entgegenführe.

So hatten sie etwa die Höhe von Florida erreicht. Fritz

wusste nämlich ziemlich genau, wo sie waren, da der Kapitän und Steuermann jeden Mittag um zwölf Uhr, wenn die Observation an der Sonne genommen wurde, die Breite zu berechnen, auf der sie sich befanden, in der Kajüte die gemachte Strecke auf der Karte absteckten und wohl nicht einmal darauf achteten, dass der Knabe aufmerksamer ihren Resultaten folgte, als es sich hätte von ihm vermuten lassen. Zu seinem Erstaunen steuerten sie aber jetzt, anstatt nach Boston hinaufzulaufen, wie sich Tom Brendall bis dahin geäußert hatte, gerade westlich und der Karte nach, die heute auf dem Tisch liegen geblieben war, schnurstracks den Westindischen Inseln und dem Bahamakanal zu, wo sie dann gar nicht umhin konnten, auch wieder einen Sklavenstaat anzulaufen. Was aber sollte das bedeuten?

Die Schwarzen selber hatten natürlich keine Ahnung davon, wo der Ort liege, zu dem man sie führen wollte. Sie waren fröhlich wie immer, und nur der Alte stand jetzt weit öfter als sonst auf der Back vorn und schaute nach Westen hinüber. Die so plötzlich veränderte Richtung des Schiffes beunruhigte ihn, denn man hatte ihnen gesagt, sie sollten in ein kaltes Land geführt werden und die Sonne brannte hier so heiß, ja fast heißer noch als an der Küste, von der man sie erst vor wenig Wochen weggeführt hatte.

Fritz war selber neugierig, was wohl das Ziel ihrer Reise sein würde, aber fragen durfte er nicht wieder, denn das eine Mal, als er sich deshalb an den Kapitän selber gewandt hatte, bekam er eine so kurze und derbe Antwort, dass er ganz bestürzt schwieg und an seine Arbeit zurückschlich.

Endlich am dritten Tag, nachdem sie diesen neuen Kurs gehalten hatten, sichteten sie Land. Der Kapitän und Steuermann betrachteten erst die ferne Küste auf das sorgfältig-

tigste mit ihren Teleskopen und gingen dann hinunter in die Kajüte, um zu sehen, ob ihre Berechnung stimmte und welches Land das sein müsse, das sich jetzt in einem langen blauen Streifen am Horizont vor ihnen ausdehnte.

Fritz hatte am vorigen Tag den letzten Wein in die Kajüte gegeben, der noch vorrätig oben lag, und musste heute in die Vorratskammer hinuntersteigen, neuen herauf zu holen.

Diese Vorratskammer lag dicht unter der Kajüte, und der Fußboden derselben bildete ihre Decke. Der Eingang dazu aber lag hinter der Kajüte und führte durch eine schmale Vorratskammer, wo besonders Farben, Segeltuch, auch Vorratssegel und manche andere häufig gebrauchte Sachen aufbewahrt wurden. Um dort hinunterzukommen, brauchte man eben nicht durch die Kajüte zu gehen. Fritz hütete sich auch wohl diese, wo seine beiden Vorgesetzten jetzt rechneten und gar hitzig miteinander diskutierten, zu betreten, glitt vorsichtig in den engen dunklen Raum nieder, wo es unter diesem Breitengrad noch besonders dumpfig und schwül war, um das Nötige so rasch wie möglich heraufzuholen. Ganz wider Erwarten fand er sich aber hier plötzlich als Zeuge eines Gesprächs, das ihn erst mit Schrecken und Staunen erfüllte, dann die Haare auf seinem Kopf sträubte, denn was ihn nur dann und wann bis dahin, durch ein hier und da hingeworfenes Wort misstrauisch gemacht hatte, gefürchtet haben mochte, wurde ihm hier zur Gewissheit, zur unablegbaren Tatsache. Der Schweiß trat ihm in großen Tropfen auf die Stirn, als er erst jetzt erfuhr, in welcher trefflichen Gesellschaft er sich eigentlich befand.

»Ich liefere verdammt gern nach New Orleans hinauf«, sagte die Stimme des Kapitäns, »die Burschen brächten da ein

Drittel mehr und ich habe dort auch Bekannte genug, mich jeder weiteren unangenehmen Erörterung mit den Behörden zu entheben. Aber die vermaledeiten englischen Kreuzer, die hier überall herumstöbern, könnten einem doch dicht vor Toresschluss noch recht in die Quere kommen, und ich glaube Havanna wird immer der sicherste Hafen sein.«

»Wir kriegen nicht die Hälfte in Havanna dafür, was sie in New Orleans mit leichter Mühe bringen würden«, brummte dagegen der Steuermann. »Und vor Havanna liegen noch mehr Kreuzer als vor dem Mississippi. Es ist die Frage, ob wir dort einem Einzigem begegnen.«

»Wo ein Schoner einläuft, sind sie ihm auch gleich auf den Hacken«, erwiderte der alte biedere Brendall. »Gegen den Menschenfleischhandel hat sich das ganze Pack verschworen, sie mögen nun englische oder amerikanische Flagge führen.«

»Aber zum Donnerwetter«, fluchte der Steuermann, »sie mögen doch zu uns an Bord kommen und sich unsere Passagiere betrachten, wenn sie Lust haben. Sie laufen ja frei auf Deck herum und haben nicht mehr Ahnung davon, dass sie noch immer Sklaven sind, wie das dies der wackere Piratenschoner *Hai* ist, der jetzt nur für kurze Zeit seinen kecken Namen mit dem einer sanften friedlichen *Turteltaube* vertauscht hat. Aber hol's der Henker, mir gefällt die Art Geschäfte nicht und es ist das erste und letzte Mal, dass ich meine Stimme zu einer solchen Krämerfahrt hergebe wie diese. Drei Schiffen sind wir jetzt unterwegs begegnet, die wir haben ruhig müssen vorbeiziehen lassen. Wer weiß, ob wir nicht auf einem von ihnen mehr Beute gemacht hätten, als die ganze Partie Menschenfleisch zusammen abwirft.«

»So ganz sicher sind sie auch nicht mehr«, sagte der Kapitän wieder nach einer kleinen Pause. »Dass wir ihnen den langen Tom zeigen mussten, war fatal. Der alte Bursche mit den vier Narben quer durchs Gesicht – es ist das ja wohl eine Art afrikanischer Tätowierung – hat sich den ganzen Platz nachher ungemein aufmerksam betrachtet und schnüffelt noch jetzt immer um das hiesige herum. Ein Grund mehr deshalb, nicht nach New Orleans hinaufzulaufen, denn wenn auch kein schwarzer Halunke gegen uns in den Vereinigten Staaten zeugen kann, brauchen sie da oben nur ein bisschen von dem *langen Tom* zu erzählen und da gibt's dann immer Schufte genug, die sich ein Vergnügen daraus machen, etwas derartiges auszuwitern. In Havanna dagegen fragt keine Katze danach und wenn wir das ganze Deck gestopft voll lange Toms stehen hätten. Bringen wir ihnen Sklaven hinein, ohne dass uns die Engländer abfassen, so sind wir ihnen gute Leute und lassen wir die Burschen frei herumlaufen, bis wir eben im Hafen liegen, kann uns nicht einmal ein englischer Kreuzer etwas anhaben. An Ort und Stelle kann man sie dann leicht an einen sicheren Ort an Land locken und ist sicher.«

»Denselben Spaß können wir uns mit New Orleans ebenfalls machen«, warf der Steuermann dagegen ein, »haben wir sie dort erst einmal abgeliefert, dann hilft ihnen auch ihr Plappern nichts mehr, denn wir haben nichts weiter da oben verloren, hängen uns einem Schleppdampfer an und sind in ein paar Tagen wieder draußen in offener See oder, wenn wir unser kleines Fahrzeug ein bisschen ummalen wollen, den Mississippi hinauf. Ich stimme für New Orleans.«

Der Steuermann war wahrscheinlich bei diesen Worten



aufgestanden, denn Fritz hörte Schritte zur Tür hin. Da er aber fürchtete, nach dem eben Gehörten hier unten bemerkt zu werden und die Lucke oben offenstand, so kroch er so rasch er konnte aus seinem Versteck zurück und wieder an Deck, darauf ging er in sein Spintge (jenisch für Stube), um vor allen Dingen erst einmal zu überlegen, was er tun und wie er handeln solle, denn dass er nicht Mitwisser und Helfershelfer einer so scheußlichen Tat bleiben wolle, dazu war er seit dem ersten Moment, wo ihm die ganze furchtbare Wahrheit klar geworden war, fest entschlossen.

Aber was nun tun? Dem Kapitän einfach den Dienst aufkündigen und an Land gehen, sobald das Schiff einen Hafen wieder anlaufen würde? Das etwa war sein erster Gedanke, doch befand er sich schon zu lange an Bord, das Unausführbare und Nutzlose, ja Gefährliche eines solchen Entschlusses nicht bald einzusehen.

Das hätte den armen unglücklichen Sklaven allein nichts genützt, sondern ihre Lage vielleicht sogar noch vor der Zeit verschlimmert. Aber konnte er nicht diesen geradezu sagen, was ihnen drohte? Wenn sie die ganze Gefahr ihrer Lage kannten, fiel ihnen selber vielleicht ein Weg zur Rettung ein, und ihm würde dann auch Gelegenheit geboten, sich diesen Seeräubern und Sklavenfängern, in deren Netz er gefallen war, zu entziehen.

Und dennoch schreckte er vor der Gefahr zurück, der er sich selber aussetzte. Wenn der Steuermann besonders auch nur eine Ahnung von dem bekommen hätte, was er wusste und wie er darüber denke.

Er wusste selber nicht, was er tun sollte. Der Angstschweiß trat ihm in großen hellen Tropfen auf die Stirn. Es litt ihn auch nicht länger in dem engen Raum und er ging

hinauf an Deck – der Kapitän und Steuermann waren noch immer in der Kajüte – und trat vorn auf die Back, wo sein Auge lange und traurig auf der schönen Küste haftete, die sich vor ihnen ausbreitete und die sie vielleicht in so entsetzlicher Weise betreten sollten.

»Was für Küste das?«, fragte da plötzlich eine leise Stimme dicht neben ihm in gebrochenem Englisch. »Was für Küste das, Massa?«

Fritz sah sich rasch nach dem Sprecher um und erkannte den alten Sambo, der dicht neben ihn getreten war und scheu und vorsichtig den Blick zurückschweifen ließ, ob sie von keinem der Matrosen beobachtet würden. Fritz zögerte einen Augenblick mit der Antwort. Das Herz klopfte ihm fast hörbar in der Brust, und die Entscheidung ihrer aller Schicksal lag vielleicht in seiner Antwort. Aber er konnte auch nicht lügen. Wenn er den alten Mann mit dem silberweißen Haar und den tief gefurchten Zügen an seiner Seite anschaute, überkam ihn ein furchtbares Grauen, denn er dachte daran, dass er, wenn auch unschuldig, doch mit zu denen gehörte, die ihn verkauft hätten.

»Massa weiß, wie die Küste da heißt?«, fragte der Alte aber noch einmal und sah misstrauisch zu dem angstverstörten Antlitz des Knaben auf, fuhr jedoch selbst erschreckt zusammen, als dieser leise und schnell zu ihm sprach-

»Kuba!«

»Und wir?«, fragte der Alte nach einer langen peinlichen Pause, in der er sein Schicksal aus den offenen Zügen des Knaben zu lesen suchte und auch wohl las. »Und wir, wohin führt man uns?«

Da konnte sich Fritz nicht länger halten, und unbeküm-

mert um die Folgen erzählte er mit kurzen Worten dem Alten den Inhalt dessen, was er vor wenigen Minuten erst unfreiwillig erlauschte. Es bedurfte bei dem alten Mann auch keiner ausführlichen Beschreibung. Das alles war nur die Bestätigung dessen, was er selber schon gefürchtet hatte, seit er das enthüllte und jetzt wieder verdeckte Geschützstück, die gewöhnliche Waffe aller Piraten sah. In sich zusammenbrechend saß er lange, das Kinn auf die hagere Brust gesenkt, die Hände fest über dem rechten Knie gefaltet, da und schaute starr vor sich hin. In diesem Augenblick kam der Koch aus der Kombüse. Als sich Fritz rasch von ihm abwandte, dass er die Tränen nicht sehen sollte, die ihm an den Wimpern hingen, blieb der Mulatte einen Augenblick stehen und ließ seinen kalten unsteten Blick von einem zum anderen der beiden hinübergleiten. Dann aber schob er beide Hände in seine Hosentaschen und ging pfeifend in seine Kombüse zurück.

Die *Turteltaube*, wie der gefährliche Schoner, eines der berühmtesten und gefürchteten Raubschiffe der westindischen Seen, jetzt unter seiner falschen Flagge hieß, näherte sich mehr und mehr der Küste, nach deren nördlichen Ufer es den Anschein hatte, als ob er seinen Kurs nehmen wollte.

Es war acht Glasen abends und der Kapitän eben in die Kajüte gekommen, den Steuermann auf seine Wache an Deck zu schicken, als der Koch vorsichtig hereinschlüpfte und erst zu Fritzens Koje hineinlauschte. Fritz schlief sanft und süß, sein gesunder kräftiger Körper verlangte der Ruhe selbst zu einer Zeit, wo sein Geist von Angst und Sorge aufgeregt sein mochte. Als sich der Mulatte aber erst davon überzeugt hatte, trat er in die offene Tür des inneren Raums, von wo aus ihn der Steuermann schon ein paar Se-

kunden scharf fixiert hatte.

Rasch zum Kapitän hingleitend sagte er leise: »Wir sind verraten. Der weiße Junge da drin hat dem alten Sambo einen Floh ins Ohr gesetzt. Die schwarzen Schufte wissen, dass das Land in Lee Kuba ist und das sie wieder verkauft werden sollen.«

»Ob ich mir das nicht gedacht habe«, knirschte der Steuermann zwischen den zusammengebissenen Zähnen durch.»Wenn's nach mir ginge, werfen wir die kleine Giftkröte über Bord. Jetzt haben wir die Geschichte – den Teufel zu zahlen und kein Pech heiß.«

»Verdammter Bengel!«, murmelte der Alte vor sich hin, »aber weißt du es auch gewiss?«

»So gewiss, wie man nur etwas wissen kann«, bestätigte der Mulatte. »Schon heut' Nachmittag sah ich die beiden zusammen auf der Back stehen und miteinander flüstern. Als ich dazu kam, drehte sich der Junge ab – die Kröte wurde verlegen«, setzte er verächtlich hinzu. »Da ich aber dadurch Verdacht schöpfte, legte ich mich heute Abend aufs Spionieren und bekam bald die Gewissheit, dass sie mehr wussten, als uns zuträglich ist. Der Alte steckte mit ihnen unten die Köpfe zusammen und ihrer fünf oder sechs hatten eine Beratung, was sie tun sollten. Leider konnte ich nicht alles verstehen, denn der dicke Bretterschlag, der den Raum von dem Zwischendeck trennt, ließ nicht alle Worte deutlich zu mir durch. Dass sie jetzt aber auf ihrer Hut sind, ist gewiss, und ich wollte Euch nur warnen, Käpt'n. Am besten wär's vor allen Dingen, den Jungen aus dem Weg zu schaffen. Der richtet sonst noch Unheil an.«

»Das sag ich auch!«, bestätigte der Steuermann, »hol ihn der Teufel. Mir war er vom ersten Augenblick an nicht

recht und ich bin sonst eben nicht abergläubisch, aber von dem weißhaarigen Jungen droht uns wahrhaftig noch einmal ein Unheil, wenn er's nicht jetzt schon so weit gebracht hat und ein Opfer unserer Gutmütigkeit werden zu lassen.«

Der Mulatte sah den Steuermann bei dem Wort Gutmütigkeit halb spöttisch von der Seite an, sagte aber kein Wort, denn *der Alte* ging mit verschränkten Armen in der Kajüte auf und ab, murmelte halblaut entsetzliche Flüche und Verwünschungen vor sich hin. Der Mulatte blieb noch in der Tür stehen, denn er vermutete, dass ihm wohl noch ein Auftrag zukam. Der Kapitän schien aber nicht auf Rache gegen den Knaben gesonnen zu haben. Der war ihm sicher genug, sondern wie die Gefahr jetzt abzuwenden, die von den gereizten Schwarzen drohte, wobei es dann unvermeidlich zu einem Kampf kommen musste. Bei einem solchen konnte er aber nur verlieren, denn wenn auch das Resultat keinen Augenblick zweifelhaft blieb, da sämtliche Waffen in seinen eigenen Händen waren, musste doch mancher der Schwarzen getötet oder verstümmelt werden, ehe sie sich ihrer wieder bemächtigen konnten. Jeder war dann ein reiner Barverlust von so und so vielen hundert Dollar. List konnte ihm vielleicht aus dieser Patsche helfen.

»Wie viel Schwarze – Männer mein' ich, denn die Frauen und Kinder zählen jetzt nicht – haben wir im Ganzen unten im Raum?«

»Unten im Raum?«, wiederholte, an die Decke sehend, während er sie in Gedanken überzählte, langsam der Steuermann. »Unten im Raum – lasst mich einmal sehen – drei, fünf, acht – und in der Koje fünf sind dreizehn und zu Backbord vier, sieben, zehn und sechs da vorn, vier hier unten quer vor und vorn etwa fünf, ja achtundreißig, ohne

den alten Sambo.«

»Achtunddreißig«, sagte der Kapitän kopfschüttelnd, »verdammter Junge – wenn's nur nicht zu spät ist, aber es geht auf keine andere Art und wir müssen es jedenfalls versuchen.«

»Aber was denn?«, fragte der Steuermann, »zum Versuchen werden wir nicht so viel Zeit mehr übrig behalten und die kleine Kröte ...«

»Soll uns selber dabei helfen«, lachte der Alte leise. »Gegen den hegen sie noch keinen Verdacht. Aber morgen werdet ihr alles schon erfahren, heut' Abend lasst sie noch ruhig miteinander überlegen. Ändern können sie doch nichts mehr an der Sache.«

Der Alte, schlau genug, wo es galt, irgendeinen Plan zu verwirklichen, schien jedenfalls vollkommen mit sich im Reinen und schickte die beiden, die gern gleich noch heute Abend etwas Näheres darüber gehört hätten, einfach an ihre Arbeit aus der Kajüte.

\*\*\*

## *Neuntes Kapitel*

Wie Kapitän Brendall seine Passagiere zählte und was der alte Sambo dazu sagte - Der Ausbruch

Am anderen Morgen ganz früh hatten der Kapitän, der Steuermann und Cäsar der Koch eine kurze Beratung zusammen, oder der alte Brendall unterrichtete sie vielmehr von seinem Plan. Ein Ausbruch war, darin stimmten alle überein, nach dem Vorhergegangenen kaum zu vermeiden,

wenn man sich nicht der Stärksten und Angesehensten aus der Gruppe erst versicherte. Das zu bewerkstelligen war an diesem Morgen bestimmt. Der *Alte* schickte dann die Übrigen fort, ihre Männer, wie er es ihnen gesagt hatte, zu postieren. Sie mussten dazu die besten der eigenen Leute nehmen, er selber blieb, ein paar geladene Pistolen vor sich in ein kleines nur leicht bedecktes Kästchen legend, in der Kajüte allein, wohin einige Minuten später Fritz vom Koch geschickt wurde.

Fritz klopfte allerdings das Herz, als er den Befehl erhielt, zum Alten hinunter zu gehen. Er wusste, wenn er auch recht, doch wie er gegen ihn und seine Interessen gehandelt hatte, wie aufgebracht der Alte werden würde, wenn er es erführe. An weitere Gefahr für sich selber dachte er gar nicht. Er erwartete in der Tat nichts Geringeres, als den vollen Zornesausbruch des finsternen Mannes gegen sich gewandt zu sehen, erstaunte aber nicht wenig, als ihn Kapitän Brendall auf das Freundlichste empfing und ihm sagte, sie würden wahrscheinlich hier irgendwo an der Küste einmal anlaufen müssen, um frisches Wasser aufzunehmen. Er wolle deshalb seine Passagiere einmal aufschreiben, wo sie her wären, wie sie hießen und wie alt sie seien, da er die Liste in jedem Hafen, der Ordnung wegen, vorzeigen müsse. Heute Morgen wär es nun so still und ruhig auf dem Wasser, und Fritz solle vorgehen und die Leute hinterher schicken.

»Aber nicht alle auf einmal«, setzte der Alte hinzu, als der Knabe rasch und vergnügt, so wohlfeilen Kaufs davon gekommen zu sein, die Kajüte wieder verlassen wollte; »Einen nach dem anderen, Fritz. Der Steuermann wird sie alle auf Deck schicken, Frauen und Kinder und dann kommen

sie einzeln hier herunter und gehen von hier gleich wieder durch die Tür hin, die ich habe aufmachen lassen, ins Zwischendeck zurück, wo sie dann bleiben müssen, bis ich mit allen fertig bin. Es gibt sonst Konfusion - setz ihnen das ein bisschen auseinander, Fritz.«

»Jawohl Käpt'n!«, rief der Knabe dienstfertig und war in drei Sätzen die schmale Kajütstreppe wieder hinauf, die unmittelbar vor dem Steuer herauskommend an Deck führte.

Die Schwarzen hatten sich schon von der Gefahr verständigt, in der sie sich befanden. Der alte Sambo hatte ihnen geraten, im schlimmsten Fall und so es zum Äußersten kommen sollte, sich nur gleich aller Handspeichen zu bemächtigen, die an verschiedenen Stellen an Deck angebracht waren. Die Handspeiche oder Spacke ist in der Hand eines kräftigen Mannes eine furchtbare Waffe. Verstanden sie dann auch nicht selber ein Schiff zu regieren, so waren sie doch wohl imstande, sich hier, wo sie täglich Segel in Sicht bekommen, so lange flott zu halten, bis sie von irgendeinem ordentlichen Fahrzeug gefunden und gerettet werden konnten. Natürlich waren alle fest entschlossen, lieber zu sterben, als sich wieder als Sklaven verkaufen zu lassen. Schon tauchten Vorschläge auf, die Sache ohne Weiteres zur Entscheidung zu bringen, indem sie den Kapitän selber zur Rede setzten und ihm gerade heraus sagten, in welchem Verdacht sie ihn hätten, als Fritz zu ihnen kam und ihnen die Meldung einer beabsichtigten Zählung und Kontrolle brachte.

Hiergegen trat der Alte auf und warnte die Leute, nicht einzeln in die Kajüte hinunter zu gehen. Fritz aber versicherte ihnen, dass sie dabei auch nicht das Mindeste zu



fürchten hätten. Der Kapitän sei allein unten, und was er auch später gegen sie im Sinn habe, hierbei sei er fest überzeugt, dass ihnen keine Gefahr drohen könne. Von dem jungen Burschen wussten sie recht gut, dass sie nichts zu fürchten brauchten, denn er hatte bewiesen, dass er es gut mit ihnen meine. So wurde denn beschlossen, dem Befehl zu gehorchen. Sambo aber, der zuletzt gehen sollte, wurde beauftragt, dem Kapitän zugleich anzuzeigen, wie sie wüssten, was sie von ihm zu erwarten hätten und bereit wären, bei dem geringsten Versuch, sie ihrer Freiheit zu berauben, das erste Schiff, das sich ihnen nähern würde, zu signalisieren und Anzeige zu machen.

»Hallo da unten!«, rief in diesem Augenblick des Steuer-  
manns Stimme durch die Luke nieder. »Alle an Deck zur  
Musterung. Herauf mit euch Männer und Frauen, nachher  
könnt ihr wieder schlafen, so lang der Tag ist.«

Die Schwarzen, was überhaupt noch nicht an Deck war,  
folgten rasch dem Befehl. Ein Teil von ihnen wollte gleich  
zur Kajüte hinunter, als sie der Steuermann lachend auf-  
hielt und ihnen, so gut das mit seinem gebrochenen Portu-  
giesisch ging, begreiflich machte, dass der Kapitän nur eine  
Hand zum Schreiben hätte, also auch nur einen von ihnen  
immer auf einmal vernehmen und notieren könne.

»Du langer Strick, du«, wandte er sich dann an einen jun-  
gen Burschen. »Du magst zuerst gehen. Oder halt, wollen  
erst die Frauen und Kinder nehmen, dann kommen wir  
besser in Gang. Und nun angefangen und hübsch Ordnung  
gehalten!«

Eine der Frauen mit einem Kind auf dem Arm musste zu-  
erst hinunter, und Fritz wurde ebenfalls gerufen, das Buch  
zu führen und die Namen wie alles Weitere niederzu-

schreiben, während der Kapitän examinierte. Das ging auch alles in ziemlicher Ordnung und fix vorwärts. Eine nach der anderen kletterte die etwas steile Treppe vorsichtig hinunter, wurde examiniert, verließ dann die Kajüte wieder durch eine kleine Tür, die erst in eine dunkle Vorratskammer, in der aber eine Laterne hing und durch diese durch, in das Zwischenverdeck führte, wo sie aber auch vorher erst wieder über eine Partie dort aufgeschichteter Taue klettern mussten, ehe sie den Platz erreichten, auf dem sich ihre Schlafstellen befanden, wo sie sich gewöhnlich aufhielten.

Der Steuermann stand oben an der Treppe und rief alle einzeln auf, die hinunter gehen sollten. Als die Sache erst einmal im Gang war, wartete er auch nicht erst, bis unten alles beendet war, sondern ließ eine der Frauen immer wieder nachsteigen, damit es nicht so lange aufhielte. Vom Zwischendeck aus konnten die zurückgekehrten Frauen mit den Männern an Deck sprechen. Ein Matrose hielt aber auch hier Wache, niemanden wieder heraufzulassen, ehe die Zählung vorbei war. Das alles ging so friedlich zu und die Leute selber lachten und erzählten mit den Schwarzen, dass diese schon anfangen, sich sicherer zu fühlen, wenigstens fest überzeugt waren, dass man augenblicklich nichts Böses gegen sie beabsichtige. Nur der alte Sambo wollte sich noch nicht zufriedengeben und saß an der Vorderluke, dort von einzelnen der Frauen zu erfahren, um was sie gefragt, wie sie behandelt worden wären, ob sie überhaupt noch jemanden unten in der Kajüte, außer dem Kapitän und dem Knaben gesehen hätten. Diese Fragen geschahen in der Sprache seines eigenen Landes. Die Matrosen, die ebenfalls mit oben um die Luk herumlehnten und hinab

schauten, konnten nichts davon verstehen. Die Antworten mussten aber doch wohl befriedigend, wenigstens keinen weiteren Verdacht erweckend, ausgefallen sein, denn der alte Mann erwiderte nichts darauf und fiel nur schweigend in seine vorige beobachtende Stellung zurück.

Jetzt kamen die Männer. Der Steuermann schickte vier oder fünf der jungen Burschen voran. Vorn auf der Back erzählte einer der Matrosen, ein Portugiese, den um ihn herumstehenden Schwarzen eine Geschichte, bei der sich die Schar wälzen wollte vor Lachen.

»Hallo, mein Bursche!«, rief der Steuermann da einem von diesen zu. Es war der Kräftigste der Schar, eine riesenstarke Gestalt mit breiten Schultern und sehnigen Armen. »Eile dich, dass wir mit der Geschichte fertig werden. Es wird sonst Mittag und der Alte sitzt noch immer unten und kritzelt.«

Der Gerufene folgte, zog die weißleinenen Hosen, die er trug, über die Hüften herauf, strich sich das wollige Haar aus der Stirn und stieg rasch die Treppe hinunter. Noch hatte er aber die unterste Stufe nicht erreicht, als ihn ein Schlag an den Schädel traf und wie einen Sack zu Boden warf. Der Schlag war mit einem bleigefüllten Rohr geführt und der Unglückliche im selben Augenblick festgebunden und geknebelt in die Vorratsspintge geschleppt.

Fritz, der mit Schreiben emsig beschäftigt war und mit dem Rücken zur Treppe hin saß, hatte nicht die geringste Ahnung gehabt von solcher Gewalttat, bis er den Fall hörte und sich erschreckt danach umwandte. Ehe er aber auch nur einen Laut tun konnte, lag des alten Brendalls Handschon auf seiner Schulter. Dicht vor seiner Stirn sah er die Mündung der gespannten Pistole, während der Alte, des-

sen Augen jetzt in wilden und boshafte Grimm Feuer zu sprühen schienen, ihm einige Worte ins Ohr zischte.

»Ein Wort, Schlange, und ich blase dir das Hirn zum Dach hinaus, als ob's Spreu im Wind wäre. Hund verdammter, hab ich dich deshalb zu mir an Bord genommen und dich gefüttert und versorgt, dass du mir meine Wohltaten mit Verrat und Hinterlist lohnen solltest? Ruhe, Bestie, einen Laut und du bist eine Leiche. Ja, es zuckt mir schon jetzt im Zeigefinger, dir den nur zu gut verdienten Lohn zu zahlen.«

»Hier wieder einer herunter!«, rief in diesem Augenblick aufs Neue die Stimme des Steuermannes. »Du da, Dicker, mach, dass du hinunterkommst!«

Wieder wurden die Beine eines der Niedersteigenden sichtbar, im nächsten Augenblick stand er unten und sah hier mit einem Blick die Gefahr, die ihm drohte. Aber es war zu spät. Noch während er entsetzt zurückschreckte, traf ihn der Schlag, welcher ihn ebenfalls zu Boden schmettete.

Ein dritter, Vierter und Fünfter folgten auf diese Art, und der Kapitän hätte mit diesem schlaue und teuflische ausgedachte Plan leicht die Hälfte der Schwarzen und jedenfalls die Stärksten und Gefährlichsten der Schar unschädlich machen können, hätte nicht oben der alte Sambo, der vorn am Luk seinen Platz behauptet hatte, eine Art Kontrolle über die gehalten, die hinunter gingen, und die, welche unten im Zwischendeck wieder sichtbar wurden. Cäsar war der Erste, der diese Gefahr, die ihrem Plane drohte, bemerkte. Am Steuermann vorübergehend flüsterte er diesem zu, den alten Burschen da vorn von seiner Warte fortzurfen, der merke sonst Unrat.

»Wollen ihm bald das Handwerk legen«, lachte der Steuermann leise vor sich hin, und über Deck hinüberrufend nannte er Sambos Namen.

Der Alte tat, als ob er nicht hörte.

»Hallo, Sambo da vorn - geh doch einmal einer von euch und stoße den alten tauben Schuft in die Rippen. Sambo zum Teufel, Mann, der Kapitän sehnt sich nach dir ...«

»Ich aber nicht nach Kapitän«, brummte der Alte, ohne seinen Platz zu verlassen. Er rief dabei hinunter: »Congo! Wo ist Congo? Schon lange niedergestiegen, hab ihn nicht wieder hier gesehen!?!«

Der Sechste war gerade niedergestiegen. Während auch dieser unschädlich gemacht und geknebelt wurde, sprang Fritz, der es nicht länger ertragen konnte, Zeuge solchen Verrats zu sein, empor, stürzte aber auch in demselben Augenblick, von des Kapitäns Faust getroffen, bewusstlos zu Boden.

»Congo! Wo ist Congo?«, rief aber der Alte nun wieder oben an Deck lauter als vorher in das Zwischendeck hinunter. »Was? Congo noch nicht wieder vorgekommen? Und Guinea? Auch nicht? Halt! Halt dahinten!«, schrie er plötzlich ein paar jungen Burschen zu, die sich ebenfalls fertig machten, niederzusteigen. »Halt! Noch welche unten - lasst erst herauskommen.«

»Es ist niemand mehr unten, du schwarze Kanaille!«, rief aber der Steuermann, kaum noch seine Wut verbeißend, dass der Alte ihren ganzen so schön angelegten Plan zu vernichten drohte. »Macht fort Ihr Burschen, was steht ihr da und haltet Maulaffen feil?«

»Sambo sagt, nicht gehen«, erwiderte der eine von ihnen.

»Sambo soll verdammt sein!«, brummte der Seemann,

»macht das ihr hinunterkommt, lasst die anderen nicht warten.«

»Halt Sip ... halt da ... Verrat!«, kreischte aber in diesem Augenblick des alten Schwarzens Stimme über Deck, und Sip bedurfte keiner weiteren Warnung, denn der Steuermann zog auch zu gleicher Zeit eine verborgen gehaltene Pistole, während sich die Matrosen plötzlich auf die erschrockenen und überraschten Schwarzen warfen und zu Boden schlugen, was sich ihnen in den Weg stellte.

So ganz unvorbereitet sollten sie diese aber nicht finden. Des Alten Schrei war gerade noch zur rechten Zeit gekommen. Sich, wie schon früher verabredet, der nächsten Handspacken bemächtigend, leisteten sie den Seeleuten, die gar nicht darauf gerechnet hatten, sie auf solche Art vorbereitet zu finden, hartnäckigen Widerstand. Sip besonders, einer der kräftigsten Burschen der Gruppe, der schon so nahe daran gewesen war, in die Höhle des Löwen niederzusteigen, entglitt der nach ihm ausgestreckten Faust des Steuermanns, das gebrochene Stück einer Handspeiche aufgreifend, das erst an dem Morgen dort gebraucht war. Die auf Deck liegenden Notspieren wieder zurecht zu rücken, schlug er damit den Steuermann dermaßen über den Schädel, dass er zurücktaumelte, an die Kajüttreppe trat und rückwärts hinunterstürzte.

Das aber gab seinen Kameraden Zeit sich zu sammeln, denn die unten befindlichen Matrosen, die eben im Begriff gewesen waren an Deck zu stürmen, den ihren beizustehen, wurden durch den ihnen in den Weg fallenden Körper aufgehalten. Rasch reinigten sie auch den Vorderteil des Schiffes von allen Weißen, schrien dabei nach den im Zwischendeck befindlichen, heraufzukommen. Dagegen hatte

aber schon Cäsar seine Maßregeln ergriffen, denn kaum merkte dieser, dass die Schwarzen Verrat gewittert und sich nun wahrscheinlich zur Wehr setzen würden, als er mit einem der übrigen Seeleute, ohne sich weiter an den jetzt ausbrechenden Kampf der anderen zu kehren, zur Luke sprang, von der die Treppe schon am Morgen weggenommen worden war und die schwere Klappe darüber schob, auf die der Mulatte dann noch zwei schon dazu bereitgestellte schwere Maniokmehlsäcke warf.

Sein Verrat an der eigenen Rasse sollte aber diesmal schlimme Früchte tragen - Sip, der schon, seit er durch Sambo von des Kapitäns schändlichen Absichten gehört, dem Mulatten den Tod geschworen, denn nur durch dessen Überredung waren sie wirklich zu dem Schritt, ihrem dermaligen Herrn zu entfliehen, verleitet worden, sah kaum durch, welche teuflische List ihr Untergang beschlossenen war und jetzt ausgeführt werden sollte, als er sich, der eigenen Gefahr nicht mehr achtend, mit dem Kriegsschrei seines Stammes auf den Lippen, gegen den Mulatten warf.

Dieser hörte den Schrei. Nur einen Blick auf den Angreifer werfend erkannte er auch rasch genug die Gefahr, die ihm drohte, und wollte fliehen. Aber es war zu spät. Als er den Feind schon dicht hinter sich sah, behielt er nur eben noch Zeit, sich gegen ihn zu wenden und das Messer zu ziehen, das er an diesem Morgen, wie alle übrigen Matrosen des Piraten, versteckt unter dem weiten Oberhemd trug. Wohl zuckte er dies gegen die anstürmende Gestalt, aber was half ihm der Stahl gegen den von Hass und Rache angefachten Grimm des Schwarzens. Nieder zum Sprung bog sich der, wie ein Tiger, der sicheren Beute gegenüber. Selbst in diesem Augenblick das keulenartige Holz, das er

in der Hand trug, verschmähend, denn fassen - fassen wollte er sein Opfer, schleuderte er es von sich und schnellte sich in tollem Ansprung selbst gegen den vorgehaltenen Stahl des so furchtbar Bedrohten an.

Wohl traf ihn das Messer in die Seite, die Wunde war tödlich, aber fest, fest in grimmiger jauchzender Lust krallten sich die eisernen Finger des Wütenden um die Kehle seines Opfers. Cäsar wollte schreien, aber er vermochte es nicht mehr. Einer der Leute sprang zu und riss Sip zurück, ihn zu binden, denn ihr eigener Vorteil war es das Leben der Sklaven so viel als möglich zu schonen - aber umsonst. Wie mit eisernen Klammern lag der Rächer über dem Sterbenden. Sein Blick hing in furchtbarer Lust an den schon im Todeskampf entstellten verzerrten Zügen.

Jetzt hatte sich aber auch Tom Brendall an Deck Bahn gemacht, an dem bewusstlosen Körper seines Steuermannes vorbei. Von den übrigen Leuten gefolgt, warf er sich in wildem Mut gegen die zusammengescharten und ihn fest erwartenden Schwarzen an. Beide Parteien wussten, was sie voneinander zu erwarten hatten. Tom Brendall war sich noch ganz besonders bewusst, wie dieser Augenblick der noch ersten Bestürzung, ein Teil der Schwarzen gebunden, ein anderer Teil gerade jetzt noch im Zwischendeck abgeschlossen, nie wiederkehren würde. Siegte er jetzt nicht, so gewannen die zum Äußersten getriebenen Schwarzen das Schiff und er war mit seiner Mannschaft verloren.

Es gibt nichts Fürchterlicheres auf der Welt als der Kampf der Verzweiflung an Bord eines Schiffes. Keine Rettung mehr in Flucht bleibt dem Besiegten. Rings um ihn liegt der Tod. Zu der qualvollen Angst treten Wut und Grimm und macht zuletzt selbst den Schwächsten zum Riesen.



Nichts destoweniger half hier den unglücklichen Verrate-  
nen noch der Eigennutz ihrer Feinde. Wen sie töteten von  
ihnen oder nur schwer verwundeten, wurde zum reinen  
Verlust, für den es nicht möglich war, einen nur einigerma-  
ßen guten Preis zu bekommen. Die Piraten wollten deshalb  
auch am Anfang keinen Gebrauch von den Schusswaffen  
machen. Aber was halfen ihnen ihre Messer? Vorn auf der  
Back mit hochgeschwungenen Handspacken standen die  
Schwarzen. Und wen sie trafen, der brach unter dem  
furchtbaren Streich zusammen.

»Wetter und Tod!«, schrie da der Alte, als ihr Ansturm  
eben wieder von den für ihr Leben kämpfenden Schwarzen  
zurückgeschlagen worden war und von unten her der  
Lärm krachenden Holzes an sein Ohr traf.

»Die Kanailen da unten brechen los. An die Kajüte zwei  
und haut auf die Köpfe, welcher den schwarzen Schädel  
oben zeigt.«

»Vorwärts denn, vorwärts!«, schrie aber auch in diesem  
Augenblick die grelle Stimme des alten Sambos. »Zu Hilfe,  
Jungs, dass wir die Kameraden freibekommen, dann ist das  
Schiff unser, zu Hilfe!« Von der Back niederspringend warf  
er sich in wildem Mut, von den Seinen aber dicht gefolgt,  
gegen die Piraten an. Dieser Handstreich war auch von sol-  
chem Erfolg, dass die Bedrängten in diesem ersten Anprall  
wirklich Mühe hatten, sich zu behaupten, während von der  
Kajüte her schon der wilde Schrei der anderen Schwarzen  
tönte, die in grimmiger Wut die unten nach der Kajüte füh-  
rende und rasch verschlossene und verrammelte Tür aufge-  
brochen hatten und sich nun ihren Weg an Deck erzwan-  
gen.

Nun war aber auch die Zeit vorbei, wo die Piraten ihre

Opfer schonen durften, die Sklaven gesund und bei ganzen Gliedern zu erhalten. Jetzt galt es, wirklich das eigene Leben zu retten. Des alten Brendall heiserer Schrei »Feuer!« schallte über Deck.

Die Wirkung war furchtbar, für die Schwarzen verderblich, denn die Weißen rissen plötzlich das Segeltuch von einer mitten auf Deck stehenden Kiste, die erst kürzlich heraufgeschafft und von den Schwarzen noch gar nicht beachtet war und die, schon fertig geladenen Gewehre herausreißend, schlugen sie den Tod in die Reihen der Feinde.

»Vorwärts!«, schrie Sambo, der wohl einsah, wie jetzt nur allein noch in jeder Todesverachtung ihre einzige Hoffnung auf Sieg beruhte. »Vorwärts!«

Es war sein letztes Wort. Tom Brendall, die Pistole fast an seine Schläfe drückend, jagte ihm eine Kugel durchs Hirn. Der nächste Schuss schmetterte einen anderen zu Boden, der sich eben auf ihn werfen wollte.

Wohl brachen in diesem Augenblick die übrigen, bis jetzt im Zwischendeck eingeschlossen gehaltenen Schwarzen herauf, aber heißes Blei empfing sie. Ehe sie sich sammeln und vereinigen konnten, hatten die Piraten, die ihre Gewehre abgeschossen und mit der gespannten Pistole in der Faust zum neuen Angriff eilten, die entsetzten Schwarzen vorn auf der Back eingeschlossen und überwältigt.

Doch fort, fort von den Schrecken dieses furchtbaren, unnatürlichen Kampfes.

Als Fritz wieder zu sich kam, war alles beendet. Er selber aber fand sich festgebunden im unteren Raum, überall neben ihm lagen die gefesselten Gestalten der Sklaven.

Vier Tage lag er in dem dumpfen, glühend heißen Raum

und meinte zu sterben. Vier Tage lang hörte er die Verwünschungen und Schmerzenslaute seiner Nachbarn, die den Tod herbeisehnten, der ihnen wenigstens Linderung ihrer Qual brächte. Viele waren verwundet und lechzten nach Wasser, den Fieberdurst, der ihr Zunge dörnte, zu löschen. Aber nur zweimal des Tags kam einer der Leute, der Portugiese, der nun des getöteten Kochs Stelle vertrat, herunter und brachte ihnen etwas hartes Schiffsbrot und einen Schluck Wasser, sie wenigstens am Leben zu erhalten.

Am vierten Abend hörten sie den Anker in die Tiefe rasseln und segneten die Stunde, denn irgendeine Änderung ihrer Lage, sei sie, wie sie wolle, musste ihnen auch Linderung derselben bringen - es konnte nicht fürchterlicher werden.

Wohl hörten sie an dem Tag oft Schritte und fremde Stimmen an Deck, aber niemand kam herunter nach ihnen zu sehen, selbst der Koch blieb aus um die gewöhnliche Zeit. Es musste schon wenigstens zehn Uhr sein, ehe er ihnen das spärliche und doch so heiß ersehnte Mahl brachte. Ihm folgte diesmal der Kapitän mit zweien der Leute. Fritz wurde von dem Pfahl, an dem er lag, losgeschlossen und in die hintere Vorratskammer gebracht, wo man ihn allein liegen ließ. Die beiden Piraten aber, die ihn begleiteten, beantworteten keine der an sie gerichteten Fragen.

O wie wohl tat ihm die frische kühle Nachtluft, als sie ihn auf Deck hoben und in sein neues Gefängnis geleiteten. Wie sog er mit durstigen Zügen den reinen und feuchten Hauch ein, der von den nahen Bergen herüberwehte. Aber man ließ ihm keine Zeit auch das zu genießen, was Gott für alle Wesen gleich bestimmt hat. Nur einen flüchtigen Blick konnte er umher werfen. Er sah, dass sie unweit einer groß-

mächtigen Stadt ankerten, von der tausend und tausend Lichter zu ihnen herüber blitzten und Berge umschlossen das Ganze. Da aber zwangen ihn seine Peiniger schon wieder in sein Gefängnis hinab und Nacht umgab ihn - tiefe entsetzliche Nacht.

»Weshalb nur der Alte den jungen Schuft nicht über Bord schickt?«, fragte einer von der Mannschaft den anderen, als sie die schmale Treppe wieder an Deck stiegen. »Unten sind Haie genug, die uns aller weiteren Mühe mit ihm überhöben. Der Steuermann ist überdies fuchswild, dass wir's nicht gleich getan haben.«

»Der Alte will nicht«, brummte der, an den die Frage gerichtet worden. »Er meint, einen Steward müssten wir doch wieder haben, liefen bei jedem anderen Jungen eben dieselbe Gefahr. Der hier ist doch nun gewissermaßen einmal eingebrochen«, setzte er hinzu, »und wird schon gut tun.«

»Hm, ich weiß nicht«, sagte der Erste wieder - *»wo's einmal nicht im Blut liegt, tut's die Erziehung auch nicht sogleich*, wie mein Vater immer zu sagen pflegte, als er einen Pastor aus mir machen wollte. Da hatte er ganz recht. Der Pastor lag mir einmal nicht im Blut und so ist es auch mit dem Jungen. Der Seeräuber liegt ihm nicht drin. Je eher wir ihn los werden, desto besser ist es, oder - es tut kein Gut - der Teufel mag solch einem Gesellen immer auf die Füße sehen.«

Die beiden Männer gingen wieder nach vorn an ihre Arbeit. Eine volle Woche hindurch sah Fritz niemanden weiter als den Koch, der ihm seine Gefangenenkost, jetzt aber auch dann und wann frische tropische Früchte, einmal sogar ein Glas Wein brachte, dass er wieder zu Kräften kommen sollte, wie er sagte. Nach Ablauf dieser Frist hörte er,

dass der Anker wieder aufgewunden wurde. Das Schiff zitterte bis in seinen Kiel hinab, als sich die schwere Kette um die Ankerwinde wand. Dann war alles ruhig. Das Fahrzeug legte sich leicht auf die Seite. Eine halbe Stunde etwa noch, das Stampfen und Steigen desselben verriet wieder offene See. Der arme Knabe sank trostlos auf sein hartes Lager zurück, denn aufs Neue wurde er hinausgeschleppt in die weite See, in Gesellschaft jener Schrecklichen. Was musste nun sein Los sein, wo er ganz und rettungslos in ihre Hände gegeben war.

\*\*\*

## *Zehntes Kapitel*

Wie Fritz ein Seeräuber werden sollte - Die erste Beute

Kaum hatte Fritz die feste Überzeugung an der ganzen Bewegung des Schiffes gewonnen, dass sie wirklich wieder in See gegangen seien, als sich die Tür des Gefängnisses öffnete und der Portugiese zu ihm trat, um seine Ketten aufzuschließen.

»Nun halt still, mein Bursche«, sagte er dabei, »und sei von jetzt an vernünftig - der Kapitän will ein Auge zudrücken und dich freigeben. Aber ich möchte nicht in deiner Haut stecken, wenn er dich zum zweiten Mal in fremdem Fahrwasser ertappt. Deshalb halt' ein Auge offen, mein Junge, sei klug - du wirst am besten wissen, was deiner Haut gut ist.«

Unter solcher wohlmeinender Warnung hatte der Portugiese den jungen Burschen losgeschlossen, als dieser lang-

sam aufstand und sich streckte. Die Glieder erst wieder an die freie ungehinderte Bewegung zu gewöhnen, öffnete jener die Tür und sagte lachend: »Komm an, Kamerad und sieh zu, dass du den Alten erst wieder zu Lee kriegst. Musst aber tüchtig aufkreuzen, wenn du's dahin bringen willst.«

Fritz verstand recht gut, was der Matrose damit meinte, war aber auch fest entschlossen. Es mochte daraus entstehen, was da wolle, dem Mann, der ihn unter falschen Vorspiegelungen zu einem solchen Leben verlockt hatte, nicht ein Haar breit zu weichen. Seines Lebens ohnedies überdrüssig, schien es ihm vollkommen gleichgültig, was der Bösewicht mit ihm machen konnte. Und doch hatte er noch lange nicht alle Schrecknisse dieses furchtbaren Schiffes gesehen, sollte noch Zeuge weit schlimmerer Szenen werden, als selbst die erlebten gewesen waren. Fritz glaubte doch, das sei das Schrecklichste, was nur auf der Welt unter Menschen geschehen könne.

»Hallo, mein Bursche!«, rief ihm der Kapitän entgegen, als er die Kajüte betrat. »Haben wir dir die Mucken ein wenig ausgetrieben? Eigentlich solltest du auch mit der Katze Bekanntschaft machen. Gelobt hatt' ich dir's auch, ich will aber erst noch einmal versuchen, was Güte imstande ist, bei dir auszurichten. Ich hoffe, du wirst dann deine Undankbarkeit bereuen und dich bessern. Pfui über dich, seine Wohltäter an eine Bande Sklaven zu verraten.«

»Ich bin Euch keine Dankbarkeit schuldig!«, rief da aber der Knabe trotzig und im vollen Bewusstsein seines Rechts. »Als ich zu euch an Bord kam, hielt ich euch für ein ehrliches wackeres Schiff und nicht für das, was Ihr seid«, setzte er finster hinzu. »Hättet Ihr mich meine Wege damals un-

gehindert ziehen lassen, so arbeitete ich jetzt bei ehrlichen Leuten und wäre glücklich und zufrieden. Aber lasst mich jetzt frei und ich will's Euch noch nicht nachtragen für spätere Zeiten. Es soll mir eine Warnung gewesen sein für mein künftiges Leben. Doch Dank habt Ihr wahrlich nicht zu fordern.«

Der Kapitän schien über die kecke Rede des jungen Burschen keineswegs böse zu werden, er lachte im Gegenteil still vor sich hin und sagte schmunzelnd: »Es ist mir lieb, mein Junge, dass du dich nicht so leicht einschüchtern lässt. Ich mag wohl keckes und mutiges Blut haben, nur darf sich's nicht nach der falschen Richtung hin einstemmen«, fuhr er drohend fort. Sein Blick gewann etwas Kaltes, Furchtbares. »Der Weg über Bord ist kurz, und bedenke Fritz, es kostet mich nur ein Wort. Wenn ich einmal wieder Ursache hätte, unzufrieden mit dir zu sein. Aber«, setzte er freundlicher hinzu, »du wirst schon vernünftiger werden. Tausende vor dir sind es geworden. Eine alte Seemannsregel ist die, nie höher in den Wind zu halten, als man liegen kann. Wenn man's tut, straft sich die Sache gewöhnlich gleich selber. Also jetzt wieder an deine Arbeit, mein Bursche. Porto hat seine Sache, was Geschirraufwaschen betrifft, nur höchst mittelmäßig gemacht, seit du außer Dienst warst. Es ist Zeit, dass wieder alles in Ordnung kommt - keine Rede weiter«, fiel er dem Knaben finster ins Wort, als dieser noch etwas sagen wollte. »Versprich du mir, gut zu tun, so glaubt ich's dir nicht eher, als bis ich's selber sehe. Alles andere hilft dir doch nicht weiter und kann nur deine Lage verschlimmern. Also *rechts umgekehrt*, wie sie an Land sagen und fort mit dir.«

Der *Alte* wandte sich ab und Fritz, der recht gut wusste,

dass in diesem Augenblick weitere Vorstellungen doch nichts helfen würden, verließ die Kajüte und ging vor allen Dingen an Deck, sich umzusehen, wo sie sich eigentlich befänden.

Die *Turteltaube* stand übrigens vor einer frischen Brise, mit allen Segeln wieder gesetzt, zwar in einem Nordkurs, nach See zu. Das kleine Fahrzeug sah so blank und rein aus, als ob es eben erst, frisch aufgetakelt und gestrichen, vom Stapel gelaufen wäre. Von Sklaven konnte Fritz aber keine Spur mehr erkennen, selbst die beiden, früher zur Bemannung gehörigen Schwarzen, Cäsar der Mulatte und Jim waren verschwunden. Das Zwischendeck unten lag mit den Luken offen frei und leer da. Fritz schauderte, wenn er daran dachte, was aus all den Unglücklichen geworden sein musste. Aber er wagte es nicht, nach ihnen zu fragen. Die wilden mürrischen, oft von noch nicht vernarbten Wunden entstellten Gesichter, die von allen Seiten finster und drohend auf ihn blickten, dienten wahrlich nicht dazu, ihn die vergangenen Schreckensszenen vergessen zu machen.

Am Schlimmsten empfing ihn der Steuermann selber, dem eine mächtige, fast noch frische Wunde quer über die Stirn und Nase lief, die seinem ohnehin schon hässlichen Gesicht einen noch fürchterlichen Ausdruck gab.

»Hinunter mit dir, wohin du gehörst!«, fuhr er den Knaben an. »Kröte, vermaledeite! Was hast du hier oben herumzuspionieren. Suchst du deine schwarzen Schufte von Kameraden? Wär's nach mir gegangen, so brauchtest du dich jetzt nicht lange nach ihnen umzusehen. Fort mit dir und keine Widerrede, oder ich schlage dir den Schädel zusammen, und wenn auch tausend Alte dazwischen stän-



den. Bestie, verräterische!« Er stampfte vor innerem Grimm und Zorn mit dem Fuß auf.

In Fritzes Herz drängte und trieb es, das Blut schoss ihm in die Schläfe und die Tränen traten ihm ins Auge vor Schmerz und Unmut. Aber was konnte er, ein Kind, gegen den zu allem fähigen Verbrecher tun? Er hätte ihm höchstens willkommenen Grund zu neuen Misshandlungen gegeben. Im Innern jedoch schwor er sich's die Schmach zu rächen, wenn sich ihm einst Gelegenheit dazu böte. Das erste bittere Gefühl der Rache keimte und spross in dem jungen, bis jetzt noch reinen unverdorbenen Herzen.

Von dem Tag an trug er ein Messer im Gürtel, unter der Jacke. Er wollte geschützt sein gegen Misshandlung dieser Menschen, wenn sie ihn zum Äußersten trieben, so sollten sie wenigstens den Stachel des Wurmesechses fühlen, den ihr rau-er Fuß erbarmungslos zertrat.

An Bord gab es aber bald andere Dinge zu tun, als einen Knaben zu misshandeln. Die Ausgucker vom Mast oben signalisierten schon am zweiten Tag nach den erst beschriebenen Vorfällen ein Segel in Lee. Die *Turteltaube*, die trotz ihres jetzt ziemlich offenen Charakters den friedlichen Namen noch immer beibehalten hatte, hielt vor dem Wind fast, nur in etwa der erhofften Beute die Bahn abschneidend, gerade darauf zu. Es dauerte auch gar nicht lange, bis sie es weit genug angelaufen hatte, um die Flagge zu erkennen. Es wies sich bald als eine schwedische Brigg aus, die wahrscheinlich nach einer der in Mittelamerika gelegenen holländischen oder französischen Besitzungen hinüber wollte, die Produkte des heißen Südens für ihre kalte Heimat einzuhandeln und hinüber zu schaffen.

Jetzt zeigte sich übrigens der Charakter des Schoners, der

von der Furcht des Feindes vielleicht gerade einen leichteren Erfolg für sich erwartete, offen und frei. Die Drehbasse, wie solche Art Kanonen genannt werden, stand, von jeder Hülle befreit, an Deck mit Munition dabei. Die Leute gingen bis an die Zähne mit Cutlass oder kurzen Schwertern und Pistolen bewaffnet, schon in Schussnähe des bedrohten Schiffes. Als von dessen Gaffel die schwedische Flagge wehte, stieg bei ihnen das blutrote Zeichen des Mordes empor und flatterte in der frischen Brise.

An Bord des Schweden entstand plötzlich wilde Verwirrung, die Leute liefen hin und her und es war augenscheinlich, dass sie das furchtbare Symbol des Piraten überraschte. Der *Hai*, denn selbst der falsche Name, der nur auf einem schmalen bemalten Leinwandstreifen über den rechten bis jetzt gezogen war, wurde hinweggenommen, glitt indessen, aber ohne noch einen Schuss zu tun, so nahe an die Brigg heran, dass sie die wildverworrenen Befehle an Bord hören konnten, als Tom Brendall das erste Signal zum Feuern gab und gleich darauf auch die sicher gezielte Kugel in das Heck des Schiffes durch die Kajüte einschlug.

Der am Steuer stehende Matrose verlor dabei den Kopf so vollkommen, dass er das arme Fahrzeug gerade vor dem Wind weghielt und dem Piraten die günstige Gelegenheit bot, mit seiner zweiten Kugel sein ganzes Deck von hinten nach vorn zu bestreichen.

Der Steuermann der *Hai* stand selber an der Drehbasse. Ein wirklich teuflisches Lächeln flog über seine Züge, als er den Vorteil erkannte, der ihnen dadurch geboten wurde. Er zögerte auch keinen Moment, ihn zu benutzen. Der nächste Schuss tat furchtbare Wirkung an Bord der ihrem Geschick verfallenen Brigg. Durch eine Gruppe von Leuten schla-

gend, die auf dem Quarterdeck versammelt standen, traf sie, an dem Hauptmast dicht vorbei streichend, den vorderen Mast. Die umherschlagenden Splitter desselben, während das gewaltige Holz mit seiner Wucht von Segeln und Tauen schwerfällig über Bord schlug, verwundeten die Matrosen nach allen Richtungen hin.

Die Brigg war ein Wrack. Der Schoner, vollkommen sicher, keinen weiteren Widerstand zu finden, lief wenige Minuten später längsseits desselben, während aus dem Takelwerk heraus, in das sie hineingeklettert waren, um leichter an Bord der Prise zu kommen, die Piraten an Deck des Schweden sprangen und sich dort auf die wenigen, keinen Widerstand leistenden Matrosen warfen, die sie ohne Weiteres banden und unter der Obhut ihrer Gruppe ließen.

Der Steuermann der Brigg war durch die zweite Kugel getötet, der Kapitän durch einen Splitter der Schanzkleidung verwundet worden. Während der wilde beutelustige Haufen nach unten strömte, an Deck zu holen, was der Mühe lohnte, forderte Tom Brendall den schwedischen Kapitän auf, ihm sein Bargeld oder was er sonst an wertvollen Sachen mit sich führte, zu übergeben. Dieser aber, so schon durch seine Wunde gepeinigt, biss die Zähne zusammen und erklärte dem Piraten, er möge sein Schlimmstes tun, aber das Geld bekäme er nicht. Das sei gut versteckt und solle mit dem Schiff schwimmen oder versinken.

»Dafür gibt's Mittel, mein alter Bursche«, lachte aber der Seeräuber, »derlei spröde Gesellen kommen uns oft in unserem Geschäft vor. Wir wissen, wie wir sie zu behandeln haben. Wenn dir das Geld lieber ist als das Leben deiner Leute, so können wir uns nachher auch noch immer einen Spaß mit dir selber machen. Also an Deck da drüben!«,

schrie er einigen seiner Mannschaft zu. »Schiebt die Planke über und lasst die Burschen da vorn einen nach dem andern spazieren gehen, bis ich euch sage, dass es genug ist.«

»Aye, aye, Sir!«, tönte der bereitwillige Ruf der Henkersknechte.

Eine Planke war in wenigen Sekunden etwa sechs Fuß hinaus über Bord geschoben. Während sich ein Teil der Banditen auf das hintere Ende stellte, um es dort niederzuhalten. Den Erstbesten aus der Mannschaft des unglücklichen Schiffes griffen sie auf, banden ihn los und hießen ihn *hinausgehen*.

Der Arme kannte sein Schicksal. Es ist das die gewöhnliche Art der Seeräuber, sich ihrer Gefangenen zu entledigen. Ohne ein Wort zu sagen, nur mit einem grimmigen Blick von Hass und Wut in den Zügen, schritt er gegen die Planke vor, dem Befehl zu gehorchen. Es war ein baumstarker junger Bursche, eine wahre athletische Gestalt. Einer der Piraten, der den Posten eines Bootsmannes zu haben schien und an der Schanzkleidung lehnte, um den Sprung des ersten Opfers mitanzusehen, sagte höhnisch lachend: »Wird einen tüchtigen Plumps ins Wasser tun und ein delikater Bissen für die Fische werden, bei Gott.«

»Sie dürfen die Leute nicht in der Art morden!«, rief aber jetzt der schwedische Kapitän und blickte in Todesangst zu dem furchtbaren Schauspiel.

»Dürfen?«, höhnte aber der alte Tom Brendall. »Was dürfen wir nicht und wer sollte uns hindern? Hinüber mit ihm.«

»Also komm, mein Püppchen, mach schnell!«, rief der Bootsmann.

»Ich gehe schon!«, rief der Schwede, »aber nicht allein!«

Ehe der Pirat auch nur einen Schrei der Überraschung ausstoßen oder sich gegen den Anfall verteidigen oder schützen konnte, sprang der also zum Tod verdamnte und zur Verzweiflung Getriebene auf ihn zu, fasste ihn mit Riesenstärke, hob ihn auf wie ein Kind und riss ihn nach außen auf die Planke.

»Hilfe!«, schrie in dem Augenblick der entsetzte Räuber, »Hilfe!«

Seine Kameraden wollten zu seinem Beistand zuspringen, dabei aber vergessend, dass sie gerade auf demselben Brett standen, um es im Gleichgewicht zu halten, verließen sie kaum ihren Platz, als das vordere Ende der Planke, noch ehe sie den Schweden und sein Opfer erreichen konnten, niederschlug und beide Männer in der hoch über ihnen zusammenschlagenden Flut versanken.

Der Bootsmann tat sein Bestes, wieder nach oben zu kommen. Die wirklich erschreckten Räuber konnten selbst tief in dem klaren Wasser den Todeskampf der Männer schauernd erkennen. Aber eben so gut hätte er versuchen mögen, seine Glieder den eisernen Fängen eines Schraubstocks zu entziehen. Für den Schweden gab es keine Hoffnung mehr, das wusste er recht gut. Erbarmungslos nahm er einen seiner Henker mit in die Tiefe.

Der alte Brendall aber stampfte böse über das Deck. Der Bootsmann war einer seiner besten Leute gewesen. Der Trotz des Schweden diente nicht dazu ihn zu besänftigen. Diesen also unter der Obhut zweier seiner Leute lassend, stieg er selbst in die Kajüte hinunter, nach irgendeinem versteckten Schatz zu suchen. Nur unbedeutend war aber die Summe baren Geldes, die sie fanden, und auch aus der Ladung, die meist in Mehl und einigen Kurzwaren bestand,

ließ sich wenig Vorteil ziehen.

Wieder an Deck zurückkehrend versuchte er noch einmal die frühere Drohung auszuführen, aber umsonst, der Schwede beharrte auf seinem Schweigen.

»Tut mit uns, was ihr wollt, Hunde, die Ihr seid«, rief er im grimmigen Trotz, »denn verriete ich dir auch unser Gold, unser Schicksal bliebe immer dasselbe. Ihr mordet uns doch, um vor Verrat sicher zu sein.«

»Gut, dann sollt ihr wenigstens in Gesellschaft die Reise machen«, zischte der Pirat zwischen den Zähnen durch. Sein Ruf brachte die Gehilfen an Deck, die Mannschaft mit dem Kapitän in ihrer Mitte fest um den noch stehenden Hauptmast zu fesseln. Das geschah, sie durchstöberten noch einmal das Schiff nach allen Ecken und Enden, hoben selbst die Pumpstöcke heraus, um dort unten zu untersuchen, ob nicht der schlaue Schwede diesen Platz einstweilen zu seiner Schatzkammer gemacht habe. Aber umsonst, sie fanden nichts weiter, als was oben offen in den Schränken lag. Die Wut der solcher Art getäuschten Piraten konnte keine Grenzen.

»Sail ho! Segel in Sicht!«, rief da plötzlich einer der Leute. Als sich aller Blicke nach ihm wandten und der von ihm angezeigten Richtung mit den Augen folgten, sahen sie deutlich von Deck aus zwei Segel gerade zu windwärts, die, von der frischen Brise begünstigt, rasch näher zu kommen schienen.

Der alte Brendall nahm das Glas des Schweden, das über der Kajüttreppe lag und schaute, auf das Scheilicht tretend, lange und aufmerksam nach der neu auftauchenden Gesellschaft hinüber. Aber sie schien ihm nicht zu gefallen, denn er rief seinen Steuermann und ließ sich auch diesen erst

überzeugen. Was die beiden Schiffe sein mochten, wurde sowohl bald seinen Leuten als auch der Mannschaft des eroberten Fahrzeugs klar, denn der Befehl zum Segeln rief augenblicklich sämtliche Piraten an Deck des fremden Schiffes.

»Und nun Feuer in das Nest hier und dann an Bord«, tön- te des Kapitäns Stimme kalt und furchtbar an das Ohr der Gefesselten. »Die Burschen hier haben uns warm gemacht, wir wollen ihnen Gleiches mit Gleichem vergelten.«

»Hallo da, Bill, James, Redshirt!«, überschrie der Steuer- mann das wilde Hurra der Banditen. »Bringt die Kohlen aus der Kombüse. Hier das Sparrenwerk im Zwischendeck wird bald nachhelfen, rasch meine Jungen, wir haben nicht viel Zeit mehr zu verlieren.«

Er brauchte den Befehl nicht zu wiederholen. Die rohe Horde, ohnedies zur Wut getrieben über alle ihre getäuschten Erwartungen wie den Tod des Kameraden, kehrte nach wenigen Minuten mit der, dem Feuerherd entnommenen Glut zurück. Im Zwischendeck aufgeschüttet und mit al- lem, was an Holzwerk lose an Deck lag, überworfen, stieg gleich darauf schon dichter Qualm empor. Als die Piraten unter den Verwünschungen und Flüchen der Gefesselten mit wildem Jubel ihr kleines Fahrzeug abstießen, schlug die Flamme lichterloh empor und fraß, von der frischen Brise genährt, gewaltig um sich.

Aber auch die *Hai* hatte keine Zeit mehr zu verlieren, denn die näher und näher kommenden Segler ließen sich schon nicht mehr als Kriegsschiffe verkennen, denen der kühne symmetrische Bau der Masten und das ganze Eigen- tümliche der Takelage und Segel den nur zu deutlichen Ausdruck ihrer Bestimmung gaben. Es war ein volles Schiff

und eine Korvette, von denen die Letztere bei Weitem das schnellere Fahrzeug zu sein schien. Dort an Bord konnten sie denn auch, was den Charakter der beiden also betroffenen Schiffe betraf, nicht lange im Zweifel bleiben. Die Korvette nahm nach einigen rasch gewechselten Signalen die Verfolgung auf, während die Fregatte auf das brennende Schiff zuhielt, dort vielleicht noch zu retten, was zu retten wäre.

\*\*\*

### *Elfte Kapitel*

Weiteres Leben auf dem Piratenschiff und wie Fritz zu einem verzweifelten Entschluss kam

Fritz, der unter der strengen Aufsicht des Kochs ein entsetzter Zeuge des ganzen furchtbaren Auftritts gewesen war, hatte schon wirklich die Absicht gehabt, über Bord zu springen und sein Leben daran zu wagen, den Unglücklichen an Bord des schwedischen Schiffes Hilfe zu bringen. Ob aber der Koch etwas Derartiges ahnte oder ihn nicht einmal der Versuchung dazu aussetzen wollte, kurz, er fasste den Knaben plötzlich besserer Sicherheit wegen beim Kragen und führte ihn, als der Schoner eben die Taue gekappt hatte, die ihn noch an dem brennenden Schiff festhielten, wieder in die Kajüte hinunter, die er nicht verlassen durfte, bis nicht eine weite Entfernung von dem Schauplatz der letzten Gräuel jeden Versuch zur Hilfe doch unnütz gemacht hätte.

Die letzte Hoffnung des Knaben war nun noch auf die



verfolgende Korvette gerichtet, welcher der Schoner wieder dicht am Wind zu entgehen suchte. Diese schien sich zu bestätigen, da nicht einmal die Nacht sie aus des Feindes Bereich brachte. Der alte Brendall steuerte nämlich die Nacht hindurch den nämlichen Kurs, weil er hoffte, er würde bis nächsten Morgen genug nach windwärts gewonnen haben, um eine weitere Verfolgung unausführbar zu machen. Die Korvette lag aber fast eben so dicht am Wind wie sein Schoner und segelte besser, sodass die Verfolger jetzt schon in gar bedenkliche Nähe kamen. Die bis dahin sehr leichte Brise begünstigte nur noch den Ersteren. Der Pirat beschloss, von der nächsten Dunkelheit besseren Vorteil zu ziehen. Die zweite Nacht war denn auch kaum vollständig hereingebrochen, als der alte Pirat plötzlich dem Mann am Steuer befahl, gerade vor dem Wind wegzuhalten. So liefen sie unter dem Schutz der Dunkelheit etwa eine Stunde, bis sie sicher zu sein glaubten, das Fahrwasser ihres Verfolgers weit genug hinter sich zu haben und von dort aus nicht mehr gesehen zu werden. Dann kam der Befehl »Segel nieder!«, und fünf Minuten später lag der *Hai*, ohne auch nur einen Zollbreit Leinwand der frischen Brise zu zeigen, mit nackten Spieren auf dem Wasser und trieb vor Top und Tackel langsam nach Lee zu.

Am nächsten Morgen war keine Spur mehr von einem Segel am fernen Horizont zu sehen und mit rasch gehisster Leinwand hielt das Raubschiff voll nach Süden hinunter.

Wohin nun ihr Ziel lag, mühte sich Fritz vergebens ab, zu erraten, ob sich der alte Brendall nach den beiden letzten und teilweise verunglückten Verbrechen nicht mehr recht sicher im Atlantischen Ozean fühlte, oder ob er ein anderes Terrain für seine Taten aussuchen wollte. Aber er hielt sich,

trotzdem dass sie in den nächsten Tagen wieder auf mehrere Segel trafen, gar nicht auf und blieb bei seinem Südkurs, den er, als sie eine gewisse Breite südlich vom Äquator erreicht hatten und die Passate allmählich verließen, mehr nach Westen richtete und nun bald keinen Zweifel mehr ließ, dass er Kap Horn zu umschiffen gedenke.

Das Leben an Bord war ziemlich eintönig geworden. Die Leute, denen jedenfalls der Plan ihres Kapitäns bekannt gemacht worden war, verrichteten eben nur mehr die allernötigsten Arbeiten. Auch der Hass gegen den Knaben schien sich bei den meisten, nur nicht bei dem Steuermann, gelegt, wenigstens gemildert zu haben. In der Erregung der letzten Tat war viel von der früheren verwischt worden und ein glücklicher Fang, den sie auf der Höhe von Buenos Aires machten, schien ihnen den alten wilden Humor völlig wieder gegeben zu haben.

Sie trafen und enterten dort nämlich ein französisches Kauffahrerschiff, das bedeutende, für Montevideo bestimmte Summen an Bord hatte. Reiche Beute fiel in ihre Hände und sie begnügten sich auch, das Schiff, nachdem sie es geplündert hatten, eben nur anzubohren und der Mannschaft, von der aber die Hälfte schon im Kampf mit den Piraten geblieben war, wenigstens die Hoffnung zu geben, mit ihrem Boot entweder die ferne Küste zu erreichen oder von einem anderen Fahrzeug aufgelesen zu werden. Was kümmerte es diese Horde, ob die Unglücklichen von einem Pampero vielleicht erreicht und gesunken wären, oder auf der weiten Wasserwüste verschmachten müssten, ehe sie das rettende Land erreichten.

Tom Brendall schien aber nichtsdestoweniger seinen einmal angenommenen Kurs beibehalten zu wollen, denn sie

steuerten die bisherige Richtung, als sie von dem Wrack wieder frei geworden waren, ruhig fort. Das Wetter wurde kalt und stürmisch. Schon in der Nähe der Falklandinseln bekamen sie einen tüchtigen Pampero. Sieben Tage später fanden sie sich in Schnee und Eis unweit der Staateninsel, an der südlichsten Spitze des ganzen riesigen amerikanischen Kontinents, wo der Fuß der gigantischen Wirbelsäule, die sich von dem nördlichen Eismeer bald als Felsengebirge, dann Anden und Kordilleren bis hier fast zum südlichen Eismeer nieder dehnt, ihre schroffen Klippen in das stürmisch dagegen antobende, brausende Meer hineinstreckt und dem rastlosen unermüdlichen einen Damm setzte seiner Macht und grimmen Mut.

Mit ziemlich günstigem Wind passierten sie das Kap. Den Stillen Ozean erreichend liefen sie mit allen Segeln einem wärmeren milderen Klima rasch entgegen.

Fritz war dabei recht traurig geworden. Das heimatliche Meer lag weit da hinten. In eine Menge von Verbrechern geworfen, trieb er einem neuen wilden Leben rettungslos entgegen. Wie sollte es ihm je gelingen, seinen Henkern zu entfliehen? Durfte er hoffen, dass der Rache Arm endlich einmal die blutigen Verbrecher erreichen würde? Und geschah das wirklich, war er dann nicht selber der Gefahr ausgesetzt, für einen der ihren gehalten zu werden, unter denen er mit gefangen worden war? Wer wollte ihm glauben, dass er willenlos hier an Bord gekommen, unschuldig an dem Blut sei, das die mordlustige Bande in Strömen vergossen hatte?

Und wie sollte es enden, blieb er noch länger ein Werkzeug dieser Menschen, unter denen er ja an Leib und Seele zugrunde ging? Was wurde dann zuletzt aus ihm? Ach das

Herz blutete ihm, wenn er an sein armes Helenchen dachte. Was würde sie gesagt haben, wenn sie gewusst hätte, dass sein erster Ausflug in die Welt an Bord eines Raubschiffes gewesen sei?

Mit Hin- und Herkreuzen war die Zeit auch im Flug dahin gegangen. Der Schiffsalmanach zeigte den 24. Dezember.

Weihnachten! Hast du, lieber Leser, schon einmal deine ersten Weihnachten fern von Zuhause verlebt? Ich will dir's nicht wünschen, ich will noch hoffen, dass diese frohe liebe Zeit so ungetrübt und glücklich an dir vorübergegangen ist wie damals, als du auf dem Arm der Mutter zum ersten Mal den blinkenden Lichtern die Ärmchen entgegenstreckte. Du weißt aber dann auch nicht, wie der Wald da draußen an dem Abend gerade so entsetzlich still und traurig dasteht, wie die Wolken so unheimlich schnell am düsteren Himmel vorüberjagen, wie die Wogen draußen in der See so wunderliche Weisen murmeln, rauschen, sich treiben und jagen, als ob sie es selber nicht leide in der wüsten und trostlosen Öde. Das ist die Zeit, wo alle, alle dir ach so heiß und innig gehegten Bilder der Heimat, mag sie das wilde Leben noch so sehr in seinem Schutt vergraben haben, wieder ans Freie streben und ihr Recht geltend machen, ihr altes heiliges Recht. Das ist die Zeit, wo du der Tränen nicht wehren kannst, und wenn du sie bis dahin mit eiserner Kraft in ihren Schleusen fest und trotzig eingeschlossen gehalten – die Erinnerung rüttelt an den Pforten des Herzens. Die brauchst du ihr nicht mehr zu öffnen – sie springen von selber auf. Aber trüb und traurig steht sie dann an der Schwelle, denn nur Dornen hat sie gefunden, ihr Haupt darauf zu legen – nur Dornen und Nesseln. Und doch verlässt

sie an dem Abend ihr altes Haus nicht wieder. Sie bleibt und weint – und schützt am anderen Morgen ihr Gewand, langsam und traurig weiter zu ziehen, in die Welt hinein.

Fritz hatte zu Hause keine freundliche Heimat gehabt. Niemand hatte den Baum für ihn angezündet oder ihn mit liebender Hand zu dem mit Geschenken gedeckten Tisch geführt. Auch der Heilige Abend mochte ihm in jener Zeit wohl oft recht still und einsam vorübergegangen sein. Aber es war doch die Heimat, die ihn umgab. Selbst der sonst so finstere, verschlossene Mann, sein Pflegevater, brachte es an dem Tag nicht über das Herz, ein raues Wort zu ihm zu sagen, ließ ihm Kuchen backen und erzählte ihm aus der Zeit, in der er selbst ein Kind gewesen war – vor langen, entsetzlich langen Jahren.

Und jetzt hier? Wohl in stiller ruhiger See schaukelte ihr Schiff. Die milden balsamischen Lüfte der Südsee fächelten seine Stirn, und nicht blauer spannte sich daheim das reine Firmament über ihnen aus, als die See. Die weite sanft wogende See zu ihren Füßen ruhte, doch war es ihm an diesem Tag so weh, so unendlich weh um das arme verlassene Herz. Es kam ihm dann manchmal sogar vor, als ob er nun für jetzt und immer abgeschlossen bleiben müsse von der ganzen übrigen Welt, von allem, was ihm da draußen lieb und teuer sei, der Raubgenosse eines Kreises von Mördern und der Teilnehmer ihrer Verbrechen – ihrer Strafe.

Die nächsten Tage vergingen ihm noch eben so still und traurig. Er nahm auch an nichts teil, was um ihn vorging. Nur dann erfasste ihn jedes Mal eine peinliche Angst, wenn der Ausgucker vom Mast wieder ein Segel ausrief. Musste er nicht jedes Mal die Erneuerung jener Gräuelszenen fürchten. Nichts destoweniger verrichtete er mit größter

Gewissenhaftigkeit seine ihm übertragene Arbeit und hatte sich dadurch selbst schon wieder den guten Willen des Kapitäns erworben, wenn gleich der Steuermann noch immer nichts von ihm wissen wollte, ihm das in jeder nur möglichen Art und Weise, bei jeder Gelegenheit, deutlich genug zu fühlen gab.

»Land ho!«, rief da eines Morgens einer der Matrosen, der nach oben geschickt worden war, etwas an einem der leichten Segel auszubessern. Als Fritz etwa eine halbe Stunde später an Deck kam, konnte er selbst schon von dort aus einen schmalen kurzen blauen Streifen erkennen, der gerade vor ihnen, etwas in See, auftauchte. Die Brise war aber so schwach, dass sie nur ungemein wenig Fortgang machten. Der Abend brach herein, ehe sie dem Land besonders viel näher gerückt waren. Um übrigens doch nicht zu nahe hinaran zu kommen, solange es dunkel war, blieben sie die Nacht durch unter dicht gerefften Segeln, denn dem Fahrwasser ist in diesem Geburtsland der Korallenriffe eben nicht zu trauen. Manches gute Schiff hat schon da, wo es sich vollkommen sicher glauben konnte, die zu leicht genommene Gefahr mit Rumpf und Mannschaft bezahlen müssen. Noch vor Tag setzten sie aber wieder Segel bei, als die Sonne den Himmelssaum mit purpur schimmerndem Gold übergoss, waren sie so nahe an eine dieser wunderschönen Inseln angelaufen, dass sie die Kokospalmen am Ufer, hinter denen sich ein niederer langer Hügel hob, leicht schon mit bloßem Auge erkennen konnten.

»Hallo, da drüben kocht ein Walfänger seinen Tran aus«, rief da plötzlich der Steuermann, der aus alter Gewohnheit auch von dem Landstreifen ab seinen Blick über den Horizont schweifen ließ. »Ich kann den Rauch über dem Wasser

erkennen.«

Tom Brendall folgte der Richtung seines Fingers mit dem Auge, beobachtete das, was der Steuermann für Rauch erklärte, kurze Zeit, ging dann kopfschüttelnd nach hinten, das Fernrohr zu holen und sich besser zu überzeugen. Eine lange Weile stand er so an Deck, nach dem fremdartigen Gegenstand hinüber zu schauen. Endlich setzte er das Glas ab und sagte es seinem Steuermann, der neben ihm stand, hinweisend.

»Das ist kein Wallfänger, das ist ein Dampfer, der noch dazu gerade auf uns zuhält.«

»Dampfer?«, brummte der Steuermann, ungläubig mit dem Kopf schüttelnd. »Wo zum Henker soll hier in der Südsee ein Dampfer herkommen? Der Wind treibt den Rauch von den Blubberkesseln nach Lee zu und das bildet wahrscheinlich den langen Streifen.«

»S'ist bei Gott ein Dampfer«, beharrte aber der Kapitän mit einem Fluch.

Der Steuermann, der lange und aufmerksam durch das Glas sah, sagte endlich: »Und meinetwegen – Dampfer sind mir verdammt gleichgültige Fahrzeuge. Denen kann man nicht beikommen, denn wenn sie eine Kugel kriegen, gehen sie frisch in den Wind auf, und lassen einem das leere Nachsehen. Hol sie alle der Teufel.«

»Aber wenn's nun ein Kriegsdampfer wäre«, brummte der Kapitän noch einmal nach dem fremden Fahrzeug, das sich in der Tat rasch näherte, hinüberschauend. »Ich glaube wahrhaftig, dass es einer sein muss, denn was hätte ein Kauffahrten- oder Postschiff sonst wohl hier an der Grenze des *gefährlichen Archipels* zu suchen.«

»Und wenn's nun auch ein Kriegsdampfer wäre«, sagte

der Steuermann lachend, »unsere Papiere sind so vortrefflich in Ordnung, dass wir uns ruhig überprüfen lassen können, vorausgesetzt, dass er wirklich die amerikanische Flagge führt, sonst würde er sich auch gar nicht viel um uns kümmern.«

»Das Beste ist's aber doch, wir halten uns so dicht wie möglich an die Inseln da«, entgegnete sein Vorgesetzter nachdenklich - »unsere Papiere sind vortrefflich nachgemacht und soweit in Ordnung, aber - besser ist besser. Die Schufte an Bord eines solchen Dampfers haben ja überhaupt weiter nichts zu tun als umherzuzschnüffeln und ihre Nasen gerade immer dahin zu stecken, wo sie am allerwenigsten verlangt werden. Sind wir aber dicht unter den Riffen oder gar zwischen ein paar solchen Inseln drin, so müssen sie uns schon zufriedenlassen. Tun sie's nicht, haben wir im schlimmsten Fall doch immer die Aussicht, ihnen in dem engen und gefährlichen Fahrwasser entgehen zu können. In offener See ist das nicht möglich.«

Da der Schoner übrigens auch bis dahin diesen Kurs gesteuert hatte, brauchte er an seiner Richtung nur wenig zu verändern. An Segeln war auch schon alles auf, was ziehen wollte. Sie liefen vor einer frischen Brise rasch der mehr und mehr auftauchenden Küste näher, die sie, wenn der Wind nur noch ein paar Stunden anhielt, ohne weitere Mühe vor dem herbeilaufenden Dampfer erreichen konnten.

Der Kapitän hatte übrigens vollkommen recht vermutet. Das ankommende Fahrzeug war wirklich ein Kriegsdampfer unter englischer Flagge, zu den Inseln gesandt, die französischen Ansprüche, die neuerdings erhoben worden waren, zu überwachen. Piraten waren in damaliger Zeit auch



etwa keineswegs selten in jenen Meeren, in denen sie sich hier und da selbst jetzt noch zeigen, die Kriegsschiffe aller Nationen dazu angewiesen, verdächtig aussehende Fahrzeuge anzuhalten und zu untersuchen.

Der *Hai* sollte aber dieses Mal nicht den schützenden Bereich der Riffe gewinnen. Die Brise wurde schwächer und schwächer, schwerfällig slappten bereits die Segel an ihren Spieren und die See bekam jenen bleiernen, toten Glanz, der ihr in der Windstille so eigen ist. So nahe waren sie aber doch schon an die nächsten Riffe hinangelaufen, dass eine Kugel recht gut hinübergetragen hätte. Tom Brendall, so gern er auch aus dem Bereich des Dampfers gekommen wäre, durfte nicht wagen, weiter darauf zu halten, da bei vollkommener Windstille die dort stets nach Westen setzende ziemlich starke Strömung sein Fahrzeug jedenfalls auf die Riffe getrieben haben würde, wo es rettungslos verloren gewesen wäre. Es blieb ihm in der Tat nichts anderes übrig, als dem Dampfer jetzt recht in die Zähne, gerade nordwärts aufzuhalten, wo die Riffe nach Westen abzulaufen schienen und eine Einfahrt gestatteten, denn nach Süden dehnten sie sich in unabsehbarer Linie nieder. Das Auge konnte sogar weiter unten der südöstlich vorstreckenden weiß schäumenden Brandung folgen. Es war überhaupt hier ein recht fataler Platz, einem stärkeren Feind zu begegnen. Tom Brendall rückte unruhig seinen Wachstuch überzogenen Hut hin und her, wenn er die Blicke bald zum rasch herankommenden Dampfschiff bald nach der drohenden Klippenreihe hinüber schweifen ließ.

Fritz aber klopfte das Herz vor Freude, als er das stattliche Schiff mehr und mehr herankommen sah. Der Gedanke stieg plötzlich in ihm auf, dass er sich, sollte wirklich je-

mand von dort zu ihnen an Bord kommen, unbekümmert um die Folgen unter dessen Schutz stellen und dies Schiff und Leben verlassen wolle. Mochte aber der Steuermann, der ihn nicht leicht aus den Augen ließ, etwas Derartiges in seinen Augen gelesen oder auch nur gefürchtet haben, er kam ihm zuvor. Als bald darauf wirklich ein Boot von Bord des Dampfers niedergelassen wurde und zu ihnen herüber ruderte, schickte er den Knaben mit einem der Leute als Wache vorn ins Logis hinunter. Die Warnung, die der alte Bursche, der zu Fritzes Hüter ausersehen worden war, ihm gab, sich hübsch ruhig zu verhalten, verriet ihm, unter welcher strenger Aufsicht er stehe, wie gut seine Gefängniswärter selber wussten, dass ihm jetzt gerade ein Ausweg zur Flucht und Rettung offenstehe.

Die Logiskappe oder die Klappe, die bei schlechtem Wetter über das Logis gezogen wird, war natürlich nicht geschlossen, ein Luftsack oder Windfang aber der Hitze wegen hineingehangen, der die schwache Brise so viel wie möglich auffangen und in den unteren sonst entsetzlich schwülen Raum führen sollte. Dieser füllte die schmale Treppe auch fast aus und verdunkelte das Vorkastell derart, dass man ohne Licht selbst am hellen Tage unten nichts sehen konnte. Die Lampe war aber jetzt ausgelöscht – die Leute von dem fremden Schiff sollten auch hier unten nichts entdecken können.

Fritz hörte bald darauf das Anrufen des Schoners und die lang gezogenen Töne der Antwort ihres Kapitäns. Der Name der *Turteltaube* war wieder über den *Hai* gespannt, das Fahrzeug ging unter der unschuldigen harmlosen Decke eines Yankee-Händlers, der hier in die Südsee gekommen war, gegen allerlei Kleinigkeiten Kokosnussöl und

Perlmuttermuscheln oder auch wohl Spermazetitan von den Walfängern einzutauschen. Fritz vernahm dann deutlich, wie das Boot längsseits kam, wie die Fremden an Deck traten und hinten mit dem Kapitän in die Kajüte gingen.

Bill, der Matrose, der mit Fritz im Logis war, hätte übrigens auch gern gesehen, was oben vorging, drückte sich daher neben dem Windfang vorbei, blieb oben in der Treppe stehen. Der arme Knabe fand sich dadurch von jeder Hoffnung auf Flucht vollständig abgeschnitten und setzte sich still auf eine der Kisten hin, die, den Leuten gehörig, überall umherstanden, seinen Tränen freien und ungestörten Lauf zu lassen.

Eine halbe Stunde mochten die Fremden wohl an Bord sein. Deutlich konnte er, gar nicht weit von ihnen entfernt, den Dampfer hören, der aus seinen Sicherheitsventilen den Dampf ausblies. Ja sogar das Aufschlagen der Radbretter auf das Wasser ließ sich unterscheiden. Das Kriegsschiff konnte keinen Büchschenschuss von ihnen entfernt liegen.

»Na endlich«, brummte da Bill, dem da oben auf der Treppe die Zeit schon herzlich lang geworden war. »Haben sich die Schnüffelhunde nun genug vorlügen lassen? Puh, s'ist alles ordentlich blau geworden.«

Draußen im Boot hörte Fritz das Einlegen der Ruder. Dicht am Bug vorbei kehrte die Jolle wieder an Bord des Kriegsdampfers zurück. Bill stieg an Deck, um ihnen nachzusehen. Aber in dem Knaben rang auch ein gewaltiger Entschluss. Jetzt oder nie, flüsterte er leise in sich hinein, hielt sich mit beiden Händen das Herz, als ob er fürchte, dass es ihm die Brust zersprengen müsse.

Lange überlegen durfte er aber ebenfalls nicht. Noch war das Boot in nur kurzer Entfernung von dem Schoner. Doch

jeder Ruderschlag trieb es weiter ab und ließ ihn rettungslos zurück.

Bill war oben von der Treppe getreten. Das volle Aufblähen des Luftsacks verriet dem Knaben, dass er die Kappe jedenfalls verlassen hatte. Aber oben auf der Back hörte er Stimmen. Ein Teil der Mannschaft stand jedenfalls dort, dem Boot nachzusehen. Oh, nur einen Blick hätte er hinaustun mögen ins Freie. Einmal aber mit dem Bewusstsein frei werden zu können, trieb es ihn auch mit einer, ihm später selber unbegreiflichen Gewalt einem entscheidenden Schritt entgegen. Das kleine Messer, das er im Gürtel trug, zog er und fasste es krampfhaft mit der Hand. Im Nu hatte er sich die Schuhe von den Füßen gestreift, die Jacke abgeworfen und mit wenigen Sätzen war er oben an der Treppe. Die Bahn war frei, aber an der Schanzkleidung stand der Koch mit dem Steuermann – auf der Back vier oder fünf andere mehr. Es galt ihm gleich, er musste hinüber, wenn es sein Tod und Verderben gewesen wäre, nur fort von hier. Mit einem Sprung war er hinüber an der Schanzkleidung und hinauf.

»Halt ihn!«, schrie da Bill, der auf der anderen Seite gestanden und den er gar nicht gesehen hatte. »Halt ihn!«

Der Steuermann fuhr in demselben Augenblick herum, die ausgestreckten Finger berührten schon sein Bein, aber mit gellendem Aufschrei warf sich der, jetzt zum Tode erschreckte, aber auch zur Verzweiflung getriebene Knabe vom Bord nieder und wenige Sekunden später schlug die Flut über ihm zusammen.

Das Boot des Kriegsschiffes hatte den Schoner kaum über zweihundert Schritt verlassen, als die Ruderer, die mit dem Rücken nach vorn zugekehrt sitzen, den Sprung des Kna-

ben ins Wasser sahen und wie auf Kommando ihre Riemen hochhielten.

»Was gibt's?«, fragte der Leutnant, der das Boot befehligte.

»Mann über Bord am Schoner, Sir!«, sagte der eine der Matrosen.

Der Leutnant schaute sich rasch nach dem Fahrzeug um, die Bewegung seiner Hand lenkte den Bug des scharf gebauten Bootes rasch wieder dem Schoner zu, wo es sich gar nicht verkennen ließ, dass etwas Außerordentliches vorgegangen war.

Der Steuermann raste in wilder Wut, war auf die Back gesprungen und sein breites Messer aus der Scheide reißend, schleuderte er es in blindem Hass nach dem Kopf des eben wieder auftauchenden Knaben. Kaum einen Zollbreit von seinem Nacken entfernt zischte es harmlos in die Flut und sank in die Tiefe. Der blutgierige Strolch, dem auch wohl die Gefahr vorschwebte, der sie jetzt entgegengingen, der nur Rache haben wollte an dem, den er einen Verräter nannte, schrie nach einer Büchse, dem mit aller Kraft dem fremden Boot zuschwimmenden Knaben den Schädel zu zerschmettern.

Bill versuchte zu gleicher Zeit ein anderes Mittel, den Flüchtling einzuschüchtern und an Bord zurückzutreiben.

»Ein Hai ... Fritz ... ein Hai!«, schrie er aus Leibeskräften.  
»Hier nimm das Tau ... da drüben ist er.«

Fritz hörte aber die Rufe gar nicht oder achtete ihrer nicht, denn selbst die fürchterlichen Zähne eines Hais hatten in diesem Augenblick ihre Schrecken für ihn verloren. Fort, fort von hier war der einzige Gedanke, der ihn belebte und bewusstlos fast, nur mit dem einen instinktartigen Ge-

fühl des Schwimmers, sich über Wasser zu halten, dem Ziel zustrebend, das ihm, wenn auch unbestimmt, in dem dunklen Schatten des Bootes vor den Augen flimmerte, trieb es ihn diesem entgegen.

»Zurück!«, tönte der Befehl des Offiziers im Boot.

Die sechszehn Riemen des Bootes fielen mit einem Schlag zurück ins Wasser und im nächsten Moment schoss der scharfe Bug auf den Schwimmer zu.

»Eine Büchse ... eine Büchse!«, schrie, das Deck stampfend in wilder Wut der Steuermann, und einer der Leute reichte ihm in demselben Moment ein geladenes Gewehr, als das Boot schon fast den Flüchtling erreichte.

»Hallo da, Sir!«, rief ihm der Offizier zu, der mit Erstaunen sah, dass jemand an Bord des Schoners das Gewehr aufgriff, wirklich nach dem Knaben zu schießen.

»Halt ein da, wir kriegen den Burschen, wenn er etwas verbrochen hat.«

Seine Worte waren kaum den Lippen entflohen, als der helle Strahl aus dem Rohr zuckte. Die furchtbare Aufregung des Zielenden ließ den sonst sicheren Schützen aber sein Ziel verfehlen und so nahe war das Boot gekommen, das sie denselben Riemen traf und durchbohrte, den einer der Leute dem Schwimmenden hinüber hielt.

»Pest und Gift, was ist das?«, fluchte aber der Leutnant, ärgerlich nach dem Schoner hinüberschauend, »nehmt ihn ins Boot, ihr Leute, ich will doch sehen.«

Sechs starke Arme streckten sich nach dem Flüchtling aus, aber noch hatten sie ihn nicht aus dem Wasser, als er mit vor Erschöpfung und Aufregung fast erstickter Stimme rief:

»Der *Hai* ... Sir ... der *Hai*!«

»S'ist kein Hai hinter dir, mein armer Bursche«, entgegnete der Leutnant lachend, der natürlich vermuten musste, es habe sich dieser von einem Ungeheuer der Tiefe bedroht geglaubt, »aber ein schlimmerer Feind als der schickte dir einen Todesboten nach.«

»Schlimmerer Feind?«, rief der Knabe, jetzt vollständig hineingehoben in das Boot, entsetzt zurückschauend, »das ist der Schlimmste!« Auf den Schoner deutend bat er mit wilder angstvoller Stimme: »Fort von hier ... fort ... sie richten schon ihr Rohr nach uns ... das ist der *Hai* ... das ist der *Hai*! ... Das der furchtbare Pirat, der mich gefangen gehalten hat als seinen Knecht.«

»Der *Hai*?«, fuhr der Offizier schnell und überrascht empor, »das der *Hai*! Beim Himmel, die Schufte sind, glaub' ich, töricht genug, auf uns zu schießen«, setzte er aber schnell hinzu, denn eine Bewegung vorn an Bord schien allerdings etwas Derartiges zu verraten, des Knaben Behauptung zu bestätigen. Ehe er auch nur in seiner ersten Unschlüssigkeit wusste, was er tun sollte, ob er an Bord des Räuberschiffs zurückkehren und aufgrund der Anzeige hin noch einmal die Untersuchung beginnen, oder rasch an Bord seines eigenen Schiffes rudern, machte der Pirat selber seinen Zweifeln ein rasches Ende.

»Sie feuern bei Gott!«, schrie einer der Seeleute und in demselben Augenblick fast, wo sie den gelben Strahl herüberzucken sahen, schmetterte eine Kugel zwischen sie hinein und drei Mann brachen tot zusammen, als im nächsten Augenblick auch schon die See über dem sinkenden Boot zusammenschlug.

Ein Triumphgeschrei vom Bord des *Hai* folgte dem gelungenen Schuss, aber nur von einem Teil der Mannschaft,

denn der alte Tom Brendall, der noch nicht einmal von der Flucht seines Jungen wusste, stürzte mit einer rasch aufgegriffenen Pistole nach vorn, den, der, wie er glaubte, sein Schiff solcher Art verraten, selber niederzuschießen. Aber der nächste Augenblick brachte nötigere Arbeit für sie selber, als Einzelrache, denn fast wie der Widerhall dieses Schusses tönte es vom Bord des Dampfers herüber, die erste Kugel von dort schlug zwischen ihren beiden großen Segeln durch, die Vorstengenpardune zerschneidend, dass das schwere Tau wie eine zersprengte Kette an Deck schlug.

Der alte Brendall war ein zu alter Seemann und in der Schule der Verbrechen zu sehr ergraut, um nicht zu wissen, dass ihm jetzt, was auch geschehen sein mochte, seine spätere Rache oder Strafe zu fordern, nicht ein anderer Augenblick bleibe, sein Schiff aus der drohendsten Gefahr zu retten, in der es je gewesen war. Der Kampf war einmal begonnen und musste unterhalten werden, denn ein glücklicher Schuss konnte eben so leicht die Maschine des feindlichen Schiffes erreichen und gefahrlos machen. Während daher seine ersten Befehle der Regierung des Schoners selber galten, die Spieren herumzuwerfen und Flucht in der einzigen Richtung zu versuchen, die ihm noch einen Schatten von Möglichkeit bot, richtete sein zweiter Ruf den langen Lauf seiner Drehbasse wieder in verzweifelterm Mut dem Dampfer zu. Er hatte die Genugtuung, seinen eisernen Boten dort drüben einschlagen und die Splitter umher schleudern zu sehen.

Sein Triumph sollte aber nicht lange dauern, denn während der Bug, dem Steuer gehorchend, die neue Bahn suchte zwischen die Riffe hinein, zischte es von drüben herüber



in schwerer Salve. Noch ehe der Schlag der Geschützstücke an ihr Ohr dröhnte, riss eine Kugel die Drehbasse von ihrem Aufbau, während eine andere den Vormast gerade im Herzen traf und mit dem Druck der Segel im Nu über Bord sandte.

Der *Hai* war ein Wrack und eine zweite Salve, die ihn an mehreren Stellen zwischen Wind und Wasser fasste, besiegelte sein Schicksal.

»Hallo ho, meine Burschen!«, schrie aber der alte Brendall, dessen Grimm mit der Gefahr wuchs, die ihn bedrohte. »Her zu mir, wir wollen dem Schuft da drüben doch zeigen, dass wir wie Männer zu sterben wissen und nicht daran denken, seine Rahnocken zu zieren. Er mag uns holen, wenn er uns haben will. Pest noch einmal, ich wollte, ich könnte dem zweiten Boot da drüben noch eine Kugel hinüberschicken.«

Der Ausruf galt dem anderen Boot des Dampfers, das fast in derselben Minute niedergelassen wurde, als des Steueremanns Kugel in so verräterischer Weise das erste traf und die schwimmenden Kameraden mit dem Knaben, der sich an die treibenden Trümmer geklammert hatte, auffischte.

»Mit der Jolle können wir ihnen vielleicht noch den Rückweg abschneiden!«, schrie der Steuermann, der von vieren der Leute gefolgt nach hinten sprang. »Sie haben keine Waffen mit. Schwer geladen, wie sie sind, können sie sich gar nicht verteidigen.«

»Das ist Wahnsinn!«, rief aber der Kapitän, während der Steuermann jedoch schon das kleine Boot niederließ und ein Gewehr aus der Waffenkiste riss. »Lasst das Boot oben, wer weiß, ob wir's nicht noch zur Rettung brauchen.«

»Das wissen wir eben«, rief aber der Steuermann lachend

zurück, während die Leute, mit denen er sich schon jedenfalls vorher besprochen hatte, wie die Katzen von Bord hinunterglitten und die Jolle abstießen, sprang er nach. Die rasch eingelegten Ruder sowie die Richtung, die er nahm, zeigten nur zu bald, dass er keineswegs gesonnen sei, den törichten Kampf mit dem ihnen dreifach an Zahl überlegenen Boot aufzunehmen, sondern sein Heil in der Flucht suchen und die Kameraden, über deren Köpfe er hauptsächlich das rasche Gericht der Rache herbeigerufen, schmähschlich verraten und ihrem Schicksal überlassen wolle.

»Hund!«, schrie der Kapitän in voller Wut, als er die Absicht seines Ersten Offiziers erriet. Nach den Gewehren springend riss er eines empor und drückte auf den Flüchtigen ab. Die Kugel streifte dessen Arm, fuhr aber harmlos durch den Bootsrand. Ehe er eine zweite Waffe holen konnte, war das kleine scharf gebaute Fahrzeug aus dem Bereich jedes Flintenschusses und bald daraus auch zwischen der Brandung der Riffe, in die hinein es jedenfalls seine Bahn gefunden, verschwunden.

Der Dampfer kam heran und der Ruf, sich zu ergeben, schallte von dort herüber.

Der alte Brendall selber holte als Antwort eine weiße Flagge und zog sie am Gaffelfall empor, als aber ein vollbesetztes Boot von dem Engländer herübergesandt wurde. Den Piraten in Besitz zu nehmen, empfing die Leute eine volle Musketensalve und tötete sieben oder acht von ihnen.

Als Antwort auf solche nichtswürdige Verräterei krachte eine volle Salve herüber. Als sich der Rauch verzog, sank das Räuberschiff langsam, von den gewaltigen Kugeln zerissen, in die Tiefe. Aber nur wenige der Truppe konnten von den danach ausgesandten Booten lebendig eingefan-

gen werden. Noch im Wasser kämpften sie mit ihren Messern wie Verzweifelte. Sie wussten, welches Los ihrer harrte und zogen den ehrenvollen Tod im Wasser dem vor, der ihnen an Bord des Kriegsschiffes als nur zu wohl verdienter Lohn ihrer Taten geworden wäre.

Der alte Brendall hatte seinem Leben selbst mit einer Pistolenkugel ein Ende gemacht.

\*\*\*

## *Zwölftes Kapitel*

Ein Besuch auf den Tonga Inseln und wie Fritz seinen Naturforscher gegen einen Häuptling auswechselte

Die entsetzliche Aufregung der vorigen Stunden war aber für die ohne dies angegriffene Natur des Knaben zu viel gewesen. Er bekam ein hitziges Fieber und lag einige Wochen zwischen Leben und Sterben an Bord des Dampfers, wo ihm jedoch jede nur mögliche Pflege zugutekam. Seine gute Natur siegte endlich über die Schwäche des Körpers. Im balsamischen Klima jener Zone trug die Luft ebenfalls das ihre dazu bei. Er erholte sich endlich zwar langsam, aber doch vollständig wieder.

Als er nun so weit war, ohne Gefahr eines Rückfalles an ihn gerichtete Fragen zu beantworten und die vergangenen Bilder seines Gott sei Dank überstandenen Leids vor seinem inneren Geist heraufbeschwören zu können, musste er dem Kapitän des Dampfers einen treuen Bericht über den Charakter des geheimnisvollen Schoners abstaten. Er tat das so genau und umständlich, wie er es selber imstande

war.

Er erfuhr auch, dass ein Boot mit fünf Mann wirklich zwischen die Riffe entkommen sei, trotz den ausgesandten Booten, die tagelang darauf verwandten, die Flüchtigen einzufangen. Möglich schien es übrigens auch, dass es später doch in den Riffen verunglückt war, denn die Leute des Kriegsschiffes hatten die Trümmer eines Bootes zwischen den kleinen Koralleninseln treiben sehen.

Fritz war nun wie neugeboren. Obgleich ihm aber der Kapitän freundlich anbot, ihn bei sich an Bord ebenfalls als Steward zu behalten, bis er ihn einmal später nach England oder Amerika mit zurücknehmen könne, hatte er das Leben auf dem Wasser durch den gezwungenen furchtbaren Aufenthalt an Bord des Piraten doch so satt bekommen, dass er dringend bat, ihn an der ersten europäischen Ansiedlung, die sie berühren würden, an Land zu setzen.

Der Kapitän des Dampfers sagte ihm das gern zu, versicherte ihm aber auch, dass der Platz noch ziemlich fern liege, da er gerade erst vor wenigen Wochen Kohlen in Valparaiso eingenommen habe und nun direkt nach den indischen Besitzungen bestimmt sei, die er sobald als möglich zu erreichen wünsche. Der einzige Platz, wo er unterwegs anzulegen habe, sei Java, um dort Depeschen für das englische Konsulat abzuliefern. Dort wolle er ihn lassen und da finde er ja auch Landsleute genug, die sich auf seine eigene Empfehlung hin seiner annehmen würden.

Fritz hatte weiter keine Wahl wie eine Fahrt nach Indien, fand aber auch bald, dass er in keiner Hinsicht zu bereuen habe, an Bord des *Flying Fish*, wie der Dampfer hieß, gekommen zu sein, denn nicht allein, dass er von der ganzen Mannschaft, die mit gespanntem Interesse und manchem

leise gemurmelt oder laut ausgestoßenen Fluch seinen Erzählungen vom Bord des Piraten lauschte, auf das freundlichste behandelt wurde, sondern er machte hier auch noch eine ebenso angenehme, wie ihm nützliche Bekanntschaft.

An Bord des *Flying Fish* befand sich nämlich ein Naturforscher, der mit Empfehlung der englischen Regierung Passage nach Semarang auf Java bekommen hatte, um dort eine Zeit lang im Innern umherzureisen und Sammlungen zu machen. Dieser gewann den Knaben mit seinem offenen treuherzigen Wesen bald so lieb, dass er ihn aufforderte, bei ihm zu bleiben. Fritz selber fühlte sich zu dem kleinen dünnen Männchen, das ganz prächtig zu erzählen wusste und schon unendlich viel in der Welt gesehen hatte, hingezogen. Schon nach kurzer Zeit waren sie so vertraut miteinander geworden, dass Fritz ihm seine ganze Lebensgeschichte – einfach genug bis zu dem letzten Jahr – erzählt hatte. Da sein treues blaues Auge dabei der beste Bürge der Wahrheit blieb, beschloss Mr. Evans, so hieß der Naturforscher, ihn, solange es ihm selber da gefallen würde, bei sich zu behalten.

Der Dampfer hatte währenddessen im ruhigen Wasser dieser Meere bei fast gänzlicher Windstille raschen Fortgang gemacht. Die Hitze aber, teils auch der Wunsch, die Monotonie einer so langen Reise zu unterbrechen, veranlasste den Kapitän, sich den Inseln, aus deren Bereich er bisher der vielen Riffe wegen hinausgehalten hatte, wieder etwas zu nähern, eine von ihnen anzulaufen und Früchte an Bord zu nehmen. Die Navigators-Inseln zu Steuerbord lassend, hielten sie einen West-Süd-Westkurs, sichteten bald darauf eine Insel am Horizont, die der Kapitän des

Dampfers für Vava'u, die nördlichste der *Freundschaftsinseln* erklärte.

Die Nacht hindurch legten sie bei. Am anderen Morgen, schon vor Tag ihren Kurs wieder aufnehmend, fanden sie sich bald unweit der Riffe, wohin ihnen schon ein ganzer Schwarm von mit Leuten besetzten Kanus entgegenkam.

So gern diese Insulaner aber auch sonst wohl ein Schiff anlaufen sahen und Handel treiben mochten, kamen sie kaum nahe genug, die Räder zu erkennen, die mit furchtbarer Gewalt das Wasser peitschten, als sie auch wieder in wilder Eile an Land zurückruderten, ihre Kanus dort, als ob ihr Leben davon abhinge, ausluden, die Bank hinauf schleppten und dann selber in die Büsche flüchteten. Sie glaubten jedenfalls damit einer entsetzlichen Gefahr entgangen zu sein.

Damit war aber Kapitän Ellis nicht gedient und er beorderte ein Boot hinaus, das Kleinigkeiten für den Tauschhandel mitnahm und das Mr. Evans sowie Fritz begleiten durften. Vom Ufer aus waren sie natürlich beobachtet worden. Als aber das Boot vom Dampfer abstieß und sich der Küste näherte, wussten die Insulaner auch, dass sie von dem nichts zu fürchten hatten, kamen rasch zum Ufer wieder, um es zu empfangen. Sie sahen jetzt aber keineswegs mehr so friedlich aus als da, wo sie in ihren schwankenden Fahrzeugen standen und grüne Zweige schwenkten. Die Sache hatte sich jetzt herumgedreht. Zuerst wollten sie die Weißen besuchen und mussten deshalb deren Erlaubnis dazu einfordern und sich ihren guten Willen erwerben. Nun aber kamen die Weißen zu ihnen und sie hatten zu sagen, ob die Begegnung freundlich oder feindlich sein sollte. Das große Schiff schoss überdies fortwährend gerade in die

Luft hinein (sie hielten natürlich die kleinen Röhren, durch die der Dampf der arbeitenden Maschine nach oben gelassen wurde, für eine wunderliche Art von Kanonen) und konnte ihnen auf die Art nicht viel Schaden tun.

Es war eine stattliche Menge von Kriegerern, die ihre Ankunft erwartete – wilde meist fast nackte und tätowierte Gestalten mit langen mächtigen hölzernen Wurf- und Angriffslanzen, neun und zehn Fuß hohen Bogen und wohl fünf Fuß langen spitzen, oft mit Widerhaken versehenen Pfeilen; manche davon auch mit gewichtigen und wunderbar geschnitzten Kriegskeulen in der Hand und das Haupt mit Federn und Blumen geschmückt, ihrer heimischen Sitte nach. Im Anfang schien es, als ob sie den Fremden die Landung streitig machen wollten. Sie sammelten sich wenigstens dicht am Strand, wo das Boot anlaufen sollte. Die Bewegungen, die sie mit Lanzen und Keulen hinüber machten, sahen nichts weniger als freundlich und friedlich aus. In der Tat hatten sie gern mit den Weißen an Bord ihres eigenen Schiffes Handel treiben wollen, fühlten sich dagegen gar nicht geneigt, ihnen das Betreten ihrer Insel zu gestatten, da sie schon zu viel Unheil von dem Besuch der weißen Männer erfahren und wahrscheinlich nicht wünschten, derlei mutwillig selber herbeizuführen.

Der Offizier, der das Boot des *Flying Fish* befehligte, war nun natürlich nicht an einer Insel gelandet, deren Bewohner schon oft genug Beweise gegeben hatten, wie feindselig sie manchmal den nahenden Europäern gesinnt wären, ohne seine Leute ordentlich bewaffnet zu haben. Mit der strengen Order seines Kapitäns aber, unter keiner Bedingung unnützerweise von den Waffen Gebrauch zu machen und nur zu eigener Notwehr Blut zu vergießen, suchte er

zu einer friedlichen Verständigung zu kommen. Vorn in das Boot tretend und aufrecht darin stehen bleibend, schwenkte er ein weißes Tuch als Zeichen der Freundschaft.

Die Matrosen lagen auf ihren Rudern, die Wirkung abzuwarten, die der freundliche Gruß auf die Insulaner haben würde. Zwischen diesen herrschte denn auch in der Tat plötzlich eine ganz eigentümliche Bewegung. Sie drängten untereinander hin und her. Wenn Einzelne für das Landen der Fremden sein mochten, so sprach sich ein anderer Teil doch auch wieder dagegen aus. Diese waren es hauptsächlich, die am meisten ihre Speere und Streitäxte schwangen, in der Tat einen Heidenlärm vollführten.

Da plötzlich teilte sich das Knäuel. Auf den weißen Korallensand der Landung trat die wunderlichste Menschengestalt hervor, die Fritz in seinem ganzen Leben mit Augen gesehen oder je möglich gedacht hatte. Es war einer der schlanken und kräftig gebauten Krieger der Insel, wohl einen halben Fuß fast über die übrigen ebenfalls stattlichen Männer hinausragend, als er in ihrem Kreis stand, aber auf die sonderbare Art herausstaffiert, die nur gedacht werden konnte.

Statt des Schurzes von Tapa, eines Zeugs, das die Frauen selber aus der Rinde gewisser Bäume zu verfertigen wissen, den fast alle übrigen um die Lenden trugen, war er mit beiden Beinen durch die gesprengten Armlöcher einer Weste gefahren, das Rückteil derselben nach vorn und hinten, wie sie später sahen, mit einer Reihe von blanken Messingknöpfen sorgfältig zugeknöpft. Als eine Art Harnisch hatte er aber einen Schnürleib, der Gott weiß wie, vielleicht von einem gestrandeten Schiffe, in ihre Hände gefallen



war, befestigt und hinten mit Baststreifen, da es seinen Körper nicht vollständig umschloss, gebunden. Um den Hals trug er einen Hosenträger, und an einem Fuß einen Stiefel, an dem anderen einen gestickten, durch Seewasser aber arg mitgenommenen Pantoffel. Das Schönste aber und Interessanteste war sein Kopfputz, ein alter, in alle möglichen Formen hineingedrückter grauer Filzhut, in dessen überall offenen Deckel in der Mitte noch ein besonderes Loch gemacht war, das Hindurchstecken einer Anzahl Federn zu erlauben, die wie der Reiherbusch eines Helmes über ihm in der frischen Brise flatterten.

Fritz sah seinen neu gewonnenen Freund, Mr. Evans an, wäre um sein Leben gern gerade herausgeplatzt. Dieser aber, der vielleicht schon ähnliche Zeremonien erlebt haben mochte, winkte ihm sogar mit ängstlicher Miene, ruhig zu sein und ernsthaft zu bleiben, da gerade in diesem Augenblick eine Verhöhnung des Häuptlings schlimme Folgen haben könnte. Fritz mochte das auch wohl fühlen und sah vor sich nieder. Er vermochte wahrhaftig nicht zu der Figur aufzuschauen und ernsthaft zu bleiben, aber auch hier tanzte vor seinem inneren Auge die misshandelte Weste und der Schnürleib herum. Als er endlich einmal wieder einen, nur ganz flüchtigen Blick nach oben warf, wo der stolze Bursche immer noch in all seiner Pracht und Herrlichkeit stand und sich jetzt sogar umdrehte, ihnen auch die Eigenschaften seiner Persönlichkeiten von der anderen Seite vorzuführen, hielt er sich nicht länger. Erst kicherte er leise in sich hinein und dann brach sich der lang zurückgehaltene Jugendübermut die Bahn, mochte er dagegen ankämpfen, wie er wollte. Und er blieb dabei nicht ununterstützt, denn kaum hörten die Matrosen den wohlbekanntem Laut,

als weder Subordination noch Furcht vor späterer Gefahr sie zurückhalten konnte und ein einziges schallendes Gelächter über das Wasser tönte.

Die Insulaner fuhren im ersten Augenblick wild empor und der alte Häuptling griff die Lanze auf, die er bis dahin wie ein Gewehr auf der Schulter getragen hatte. Aber es half nichts, der Anblick war zu komisch und die Leute konnten sich nicht wieder fassen. Im Anfang wollte ihnen der Leutnant wehren und sie auf die Gefahr aufmerksam machen, der sie sich aussetzten. Aber da fiel sein Blick gerade in dem Moment auf den Wilden, als sich dieser umdrehte. Auch um seinen Ernst war es geschehen. Er lachte, dass ihm die Tränen an den Wangen herunterliefen.

Was übrigens vielleicht stundenlanges Unterhandeln nicht zuwege gebracht hätte, bahnte diese, wenn auch unfreiwillige Fröhlichkeit der Matrosen ohne Weiteres an. Die Insulaner hielten allerdings noch kurze Zeit Stand und warfen den lachenden Bleichgesichtern finstere Blicke hinüber. Ihr eigener fröhlicher leichter Sinn ließ sie aber in so munterer Gesellschaft auch nicht lange allein ernsthaft bleiben, und der Häuptling machte dabei merkwürdigerweise selbst den Anfang. Zuerst sah er bald die Weißen, bald seine eigenen Leute an, und sein Mund verzog sich zu einem immer breiteren Grinsen, die Augen wurden immer größer und weiter und zuletzt *hihahate* er gerade so wild und ausgelassen hinaus, wie der Argste der Seeleute, was denn natürlich bei den Insulanern ebenfalls das Signal zu ungemäßigter Freude war.

Mr. Evans war der Einzige, der ernsthaft blieb, erklärte das aber später als in Folge einer spröden Lippe, an der er die frisch geheilte Haut nicht hatte wieder sprengen wol-

len.

Die erst noch so wilden Krieger stellten nun, als ob durch dieses kleine Intermezzo jeder weiteren Zeremonie genüge geleistet wäre, ihre Waffen rasch beiseite. Während ein Teil von ihnen in das Wasser sprang, das Boot näher zum Strand zu ziehen, eilten andere zurück, die schon vorher an das Ufer gebrachten Früchte, Bananen, Ananas, Papayas, Kokosnüsse, Brotfrucht und Orangen herbeizuholen und einen Handel mit den Fremden zu beginnen.

Der alte Häuptling spielte dabei eine sehr hervorragende Rolle, denn er bestimmte nicht allein die Preise der Früchte, sondern auch den Wert der zum Tausch gebrachten Artikel. Sein Urteilspruch war vollkommen maßgebend. Was er sagte, galt, die Fremden mochten dagegen protestieren, soviel sie wollten. Mr. Evans allein, der etwas von der Sprache dieser Stämme verstand, schien einigen Einfluss auf sie auszuüben. Es gefiel ihnen ungemein, dass ein Weißer die Sachen ebenso bei Namen nannte wie sie selber. Wenn er auch nichts an den Preisen für die Mannschaft ändern konnte, beluden sie ihn selber doch mit Geschenken. So brachten sie unter anderem auch eine große Kalebasse mit Tamarinden gefüllt, die er leidenschaftlich gern aß. Als er dem Häuptling dafür aus Dankbarkeit sein Taschenmesser und einen Uhrschlüssel schenkte, fühlte sich dieser dadurch so gerührt, dass er ihm um den Hals fiel und als Zeichen innigster Freundschaft Nasen mit ihm rieb.

Es ist dies eine, in allen Inseln der Südsee angenommene Sitte, die innigste herzlichste Begrüßungsformel, ganz unserem Kuss gleichkommend, die nur zwei Wesen gegeneinander ausüben können, wenn sie sich anfassen und mit inniger Rührung in den Zügen ihre Nasen aneinanderrei-

ben. Mr. Evans musste sich denn auch, während er noch in dem linken Arm die große Kalebasse mit den Tamarinden hielt, wohl oder übel dieser Zeremonie unterziehen und tat das wirklich mit einem Gesicht, das hier schwer zu beschreiben wäre, die Mannschaft aber wieder einem Lachkrampf auszusetzen drohte.

Diesmal aber nahm es der alte Häuptling übel. Ein paar weggeworfene Orangen, die neben ihm auf der Erde lagen, aufgreifend, schleuderte er sie mit merkwürdiger Sicherheit und vortrefflichem Erfolg nach den Köpfen der Ausgelassensten und befahl ihnen in Zeichen, die sie nicht gut missverstehen konnten, mit lauter drohender Stimme, augenblicklich in ihr Boot zurückzukehren.

Überdies mit dem Fruchthandel so ziemlich im Reinen war der Leutnant gern damit zufrieden, sich wieder einzuschiffen, denn die umstehenden Eingebornen fingen auch an, zudringlicher zu werden und hatten schon mehrfach den Versuch gemacht, einzelne Kleinigkeiten den Matrosen unter den Händen fortzustehlen. Hier aber zeigte sich eine, und zwar ganz unvorhergesehene Schwierigkeit. Der Häuptling Te-ta-i-ta, wie er von den Insulanern mehrmals genannt wurde, hatte ganz urplötzlich eine solche Zuneigung zu dem kleinen dünnen Naturforscher gefasst, den er, wie er versicherte, zu seinem Arzt und Zauberer machen wollte, dass er erklärte, das Boot könne, so schnell es wolle, wieder zu dem Schiff zurückfahren, aber die alten mataboos oder Räte hätten bestimmt (und kein Mensch weiter hatte ein Wort gesagt), dass das kleine Bleichgesicht ihr Zauberer werden solle und Taaroa Tuhono (einer ihrer Hauptgötter der Medizin) selber habe ihn an diese Küste geführt, an der er jetzt ein großer Mann und ein Häuptling

werden würde.

So schmeichelhaft das Ganze nun auch für den kleinen Naturforscher sein mochte, so wenig zeigte er sich selber damit einverstanden. In der Tat hatte er die verräterischen Eingeborenen weit eher in Verdacht, ihn trotz seiner Magerkeit braten zu wollen, als zu einem Zauberer zu machen – das Erstere überdies leichter als das Letztere – denn wer kennt den Geschmack solcher Leute, die manchmal vielleicht lieber Knochen und Knorpel als fettes Fleisch mögen.

Der Leutnant lachte im Anfang bei der Idee, denn er glaubte, der alte Häuptling mache sich einen kleinen Spaß. Te-ta-i-ta schien hierbei aber gar nicht zum Spaß aufgelegt, befahl zweien seiner Leute, sich des weißen Doktors zu versichern, und winkte dann den Fremden in ihr Boot zu steigen. Die Indianer selber nahmen zu gleicher Zeit wieder eine drohende Miene an, griffen ihre langen Speere, Bogen und Pfeile auf und schüttelten ihre Kriegskeulen in einer nichts weniger als freundlichen Art. Es schien fast, als ob sie kaum noch zurückgehalten werden konnten, über die Europäer herzufallen. Der Offizier musste, so gern er auch Feindseligkeiten vermeiden wollte, auf ihre eigene Sicherheit denken.

Sein rasch gegebener Befehl veränderte plötzlich den Schauplatz an Land. Zwei der Leute – der Bootsmann mit einem der Matrosen und alle gut bewaffnet – mussten im Boot bleiben, die anderen sprangen alle in das kaum knietiefe Wasser und wateten zum Ufer, wo sie sich, das Gewehr im Arm, in zwei Reihen still und schweigend aufstellten. Es waren raue wilde Gestalten, die Seeleute in ihren ungezwungenen, aber trotzig Stellung neben einer kleinen Abteilung steifer Marinesoldaten, die als Schutz

des Bootes mit herübergekommen waren. Plötzlich wurde der gegebene Befehl ausgeführt, dass die Insulaner am Anfang wirklich glaubten, die Fremden hätten Feindseligkeiten begonnen. Zwei Pfeile schwirrten schon zu ihnen herüber, von denen der eine vor ihnen in die Erde fuhr und der andere am Schloss einer Muskete abprallte. Zugleich zogen sie sich aber auch, den Naturforscher jedoch in ihrer Mitte haltend – Mr. Evans hatte die Kalebasse mit Tamarinden noch immer nicht losgelassen – während Te-ta-i-ta aus der Schar der Seinen vorsprang und mit großen Schritten vor ihnen auf und ab stolzierend, anfang eine lange Rede zu halten, in der er sich wahrscheinlich ein Loblied sang und die Europäer verhöhnte.

Fritz war der Einzige, der noch mit ihm auf dem Zwischenraum, zwar ganz unbeachtet zurückgeblieben war. Unschlüssig, ob er seinem neu gewonnenen Freund auch zu den Insulanern folgen oder sich unter den Schutz der Matrosen stellen solle, kauerte er noch auf der alten Stelle und blickte zweifelnd bald nach der einen, bald nach der anderen Seite. Die Wilden zogen sich aber in der Tat immer weiter mit ihrem Gefangenen zurück. Te-ta-i-ta schien, die Weißen verhöhrend, einen Kriegstanz ganz allein und nicht fünf Schritt von dem Knaben entfernt, ausführen zu wollen. Er sah diesen natürlich. Da er aber vollkommen unbewaffnet auf der Erde kauerte, hielt er es weit unter seiner Würde, ihn mehr als eines flüchtigen Blickes zu würdigen.

»Meine Burschen«, sagte der Offizier zu den Leuten, »es wird uns nichts übrig bleiben, als einen Angriff zu machen. Sie schleppen uns den kleinen Mann wahrhaftig mit fort, und wir dürfen das nicht leiden – aber schießt nicht, bis ich kommandiere – fällt's Gewehr!«

Nach dem Kommando, wenn auch nicht gerade in einem Schlag, fällten die Leute ihre Musketen mit den aufgesteckten Bajonetten. Te-ta-i-ta hielt bei dem Klang der Waffen in seinem Tanz einen Moment ein und blieb, mit etwas gespreizten Beinen den Rücken gerade nach Fritz zgedreht, lauschend stehen. Wie ein Blitz durchzuckte diesen da der Gedanke, das sei der richtige Moment, einen Handstreich auszuführen. Im Nu, ehe weder die Matrosen noch die Insulaner, am wenigsten aber Te-ta-i-ta ahnen konnte, was er beabsichtige, schnellte er empor. Sein ganzes Gewicht in den Sprung werfend flog er mit dem Kopf, dicht unter der zugeknöpften Weste hin, zwischen den Beinen des Häuptlings durch, die er zu gleicher Zeit fasste und emporhob.

Die Wirkung war zauberschnell, denn die Arme mit einem Ruck emporwerfend, bekam der, auf solche Art an der Kehrseite angegriffene Häuptling das Übergewicht und schlug in dem Augenblick in seiner vollen Länge rückwärts über den Knaben hin, als der Leutnant diesen Vorteil rasch ergreifend »Vorwärts!« kommandierte. Ehe sich die Wilden zum Ansprung sammeln konnten, befand sich Te-ta-i-ta in der Gewalt der Bleichgesichter. Rasch wieder emporgehoben verhinderte er sogar durch seinen eigenen Körper, dass sie nicht einen Pfeil- und Speerregen, der den Alten vor allen anderen hätte treffen können, nach ihnen hinüber sandten.

Die ganze Sache hatte aber dadurch eine so plötzliche Wendung genommen, dass die Eingeborenen erst wirklich in Zweifel schienen, ob sie sich nicht lieber mit ihrem Gefangenen zurückziehen wollten. Ob aber nun der alte Häuptling zu zweifeln anfang, dass Taaroa Tuhono selbst den kleinen Mann zu ihrem eigenen Nutz und Frommen

hierher gesandt hatte oder ob er der Insel nicht den ganzen Vorteil allein lassen wollte, während er, ohne etwas davon zu haben, als Geisel fortgeschleppt wurde. Kurz, sein Ruf, ein scharfer, gellender Aufschrei, bannte plötzlich die Krieger auf ihren Platz. Nach einigen herüber- und hinübergewechselten Ausrufungen kam endlich eine kleine Deputation von Unbewaffneten, welche den Naturforscher mit seiner Kalebasse, zugleich aber auch noch mit einer ganzen Partie von Früchten und prächtig geschnitzten Waffen und sonstigen Schmuck den Europäern vorführte.

Der Leutnant trat auf sie zu, jedoch nicht außer dem Bereich der Bajonette, nahm den kleinen Mann bei der Hand und winkte dann seinen Leuten, den Häuptling freizulassen, wies aber zugleich die übrigen Früchte und Waffen zurück, weil er glaubte, die Wilden wollten damit einen neuen Tauschhandel beginnen. Diese weigerten sich jedoch hartnäckig, sie wieder mit zurückzunehmen. Da die Weißen gar nicht begreifen konnten, woher diese unerwartete Großmut auf einmal komme, musste Mr. Evans selber den Dolmetscher machen, der sich die Sache erst zweimal von den Insulanern auseinandersetzen ließ und dann immer noch nicht mit der Sprache heraus wollte, obgleich man ihm ansehen konnte, dass er verstanden habe, was sie meinten. Endlich musste er aber beichten. Wieder brachen die Weißen in ein schallendes Gelächter aus, als Mr Evans mit einem etwas verlegenen Gesicht ihnen erzählte, die roten Halunken hielten es unter ihrer Würde, einen so großen Häuptling gegen einen so kleinen unbedeutenden Weißen gleich und gleich einzutauschen, und betrachteten die beiliegenden Sachen nicht etwa als ein Geschenk, sondern als den Europäern rechtmäßig zustehendes Draufgeld. Soviel



wäre der Indianer wenigstens mehr wert.

Von Bord des Dampfers aus hatte der Kapitän mit seinem Teleskop die drohenden Bewegungen der Insulaner wohl bemerkt, schickte indessen noch ein bewaffnetes Boot ab, dem ersten, falls es nötig werden sollte, beizustehen. Der Leutnant, der *das Draufgeld auf den Naturforscher* durch die Insulaner selber zum Boot schaffen ließ, zog sich langsam dorthin zurück. Das Boot wurde dann flott gemacht und die Mannschaft watete damit ein Stück hinaus in tieferes Wasser, wo erst die eine Hälfte einstieg und ihre Waffen in Ordnung brachte, während die andere noch weiter damit in See ging, dann, als die erste ihre Bewegung deckte, nachfolgte. Die Marinesoldaten blieben dabei aufrecht stehen, während die Matrosen wieder zu den Riemen griffen. Fünf Minuten später waren sie aus dem Bereich jedes Pfeiles, hätten die Insulaner noch überhaupt böse Absichten gegen sie gehabt.

Diese aber standen am Ufer, tanzten und sprangen. Allen voran prangte Te-ta-i-ta in all seiner Herrlichkeit, den Korallensand stampfend mit den nackten Füßen und die Keule schwingend, dass die Federn in seinem Hut hin und her schwankten und flatterten.

\*\*\*

## *Dreizehntes Kapitel*

### Die Korallenriffe und das Korallen-Insekt - Ankunft auf Java

Das schwer beladene Boot ruderte etwas schwerfällig an Bord zurück, wo die Leute schon bereitstanden, die eingetauschten Früchte in Empfang zu nehmen. Stricke wurden niedergelassen, um die Bananen und Körbe mit Orangen und süßen Kartoffeln herauszuheben, während andere die einzelnen Kokosnüsse unter Lachen und Erzählen ihren Kameraden an Deck hinaufwarfen.

Der Leutnant war schon dem Quarterdeck zugegangen, dem Kapitän Bericht über die Vorgänge auf der Insel abzustatten, wobei er besonders rühmend den Knaben erwähnte, der durch seinen so zeitgemäßen und kecken Einsprung nicht allein großes Blutvergießen verhütet, sondern auch sehr wahrscheinlich Mr. Evans Leben gerettet hatte.

Fritz stand an Bord, die mitgebrachten Waffen, die Mr. Evans von unten zureichte, in Empfang zu nehmen, bis sie an die Kalebasse mit den Tamarinden kamen. Ob der kleine Mann nun unten glaubte, sie wäre zu schwer für den kräftigen Burschen, oder ob er ihn nicht damit belästigen wollte, kurz, er rief seinen Diener, einen kleinen vollkommen runden Malaien, der ihn auf all seinen Reisen begleitet hatte, das Gefäß in Empfang zu nehmen. Dieser sprang auch, dem Ruf gehorsam, auf die Schanzkleidung und bog sich nach vorn über, mit beiden Händen das schwere Gefäß zu ergreifen, das ihm Mr. Evans, vorn in der äußersten Spitze des Bootes stehend, hinaufreichte. Wenn aber einmal ein Unglück sein soll, hilft auch die größte Vorsicht nicht dage-

gen. Der Malaie hatte das Gefäß entweder nicht für so schwer gehalten oder oben nicht seine nötigen Vorsichtsmaßregeln getroffen, fest zu stehen, aber der Erfolg blieb sich gleich.

»Hast du's?«, fragte Mr. Evans unten im Boot. Der Kopf wurde ihm dick und rot von der Anstrengung, das schwere Gefäß so hoch emporzuheben.

»Hat ihn schon, Tuwan!«, sagte der Malaie, schoss auch im nächsten Augenblick, und zwar in demselben Moment, als sein Herr unten den Arm wegnahm, von der Kalebasse vorn übergezogen, den Henkel des Gefäßes gewissermaßen als Anker benutzend und diesem folgend, über Bord und ins Meer, dass die Flut nicht allein über ihm zusammenschlug, sondern ihm auch die Augen der überraschten Matrosen noch weit in die Tiefe folgen konnten, wie er, einem Senkblei gleich, mehr und mehr in der *purpurnen Finsternis* verschwand.

»Segne meine Seele!«, rief der kleine Naturforscher, die Hände zusammenschlagend. »Wo geht der mit den Tamarinden hin?«

»Fragt lieber, wo die Tamarinden mit ihm hingehen«, rief der Bootsmann lachend, der das Ganze von oben mit angesehen hatte. »Wenn er nicht loslässt, wird er wohl in etwa neunzig Faden sicher vor Anker kommen.«

Alles drängte sich besorgt zu der Stelle, wo der kleine Malaie verschwunden war, und starrte lautlos in die Tiefe nieder.

»Das ist er!«, rief plötzlich eine Stimme.

»Wo?«

»Dort unten - tief - da kommt er.«

Aus der Tiefe heraus quoll, wie eine große hellgrüne Bla-

se, denn das Seewasser gibt dem darin befindlichen fremden Gegenstand eine eigentümliche Farbe, größer und größer werdend, einen runden Schein heraus. Mehr und mehr kam er ans Tageslicht und wurde dunkler, je höher er stieg, bis plötzlich der dicke schwarze Kopf des Versunkenen nicht allein an die Oberfläche kam, sondern der Körper bis über die Brust aus dem Wasser emporschnellte.

»Hilfe!«, schrie da die Gestalt, als sie wieder sank, und das Seewasser quoll in den weit aufgerissenen Mund. Aber ein paar kräftige Fäuste hatten sich schon in das schwarze dichte Haar gekrallt. Wenige Minuten später lag der kleine dicke Malaie von einem rasch niedergeworfenen Tau aufgeholt, oben an Deck und schnaubte wie ein kleiner Walrat - die Tamarinden aber blieben verschwunden. Zum Glück für den Malaien war übrigens der Henkel der Kalebasse abgerissen. Er wäre sonst richtig mit in die Tiefe gegangen, denn diesen trug er noch fest und krampfhaft in der geschlossenen Hand und konnte erst später, als er sich vollkommen erholt hatte, mit vieler Mühe bewogen werden, ihn wieder loszulassen.

Der *Flying Fish* setzte nun, mit frischem Gemüse und Früchten ziemlich reichlich versehen, seine Reise ohne weiteren Aufenthalt nach Westen fort, lief zwischen den neuen Hebriden und Salomon-Inseln hin und passierte die gefährlichen Riffe und Klippen der Torresstraße, wo sie übrigens dreimal nachts ankern mussten, ehe sie das freie Fahrwasser des Indischen Ozeans erreichten.

Ich habe dem Leser nun aber schon soviel über die Korallenriffe jener Inseln erzählt, dass ich nicht umhin kann, ihm gerade hier in der Torresstraße, welche Australien im Norden von Neuguinea scheidet, wo sich diese Riffe und Ko-

rallen-Formationen in ihrer fremden und wunderlichen Weise zeigen, ihre näheren Bestandteile und Typen mitzuteilen.

Auf dem Grund des Meeres, oft an Stellen, die über vierhundert Faden, also 2400 Fuß Wasser tief, steigt der Korallenbaum schroff und senkrecht, teils in ausdehnenden Hängen bis an die Oberfläche des Meeres - nie darüber - empor, zweigt und breitet seine Arme nach allen Seiten aus. Die Koralle ist eine weiche und sehr poröse Steinmasse, von schmutzig weißem oder braunem Aussehen, über deren Entstehung man eigentlich noch nicht einmal einig ist. Das Wahrscheinliche ist allerdings, dass der Baum oder die baumartig emporgeschichtete Masse von einem winzig kleinen Insekt herrührt, das aus einem gewissen Saft oder mit einem sonstigen Material, wie die Schwalbe ihr Nest an die Häuser baut, Zelle an Zelle in undenklicher Masse aufeinanderhäuft und bewohnt, dadurch mit der Zeit jene riesigen und unregelmäßigen, unberechenbaren Auswüchse in diesen Meeren bildet, aus denen nicht allein diese Quantität von Riffen, sondern sogar die Mehrzahl sämtlicher Inseln der Südsee und fast der ganze Meeresboden dort besteht.

Andere dagegen behaupten, dass der Korallenbaum oder diese sich so gewaltig ausbreitende Masse, eben wie eine andere Pflanze wächst und nicht von dem Insekt gebildet werde. Diese Behauptung hat das ganze Aussehen der Koralle, wie noch besonders die Eigenschaft des Insekts selber, von dem die Koralle herrühren soll, für sich, da dasselbe nur imstande sein soll, höchstens dreißig Fuß unter Wasser zu leben. Wäre das wirklich der Fall, so bildete die Koralle damit den Übergang zwischen der Pflanzen- und

Steinwelt, würde emporschießen, von dem allerdings darin befindlichen kleinen Koralleninsekten nur in den *vorgefundenen* nicht erst *gebildeten* Poren zu Wohnungen benutzt.

Wie dem auch sei, schroff und steil steigen diese Korallenmassen am Eingang der Torresstraße, den sie mit einem förmlichen the barriers genannten Wall umgeben, empor, hier und da nur eine schmale Einfahrt lassend, während sie an ihrer östlichen Grenze, vom Stillen Ozean bespült, bis in Steinwurfnähe nicht einmal Ankergrund bieten, hingegen nach Westen zu eine dicht gedrängte Gruppe von teils nackten, teils bewaldeten oder wenigstens mit Gebüsch bewachsenen Klippen und Inseln bilden, zwischen denen sich die Schiffe mühsam die Durchfahrt suchen und nachts, meist mit fünf bis fünfzehn Faden Ankergrund, ihren Anker fallen lassen müssen.

Viele dieser Inseln sind ebenso wie die meisten der Südsee vulkanischen Ursprungs. Wunderbarerweise lässt sich bei der großen Mehrzahl derselben sogar eine gleiche Formation in ihrem Ursprung nachweisen, indem die Gebirge in ihrer Mitte eine entschiedene Neigung von Westen nach Osten haben.

Am deutlichsten ist diese Neigung bei den Ladronen, den Karolinen und den Mulgrave-Inseln zu erkennen. Ein Blick auf die Karte zeigt schon, dass sie nicht allein nach Osten zu mit den Neuen Hebriden, Fitschis, Freundschaftsinseln, Navigators und den Gesellschaftsinseln zusammenhängen und hinter diesen in die flachen Korallen-Inseln des gefährlichen Archipels oder der Pomatugruppe abdachen, sondern auch nach Osten hin ihre Verbindung mit dem ostindischen Archipel bis nach Luzon hinauf, abzweigend durch die lange Inselkette von Timor Laut, Timor, Flores, Sum-

baye Lomok, Bali, Java, Sumatra und von dort hinein in die Halbinsel Malakka unterhalten. Besonders die Letzten sind eine fast unterbrochene Reihe von meist noch tätigen Vulkanen, deren einstige überseeische Verbindung sich noch jetzt erkennen lässt, denn das Meer, von den Mosunen getrieben, brach sich nur Bahn hindurch, wo es den schwachen Widerstand fand. Die noch bis zu diesem Augenblick gemeinsamen unterseeischen Feuerquellen haben Sicherheitsventile, welche den angehäuften vulkanischen Stoff, je nachdem sich die Masse ein wenig mehr westlich oder östlich neigt, entweder in den Sandwichs-Inseln auf Hawaii, auf Java durch den Gedé oder andere, oder auch auf Sumatra hinausschleudern.

Der Leser darf aber nicht glauben, dass alle diese Inseln allein und ursprünglich aus Korallen bestehen. Die Inseln des ostindischen Archipels, mit Bergen bis zu 11.000 und mehr Fuß Höhe, sind fast alle vulkanischen Ursprungs. Auf vielen derselben befinden sich die Krater noch in steter oft furchtbarer Tätigkeit, auf anderen stehen sie ausgebrannt und kalt, ihren Ursprung aber noch in Form und Gestein verratend. Andere wieder gleichen einer Masse Stein und Lava, die durch unterirdische Feuer, vielleicht durch ein Erdbeben zusammengerüttelt wurde und jetzt nur noch in ihren Lavamassen und schwarz gebrannten Felsen die frühere Verwüstung des gewaltigen Elements verrät, während angewachsene Fruchterde den größten Teil derselben bedeckt und mit üppiger Vegetation überzieht.

Einzig aus Korallen bestehen jedoch eine große Menge Inseln der Südsee, die aber selbst dann wieder, sogar bei den flachen, eine gewisse Kraterform verraten, indem lange und schmale Streifen Korallen oft kreisförmig tiefe Lagu-

nen oder Seen umziehen und dem Betrachter unwillkürlich fast den Gedanken aufdrängen, er stehe hier hoch über dem Gipfel alter versunkener Vulkane, deren obere Konturen der Korallenbaum ihren Rand zum Piedestal nehmend auf der Oberfläche der See getreu und mahnend wiedergebe.

Die kuriose Formation der Koralle spricht sich aber in den Rissen aus, welche fast sämtliche Inseln - ja ich kann wohl sagen, alle ohne Ausnahme, in einer Entfernung von einer halben oder ganzen englischen Meile umziehen und über denen sich die See im ewigen Ansturm bricht. Sie reichen meist bis an die Oberfläche des Wassers, gewähren dadurch den Inseln einen breiten Gürtel vollkommen stillen und ruhigen Wassers. Es mag das Meer draußen stürmen und toben, so arg es will, in dem die Insulaner nicht allein dem Fischfang ungestört nachgehen können, sondern auch imstande sind, eine stete und stets sichere Verbindung mit den verschiedenen Teilen ihrer Insel zu unterhalten.

Meist da, wo ein kleiner Strom süßen Wassers aus den Bergen niederkommt und sich mit dem Salzwasser vermischt, bilden diese Korallen, denen reines und unvermishtes Seewasser ein Bedürfnis ist, tiefe und bequeme Einfahrten für Schiffe, die sich innerhalb der Riffe und gewöhnlich in der Nähe des frischen Wasserstromes nicht selten zu bequemen und geräumigen Häfen ausdehnen. Andererseits sind aber viele Inseln, die das nicht haben, auch den größeren Schiffen vollkommen unzugänglich und nur hier und da gestatten dann tiefer liegende Korallenbänke kleineren Booten den Aus- und Eingang.

In diesen Binnenriffen wechselt die Tiefe des Wassers von oft vielen Faden bis zu der an die Oberfläche steigenden



Korallen, hier der Flut die dunkelblauen Farbe des Meeres zeigend, oft auch mit seiner Tiefe und dicht daneben den lichten Korallenboden, wie mit einem Kristallglas überdeckt, aus dem die wunderbar gezackten Äste und Bäume hervorstarren und niedliche in allen Farben schillernde Fische, sich ihres sicheren Verstecks bewusst, auf und abspielen durch die wildverworrenen zackigen blumigen Massen.

Doch genug von Korallen und Riffen, um dir, lieber Leser, wenigstens einen flüchtigen Überblick gegeben zu haben, denn all die Wunder jener Welt zu beschreiben, reichen Bände nicht aus.

Der *Flying Fish* strich denn auch durch die gefährliche Straße rasch und glücklich. Erst einmal das tiefe ruhige Wasser des Timorsees wieder unter dem Kiel, setzten sie ihre Reise schnell und ohne weitere Abenteuer fort, passierten, mit den hohen gewaltigen Bergen Balis zur rechten, die Balistraße und erreichten, an der Nordküste Javas hinlaufend, Semarang nach einer Fahrt von fünf Wochen, seit sie die Fidschi-Inseln verlassen hatten.

Dort angelangt ging Mr. Evans, den Fritz begleiten durfte, augenblicklich an Land, in eines der holländischen Hotels, wo sich Fritz plötzlich in eine neue, nie geahnte Welt versetzt fand. An wirklichen Luxus, ja nur die größeren Bequemlichkeiten des Lebens nie gewohnt, sah er sich hier zum ersten Mal wie mit einem Zauberschlag in einen Zustand versetzt, der für ihn etwas vollkommen märchenhaftes hatte.

Als Weißer schon war er diesem Gemisch von Malaien und Chinesen in deren, von Kindheit aus daran gewöhnten Augen, ein höher stehendes Wesen, der Dienstleistungen, die er bis dahin und mit dem besten Willen von der Welt

für andere verrichtet hatte, fand er sich hier nicht allein vollkommen überhoben, sondern vier oder fünf farbige Diener jeden Augenblick bereit, sie für ihn selber zu tun. Den ersten Tag hatte das Ganze den doppelten Reiz der Neuheit, dem er sich mit voller Lust hingab, ja in dem er die einzeln selbst schärfer hervortretenden Züge nicht einmal zu fassen und herauszuheben vermochte. Das Ganze umschwirrte ihn in einem tollen Gewirr von Sprachen und Gestalten, wozu es in der Tat Wochen bedurfte, sie voneinander zu trennen und der Wirklichkeit wieder einzuverleiben. Aber schon nach dem ersten Tag fing ihm die knechtische Dienstfertigkeit der Malaien an, lästig zu werden. Er versagte sich manches, das zu erlangen ihm nur ein Wort gekostet hätte, um nicht gleich vier oder fünf Menschen danach stürzen zu sehen, seine Befehle auszuführen.

Denkwürdig kamen ihm die Chinesen vor, mit ihren weiten kurzen baumwollenen Hosen und Jacken, den kahlen Köpfen und langen Zöpfen, mit ihren klumpigen Schuhen und schräg geschnittenen, aber gar verschmitzt schauenden Augen. Überall, wohin er sah, begegnete seinem Blick diese geschäftige, tätige unermüdliche Rasse. Hier waren sie Kaufleute, die in den wunderlich verzierten Buden standen und dem halb unfreiwilligen Käufer aufschwatzten, was er nicht gebrauchen konnte, dort Schmiede, Schneider und Schuster, die in ihren Werkstätten bis an den Gürtel nackt standen oder saßen und Hammer oder Nähadel mit unermüdlichem Fleiß ihre Dienste verrichteten. Dort fand er sie als Bäcker, da als Feuerwerker, hier als Krämer mit schweren, auf einem über die Schulter liegenden Stock balancierten Körben die Straßen durchziehend, als Spieler und Opiumhändler, als Schauspieler in hohen Bambusbu-

den, kurz als alles, was sich nur im Leben und Treiben unserer Welt denken ließ - aber nie müßig, nie faul.

Lange Zeit wurde Fritz aber nicht gewährt, sich in der Stadt umzusehen, denn Mr. Evans hatte durch die Einladung eines bedeutenden Kaffeepflanzers im Inneren eine vortreffliche Gelegenheit bekommen, in den Bergen zu jagen. Die wollte er sich ungern entgehen lassen. Fritz durfte ihn dorthin begleiten.

Das Reisen in Java ist gar bequem. In weicher Cidomo, von schnellen, wenn auch kleinen Ponys im Galopp dahingezogen, sieht man die wundervolle Szenerie dieses schönen Landes mit Windeseile an sich vorüberfliegen. Alle fünf Paal etwa (der Paal nicht ganz eine englische Meile) ist eine Poststation, wo die Tiere gewechselt werden. Ohne Aufenthalt, denn die malaiischen Diener stehen schon mit den aufgeschirrten Pferden unter dem an solchen Stationen angebrachten Portal bereit, die Stelle der ausgespannten augenblicklich wieder zu ersetzen, rasselt der in bequemen Federn hängende Wagen die herrliche breite Poststraße entlang.

Die Holländer wissen, wie man sich alles auf der Welt bequem macht. Andere Nationen könnten sich darin wohl ein Beispiel nehmen - wenn es überhaupt nötig wäre, dass man den Körper, mit Vermeidung selbst der geringsten Anstrengung, so sehr verweichlicht.

\*\*\*

## *Vierzehntes Kapitel*

Fitz macht in den javanischen Bergen eine Jagd auf wilde Kühe oder Bantings, mit und was ihm dabei begegnete

In wenigen Stunden erreichten sie den kleinen Ort Babadan, von dem aus sie nicht mehr weit zu der Kaffeepflanzung des Herrn Foelen hatten. Die Aussicht war wundervoll, dem vollkommen tropischen Klima freilich entrückt. Je höher sie hinauf in die Berge stiegen, gedieh schon die Kokospalme nicht mehr oder trug doch wenigstens keine Früchte, trieb nur höchstens die breiten federartigen Blätter aus dem Boden heraus. Sie kamen in den Bereich der Farnpalmen und des wilden Pisang mit seinen breiten, raschelnden Blättern. Gewaltige Eichenarten streckten dabei die hohen hellgrauen Stämme wie riesige Säulen empor, die ein weites dunkelgrünes Laubdach trugen. Muntere Affen kletterten hier und da mit gellenden Kreischen und Schreien oder wunderlichem Heulen in den Zweigen herum und sprangen von Ast zu Ast. Der schwarz-rot-goldene Pfeffervogel (Tukan) strich mit schwerem geräuschvollem Flügelschlag durch den Wald oder wetzte den gewaltigen Schnabel an dem Zweig, auf dem er sich niedergelassen hatte.

Mijnheer Foelen empfing die beiden Europäer auf das Herzlichste, gönnte ihnen aber auch kaum am Tag Ruhe, da sie zwei Tage zu der beabsichtigten Jagd zum Urarang brauchten und am dritten wieder auf Babadan eine große indische Festlichkeit mit Tierkämpfen besuchen wollten, die sie unter keiner Bedingung versäumen durften. Sie also an diesem Tag noch ordentlich ausruhend, auf die fol-

genden Strapazen vorbereitet zu sein, setzten sie besonders ihr Schießzeug ordentlich instand und brachen dann am nächsten Morgen mit Tagesanbruch zu den wilden Schluchten des Urarang auf, wo besonders wilde Stiere und Hirsche, hier und da aber auch noch der Königstiger gefunden wurde, der nicht selten sogar in die Ansiedlungen brach und Pferde oder Rinder, ja manchmal sogar Menschen überfiel, tötete und mit sich fortschleppte.

Vor einigen Wochen war erst ein solcher stattlicher wilder Bursche, der einen Malaien angefallen und fortgeschleppt hatte, in einer neben seiner verscharrten Beute ausgeworfenen Grube oder Falle gefangen worden und wurde zu der in diesen Tagen stattfindenden Festlichkeit aufbewahrt.

Die interessante Jagd sollte aber die auf Bantings oder wilde Rinder sein. Fritz erstaunte über den Schwarm von Malaien, den ihr freundlicher Wirt aus der ganzen Umgegend heraufbeschworen zu haben schien. Von allen Seiten strömten sie mit ihren kurzen aber scharfen Klewangs, eine fremde Art von kurzen Schwertern oder langen Messern, heran, wurden eben so rasch mit Provisionen, Waffen, Zelttüchern und Gott weiß was sonst beladen. Fritz kam aber das Ganze besonders komisch vor, wenn er daran dachte, was für Umstände man hier um eine zwei- oder andert-halbtägige Jagd machte, während ein amerikanischer Jäger mit seiner Decke auf dem Rücken, in die er etwas getrocknetes Hirschfleisch eingewickelt trägt, mit seinem Messer an der Seite, seiner Büchse auf der Schulter und höchstens von einem guten Hund begleitet, Monate lang allein im Wald herumstreift und den Bär und Panther, den Hirsch und Truthahn jagt und erlegt.

Aber ländlich sittlich, in Indien glaubt man nun einmal,

weder reisen noch jagen zu können, ohne eine Horde Dienerschaft das Leben nebenbei schwer zu machen. Das Jagen würde stets den kürzeren dabei ziehen, wäre nicht eben so entsetzlich viel Wild in den dichten Waldungen, dass etwas doch immer hier und da aufgetrieben werden muss - die Jäger mögen eben Spektakel machen, soviel sie wollen.

Um acht Uhr setzte sich endlich der Zug in Bewegung, die Jäger von zehn oder zwölf berittenen Javanen begleitet, ebenfalls zu Pferd, eine Anzahl Kulis oder Diener zu Fuß, aber immer in einem kurzen Trab hinterher. Schon von Haus aus verließen sie dabei die breite bequeme Straße und folgten erst einem noch ziemlich bequemen Weg, der sie wohl acht Paal weit durch lauter *Kaffeegärten* führte.

Du darfst dir aber hierbei nicht denken, lieber Leser, dass diese Kaffeegärten eine Reihe von Restaurationen, mit hölzernen Bänken darin und kleinen Lauben gewesen wären, vor denen blaue Schilder mit goldenen Buchstaben das anzeigen, was geschäftige Kellner mit glatt frisierten Haaren und sehr kurzen Jacken, im Innern umhertragen. Nein, das Ganze war Wald und Dickicht. Dem ersten flüchtigen Blick nach und erst beim weiteren Eindringen zeigten die regelmäßig gepflanzten Bäume und der von Unkraut frei gehaltene Boden die Kaffeepflanzung, oder - den Kaffeegarten, wie man es dortzulande und ziemlich passend nennt.

Durch diese Kaffeegärten hindurch begann nun der wirkliche Wald. Nur ein schmaler Pfad führte noch zwischen wilden Himbeeren, Pisang und Farnpalmen hin, überall von dem prachtvollen Baumwuchs überragt, bis zu der kleinen niederen Bambushütte eines Javanen, und hörte dort, in Alang Alang oder Schilfgras und Dornen auslaufend, förmlich auf.

Nun aber begannen die mitgenommenen Javanen ihre Arbeit, denn mit ihren langen, vorn schweren Klewangs mussten sie Bahn hauen in das Dickicht hinein, die Reiter folgten langsam und einzeln. Der Menschenschwarm machte dabei einen Lärm, dass an ein wirkliches Auffinden von Wild in der Tat nicht gedacht werden konnte, bis sie endlich etwas offeneren Wald erreichten und Mr. Evans erklärte, absteigen und zu Fuß weiter jagen zu wollen. Das Hauptziel ihrer Jagd war nämlich ein kleiner See hoch oben in den Gebirgen, wahrscheinlich von dem Krater irgendeines ausgebrannten Vulkans herrührend, um den herum sich die Bantings besonders gern aufhalten sollten. Da sie sich gar nicht mehr weit von diesem befanden, gab auch endlich selbst Herr Foelen den Bitten des kleinen Engländers nach und stieg - etwas was er sehr ungern tat - selber vom Pferd herunter. Dadurch wurde es aber auch möglich, dass sie einen ganzen Schwarm ihrer Spektakel machenden Begleiter hinter sich ließen, die von dem Holländer angewiesen wurden, einen bestimmten und ihnen schon bekannten Lagerplatz für die Nacht in Ordnung zu bringen. Mit verhältnismäßig sehr wenig Geräusch, aber immer noch genug, jedes nur einigermaßen scheue Wild aus der Nähe zu vertreiben, schien sie von da an ihren Weg mit nur etwa sechsmal mehr Menschen, als sie notwendig brauchten, fort.

Endlich hatten sie die Höhe erreicht, von der aus sie den kleinen Bergsee sollten überschauen können. Mr. Evans bestand nun darauf, dass jetzt wenigstens die allein vorrücken sollten, die Gewehre trugen. Wollte man die anderen haben, könne man sie ja leicht nachrücken lassen. Mijnheer Foelen schüttelte den Kopf dazu, gab aber nach und Fritz

wurde nun, mit einem der Javanen, der eine Doppelflinte trug, vorausgesandt, um zu beobachten.

Die beiden, denn der Javane gehörte glücklicherweise zu einem der schweigsamen seines Geschlechts, schlichen leise und geräuschlos vorwärts, kamen auch bald zu einer kleinen offenen Lichtung, von der aus sie die blitzende, von Tausenden Wildenten belebte Wasserfläche überschauen konnten. An denen lag ihnen aber jetzt weniger. Fritz hatte sich schon die Augen ausgeschaut, irgendein größeres Tier als eine Wildente am Ufer des Sees zu erkennen, ohne jedoch auch nur einen einzigen Gegenstand entdecken zu können, der das dunkle Grün der sumpfigen Wiesen- oder Schilfgewächse am anderen Ufer unterbrach. Da stieß ihn der Javane vorsichtig an. Mit den leisen Worten »Miri - miri« - dem Malaiischen *sieh* deutete sein Arm einer Stelle des Sees zu, die ihm gerade gegenüberlag und an der Fritz auch nicht das Geringste bis dahin aufgefallen war. Der Javane beharrte dabei. Plötzlich bewegte sich ein dunkler Gegenstand im Wasser, über das der junge Bursche bis dahin immer hinausgeschaut hatte. Er erkannte deutlich sieben dunkle Körper, die in der Flut stehend, ihre Seiten zu kühlen schienen und nur manchmal das Wasser mit den Mäulern emporwarfen.

Es waren Bantings und ihr Schlachtplan war rasch entworfen. Zu den übrigen Jägern zurückkehrend, erstatteten sie Bericht über das Gesehene Wild ab. Auf Mijnheer Foelens Rat hin teilten sich die Jäger in zwei Gruppen zu je fünf Mann, auf der einen Seite Mr Evans und Fritz mit drei, auf der anderen Mijnheer Foelen mit vier Javanen, den kleinen, kaum eine halbe englische Meile im Durchschnitt haltenden See zu umgehen und die Bantings womöglich im



Wasser noch zu umstellen.

Evans und Fritz brachen augenblicklich auf, denn ihnen war der längere, aber offenere Weg zugeteilt und weigerten sich, mehr Leute mitzunehmen. Foelen ließ sich aber noch acht oder zehn seiner Kulis holen, Bahn zu hauen. Am gegenüberliegenden Ufer wollten sie wieder zusammenkommen.

Allerdings konnten sie nur höchst langsam vorrücken, denn trotz der Tatsache, dass dieser Teil der Wildnis *offener Wald* genannt wurde, war er doch so mit allen möglichen Arten von Unterholz und Schlingpflanzen durchwachsen, dass es gar nicht möglich war, einen geraden Kurs zu halten. Die furchtbaren Dickichte bildeten dabei das *Rattan*, dem deutschen Leser jedenfalls unter dem, wenn auch unrichtigen oder wenigstens veralteten Namen *spanisches Rohr* bekannt (da die Spanier wohl das erste von ihren überseeischen Besitzungen nach Europa gebracht haben). Es ist eine Schlingpflanze, und zwar in der großartigen Bedeutung des Wortes, denn mit fast schilfähnlichen Blättern versehen, schlingt sich dieses Gewächs in unglaublicher Länge von Zweig zu Zweig der Bäume, rankt sich mit tausend Armen hinüber und herüber, ist bei seiner enormen Zähigkeit auch noch zum Überfluss an der äußeren Schale mit dicht gedrängten wohl zolllangen und harten Stacheln besetzt.

Es lässt sich denken, dass solche Dickichte, wo dieses Gewächs einmal überhandgenommen hat, gar nicht zu passieren sind. Man muss sie umgehen und sich rechts oder links darum hin eine Bahn durchhauen, aber sie halten den Marsch jedenfalls um ein Bedeutendes auf, machen ihn so viel beschwerlicher.

Nichtsdestoweniger drangen unsere Jäger verhältnismä-

ßig rasch vorwärts und kamen etwa nach einer halben Stunde in Sicht einer kleinen Gruppe von Farnpalmen, die sie sich von drüben als Merkzeichen genommen hatten, hinter denen die Rinder den See betreten haben mussten.

Dort hielten sie, denn es war mit den übrigen Jägern verabredet worden, dass jene, in der Nähe des Wildes angelangt, ein Zeichen geben sollten. Wenn sie den Schrei des Ulung Ulung, eines dort ziemlich häufigen roten Falken mit weißer Brust, den einer der Javanen vortrefflich nachzuahmen verstand, hörten, dann wollten sie von beiden Seiten heranrücken, und die Bantings mussten dann einer Gruppe von ihnen jedenfalls zum Schuss kommen.

Für den möglichen, aber nicht wahrscheinlichen Fall, dass diese den See durchschwimmen würden, waren noch zwei Javanen mit Gewehren und alle übrigen Kulis als Treiber am anderen Ufer zurückgelassen worden.

Noch hatten sie aber keine zehn Minuten auf ihrem Platz gestanden und mit lautlosem Schweigen dem verabredeten Signal gelauscht, als es plötzlich im Wasser zu plätschern und schlagen, in den Büschen zu brechen und rascheln begann. Zu gleicher Zeit fast hörten sie auch das rasch und laut ausgestoßene Signal. Als Fritz hierauf, von Mr. Evans gefolgt, hinter den Büschen, die sie bis jetzt verdeckt, auf eine ziemlich freie Lichtung vorsprang, die links hinab zum See zu, rechts den Hügelhang sich hinaufzog, brachen in demselben Augenblick vier von den Bantings aus dem gegenüberliegenden Dickicht und wollten über den offenen Platz, in etwa sechzig Schritt Entfernung, hinüberfliehen. Der Vorderste von ihnen war ein roter mächtiger Bulle mit kühn und hoch, fast lyraartig ausgeschweiften Hörnern. Dicht hinter ihm kamen zwei junge Stiere. Die Kühe folgten

nach.

»Ich nehme den Vordersten, nimm du einen der anderen«, rief da der kleine Naturforscher, in dem frisch erwachten Jagdeifer alles Übrige vergessend.

Als die beiden Schüsse fast zusammen aus den Rohren krachten, brach auch der eine der jungen Stiere, auf den Fritz geschossen hatte, im Feuer zusammen, während der in die Schulter getroffene Bulle einen wilden Satz nach vorn machte und in die Knie brach. Das war aber nur ein Moment, vielleicht eben soviel der Überraschung über den Schuss als der Kugel selber zuzuschreiben, denn kaum mit dem schäumenden Maul das Gras berührend, schnellte er auch schon wieder empor. Mit kurzem trotzigen Brüllen den Kopf emporwerfend, erkannte er kaum dicht vor sich den Feind, als er die Hörner niederbog und in wilden Sätzen gegen den wirklich zum Tod erschreckten Naturforscher anlief. Die beiden Javanen feuerten darauf allerdings ihre Schüsse ab, der eine traf aber gar nicht, der andere verwundete das so schon rasende Tier nur in der Keule und machte es dadurch noch wilder, sodass der kleine Engländer, der in diesem Augenblick auch den Kopf verlor und ratlos weder Anstalten zur Flucht noch zur Verteidigung machend, dem wütenden Stier jedenfalls ein leichtes Opfer geworden wäre, hätte sich Fritz nicht in diesem Moment mit dem anderen, noch geladenen Rohr, laut schreiend und rufend dem Bullen entgegen geworfen, dessen Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und ihn dann mit seinem zweiten Schuss zu töten. Das Erste gelang ihm auch vollkommen. Als aber der Stier abbog und auf ihn zusprang, er das Gewehr an die Wange riss und abdrücken wollte, versagte das Rohr. Machtlos klappte der Hahn nieder und Fritz, im

selben Moment auch die ganze gefährliche Lage überschauend, warf das nun nutzlose Gewehr fort und wollte auf den nächsten Baum fliehen. Dorthin aber lag nicht allein eine Sumpfstrecke zwischen ihm und dem schützenden Holz, sondern der wütende Stier gewann auch dadurch an Vorsprung, weil er hätte gerade vor ihm vorüberfliehen müssen.

Lange Wahl blieb aber auf keinen Fall und in der Hoffnung, dass das Wasser seinen Verfolger jedenfalls zurückhalten würde, floh er dem Ufer des Sees zu, übersprang einen ziemlich breiten mit Kresse überwachsenen, aber mit Wasser gefüllten Graben und warf sich, so weit er möglicherweise konnte, in den See hinein.

Wohl hörte er in demselben Augenblick einen Schrei, aber im nächsten Augenblick schwamm das schon alles in dem Rauschen und Quellen des Wassers um ihn her, unter dem er, ein vortrefflicher Schwimmer, so lange ausstrich, bis er glaubte, eine hinlängliche Entfernung zwischen sich und dem angeschossenen und gereizten Tier zu haben. Erst als er es nicht mehr länger unter Wasser aushalten konnte, tauchte er empor, hätte aber fast einen lauten Angstschrei ausgestoßen, denn, kaum fünfzehn Schritt von ihm entfernt, schwamm sein furchtbarer unerbittlicher Feind und suchte schnaubend und blasend das ihm so plötzlich entflohene Ziel seiner Rache.

Fritz vermochte noch nicht wieder unterzutauchen, er musste erst wieder sich einige Sekunden der Erholung gönnen. Trotzdem aber, dass er nur eben den Mund über Wasser behielt und nicht das geringste Geräusch machte, hatte ihn das wütende Tier doch wieder über die blitzende Wasserfläche hin erspäht und schwamm brüllend, als ob es sei-

nen Gegner zum Kampf herausfordere, gegen ihn an.

Der junge Bursche gab sich schon für verloren, als er an das kleine, aber haarscharfe Messer dachte, das er in einer Scheide im Gürtel trug. Nach diesem fühlend, ob es auch noch an seiner Stelle sei, beschloss er wenigstens einen Versuch zu machen, wieder unterzutauchen, unter den Weichen seines Feindes aufzukommen und diesem dort einen Stich beizubringen, an dem er langsam verbluten müsse.

Wie er daher sah, dass der Stier die genaue Richtung gegen ihn hin hatte, ließ er sich wieder sinken. Kaum fünfzehn Sekunden später schwamm der Bulle gerade über ihn hinweg und traf ihn sogar mit dem austretenden Hinterlauf an die Schulter.

War es nun der Fall, dass er etwas unter dem Wasser gefühlt, oder hatte er sich den Platz so genau gemerkt, wo der Verfolgte zum zweiten Mal unter der Oberfläche verschwunden war. Kurz, er drehte gerade dort um und schwamm zurück.

Mehrere Schüsse wurden jetzt von dem am Ufer versammelten Jägern auf ihn abgefeuert. Fritz konnte den dumpfen Schall deutlich selbst unter Wasser hören. Eine neue Gefahr erwuchs daraus für den verfolgten und so schon ermatteten Jäger, der leicht, wenn er wieder an die Oberfläche kam, von den nicht weniger als sicheren javanischen Schützen, statt des Stieres getroffen werden konnte. Nichtsdestoweniger musste er wieder nach oben, das längere Tauchen ließ ihn immer mehr nach Luft verlangen und er fürchtete, die Besinnung zu verlieren und dann zu ertrinken.

Seine Freunde am Ufer waren in kaum geringerer Angst, denn was Fritz unter Wasser nicht bemerken konnte, sahen

sie vom Ufer aus soviel deutlicher, dass das wütende Tier nämlich zu wissen schien, wie sich sein Opfer gerade unter oder doch dicht bei ihm befinde und gerade dort wieder an die Oberfläche kommen musste, denn es passierte die Stelle kaum, als es auch wieder umkehrte und nun in kleinen Kreisen den Ort umschwamm.

Mijnheer Foelen und Evans feuerten jetzt ihre Gewehre auf ihn ab, eine Kugel traf ihn am Kopf, an dem sie jedoch seitwärts abprallte. Die andere schlug dicht vor ihm auf das Wasser und schnellte harmlos über ihn hin. Die Javanen schickten ihm auch eine Salve hinüber. Da aber diese ihr Blei nach allen Richtungen hinausstreuten und die Europäer das Wiederheraufkommen des Unglücklichen jeden Moment erwarten mussten, er aber von einer auf's Geratewohl abgefeuerten Kugel eben so gut wie der Stier selber getroffen werden konnte, so verboten sie es den Leuten. Überdies schien es auf den Bullen auch nicht die geringste andere Wirkung auszuüben, als ihn wo möglich noch wilder zu machen, denn er dachte gar nicht daran, an Land zurückzukehren, ehe er seiner Rache hier genügt hatte.

Fritz nun, im Begriff wieder aufzutauchen, warf den Blick vorher nach oben. Das Herzblut stockte ihm, als er die dunkle Gestalt des Feindes im hellen Wasser gerade wieder über sich hinschwimmen sah. Aber ihm blieb keine Wahl und nur in der Hoffnung, wenn er dicht hinter ihm wieder an die Oberfläche komme, nicht gleich von ihm gesehen zu werden. Dadurch wenigstens Zeit zu gewinnen, Atem zu holen und neue Kräfte zu sammeln, tauchte er, so rasch er konnte, auf, sah sich kaum drei Sekunden später im Tageslicht. Aber auch dicht vor ihm, dass er seine Hand hätte auf ihn legen können, schwamm der Stier.

Trotz seiner Erschöpfung suchte seine Hand doch nach dem Messer, als der Schwanz des wütenden Tieres gerade vor ihm das Wasser peitschte und dieses den Kopf wendend seiner ansichtig wurde. Fritz hielt sich für verloren, als ihm wie ein Blitz der Gedanke durch die Seele schoss, den Schwanz zu ergreifen und festzuhalten.

Ohne Widerstand im Wasser zu finden, war der Stier dann gar nicht imstande, ihn zu erreichen. Vielleicht konnte er ihn bewältigen. Jedenfalls gewann er Zeit, sich über Wasser zu halten und neue Kräfte zu sammeln. Natürlich brauchte er nicht den zehnten Teil der Zeit das auszuführen, wie ich hier, es zu erzählen. Im Nu hatte er den buschigen Schwanz des Stieres erfaßt. Während dieser ein förmliches Wutgebrüll ausstieß und mit dem Vorderkörper nach ihm herumfuhr, riss er ihn auch eben so rasch durch sein eigenes Hinterteil sich selber aus dem Weg.

Angst, Aufregung und körperliche, fast übermenschliche Anstrengung hatten den jungen Burschen nun aber so ermüdet, dass er bereits fühlte, wie seine Kräfte nachließen. Seine einzige Hoffnung blieb die, den Stier, der auf so wunderliche und glückliche Weise von ihm gefasst war, mit seinem Messer anzugreifen und zu ermatten. Dieses also aus der Scheide reißend und sich selber so nahe wie möglich zum Körper des Tieres heranziehen, stieß er es ihm mit aller Kraft, deren er fähig war und so weit er nach vorne reichen konnte, in dessen Weichen, wiederholte den Stoß dreimal rasch hintereinander, die Wunde dabei so groß reißend, wie er nur irgend konnte.

Der also gefangene und angegriffene Stier brüllte laut auf in Schmerz und Wut, aber er war nicht imstande, weder von der einen noch anderen Seite den Gegner, der sich mit

der Kraft der Verzweiflung an ihn anklammerte, abzuschütteln. Von der früheren Wunde selber erschöpft, drang auch noch das Wasser in die neuen Stiche und fing an ihn zu erlahmen und niederzuziehen. Noch einen Versuch machte er, den Feind mit seinen Hörnern zu erreichen. So gewaltsam war dieser, dass Fritz, der seine linke Hand nachlassen fühlte, in der plötzlichen Überraschung das Messer fallen ließ, nur um auch mit der rechten zuzufassen und sich festzuhalten. Aber er bedurfte keiner Waffe mehr. Das arme gequälte und durch Blutverlust erschöpfte Tier schien ihn ganz zu vergessen. Mit kurzem Brüllen und Stöhnen, der eigenen Erhaltung nur noch gedenkend, da es wahrscheinlich fühlte, wie es mehr und mehr zu sinken begann, fing es an, in gerader Richtung dem nächsten Ufer, einer flachen, offenen Sumpfspitze zuzuschwimmen und zog nun Fritz, der aber immer noch unschlüssig war, ob er dem Tier bis zum Festland folgen solle oder nicht, hinter drein.

Er hatte übrigens nichts mehr zu fürchten. Wo der Stier, der sich gar nicht mehr um die am Ufer herumspringenden Jäger kümmern und dessen Augen schon anfangen, grün und gläsern zu werden, das Land berühren musste, hatten sich schon mehrere der Javanen mit Mr. Evans selber, postiert. Als er mit den Vorderfüßen festen Boden berührte, schossen sie ihm von der Seite, auf kaum zehn Schritt Entfernung, drei Kugeln in den Kopf, dass er tot in dem seichten Wasser, die Blut schäumende Schnauze eben noch auf den Rand des Ufers bringend, zusammenknickte. Der junge Bursche aber, der mit einem förmlichen Freuden- und Triumphgeschrei von den übrigen Jägern empfangen wurde, war so matt geworden, dass er, als mit der beseitigten Ge-



fahr auch die Erregung der Nerven nachließ, nicht einmal mehr allein das Ufer erreichen konnte und von den rasch in das Wasser springenden Javanen hinaufgezogen wurde.

Mit der Bantingsjagd war es aber nun vorbei, denn die übrigen Tiere hatten einen zu großen Vorsprung gewonnen und waren überhaupt zu sehr überrascht und erschreckt worden, als das man hätte daran denken können, sie wieder einzuholen, würde ihre eigene Erschöpfung das wirklich auch gestattet haben. Die Weißen überließen deshalb den Kulis, Fleisch und Haut der erlegten Tiere zur Plantage zu schaffen, bestiegen ihre Pferde wieder und ritten, so rasch es ihnen der enge oft unterbrochene Pfad erlaubte, dem nicht weit entfernten Lagerplatz für die Nacht zu, wo schon Vorrichtungen getroffen waren, als ob sie einen Monat hier oben hätten kampieren wollen.

Pfosten waren eingeschlagen und ein dichtes festes Dach aus Schilf und Blättern darüber gedeckt. Die Wände und Decke bildeten ausgespannte Stücken Zeug, die eine förmliche kleine Kammer herstellten. Selbst Matratzen fehlten nicht für die Europäer, die, auf den Schultern dazu bestimmter Diener bis hier oben in die entferntesten Berge geschleppt worden waren, damit die weißen Herren des Landes eine einzige Nacht darauf schlafen konnten.

Auch einen ordentlichen Tisch hatten die darin ungemein geschickten Eingeborenen aus Bambusstäben hergestellt. In Samarang oder Batavia selber hätte die Tafel nicht mit größerem Luxus und mit verschiedenartigen Speisen, Früchten und Weinen bedeckt sein können, als hier. Wie aus dem Boden gezaubert war das alles im Herzen der furchtbarsten Wildnis entstanden. Als die Jäger ihre nassen Kleidungsstücke erst mit trockenen getauscht und aus der kleinen,

dazu besonders hergerichteten Abteilung in das Speiszelt traten, rieb sich Fritz wirklich die Augen, um auch gewiss zu sein, dass er nicht träume, so sehr glich es einem Märchen aus Tausend und einer Nacht oder der tollen Zaubergeschichte, dem *Tischlein deck dich*, von denen sich die Kinder mit solcher Seligkeit erzählen lassen.

Der Luxus, der auf diese Art mit allem Möglichen, was zur Bequemlichkeit gehört, besonders aber mit Dienern getrieben wird, ist wirklich fabelhaft. Nie werden auch nur die kleinsten Expeditionen unternommen, ohne für jede Kleinigkeit zu sorgen, einen besonderen Bedienten oder Eingeborenen - zwei Worte hier ziemlich gleich bedeutend - zu erfordern. Hat aber gar ein oberer Beamter, oder ein Regent der Eingeborenen selber, die auch unter der Botmäßigkeit der Europäer stehen, eine Reise oder Inspektions-tour zu unternehmen, dann genügt es schon nicht mehr, an jedem Ort, durch den er kommt, alles aufzubieten, was niet- und nagellos ist, seinen Bedürfnissen zuvorzukommen, sondern eine ganze Armee von *Begleitern* muss auch noch hinter dem Wagen her- und vorausrennen, um dem ganzen Land dadurch zu imponieren.

So in Holländisch Indien - und in Englisch Indien soll es noch schlimmer sein, wo jeder Leutnant bei der Armee ein Heer von Bediensteten hält, und ein Arzt, der einst eine kleine Tour allein zu unternehmen hatte, von seinen Freunden bedauert wurde, wie er wohl den meisten und doch so notwendigen Bequemlichkeiten werde entsagen müssen, da er nur etwa hundert Eingeborene zu seiner Begleitung habe.

Es ist wahr, das heiße Klima jener Zone verbietet dem Europäer jede Art von körperlicher Anstrengung. Das aber

zur Entschuldigung nehmend, verweigert er sich auch selbst jede Bewegung und erschläfft dadurch in einer Reihe von Jahren seinen Körper dermaßen, dass er zuletzt nicht - einmal mehr imstande ist, wenn er es wirklich wollte, die leichtesten Verrichtungen selber vorzunehmen und nun zu einer Art Krüppel wird, der vollständig von seiner Umgebung abhängig, das hilfloseste Wesen auf der Welt sein würde, wenn ihn diese einmal plötzlich verliesse. Es ist gut und ratsam unter der heißen Zone eine gewisse Vorsicht zu gebrauchen, besonders wenn unser Körper sich noch nicht an das fremde, heiße Klima gewöhnt hat. Sich aber fast jeder Bewegung des Körpers enthalten und mit wirklich ängstlicher Sorgfalt darüber wachen, dass man nicht einmal den Arm hebt, sich eine Zigarre anzuzünden oder sich einen Stuhl zum Tisch zu rücken - wie das eben dort geschieht - und dazu lieber eine Menge von Dienern herbeizurufen, schwächt und entnervt auch den Körper zuletzt solcher Art, dass die bösen und nachteiligen Folgen nicht ausbleiben können und viele, sehr viele Krankheiten der heißen Zone wohl eben so oft ihren Ursprung in der vollständigen und mutwillig herbeigeführten Erschlaffung unseres ganzen Nervensystems haben mögen, als in dem heißen Klima selber.

Am nächsten Morgen - die Nacht schliefen sie infolge der ungewohnten Anstrengungen ungewiegt - gingen Mr. Evans und Fritz allein auf die Jagd, da Mijnheer Foelen Geschäfte vorgab, welche ihn auf die Plantage zurückriefen. Er ließ ihnen jedoch den größten Teil der Leute zurück, mit denen sie sich aber nicht ordentlich verständigen konnten und die den Wald in einem solchen Aufruhr hielten und dermaßen nach allen Richtungen hin durch die Büsche bra-

chen, dass gar nicht daran zu denken war, noch irgendwie zum Schuss zu kommen. Fritz fühlte sich auch wirklich zu ermattet von der gestrigen übermäßigen Anstrengung, die sich erst heute in seinen Gliedern zeigte. Gegen Mittag gaben sie das Jagen auf und kehrten ebenfalls, wohl sehr zur Freude ihrer sämtlichen Begleiter, zur Plantage zurück.

\*\*\*

## *Fünfzehntes Kapitel*

### Ein Tiger- und Pantherkampf

In der Plantage fanden sie übrigens alles schon in der größten Aufregung und Geschäftigkeit, um die Vorbereitungen zu dem morgigen Fest zu treffen. Ein freier Platz war hergestellt worden, um zum Tigerkampf zu dienen. Etwa fünfzig Javanen waren an der Arbeit, an einer Stelle einen riesigen Bambuskäfig aufzurichten, um dessen begonnenem Gerüst schon eine Masse lachender und schwatzender Eingeborener standen, die wahrscheinlich von früher ähnlichen Festlichkeiten erzählten und sich in der Erinnerung an die dabei vorgefallenen komischen Szenen totlachen wollten.

Schon am Abend hörten aber die Fremden, zur Vorfeier des kommenden Tages, die wunderlichen und oft melodischen Töne des Gamelang und Anklong, der Gongs und Violinen; Töne, von denen sie gar nicht zu begreifen vermochten, aus was für Instrumenten sie eigentlich herrührten und deren wilden wunderlichen Weisen sie nicht zu folgen vermochten.

Besonders der Gamelang nahm ihre Aufmerksamkeit in Anspruch, mit seiner Unzahl Metallglocken, die von allen Größen, wie sie der Ton erfordern, mit kleinen Klöppeln geschlagen wurden und in der Art des Spielens unseren Glasharmoniken oder vielleicht auch Glockenspielen gleichen.

Der Anklang war weit einfacher und bestand aus nur dem Ton nach zugeschnittenen Stücken Bambus, die in einem Gestell hingen und in einem anderen ausgeschnittenen Stück Bambus geschüttelt wurden, durch den Wiedererschlag Töne, unseren Kuhglocken ähnlich, hervorruhend.

Die Violinen waren alle zweiseitig und wurden meist von Chinesen, von denen jeder seine eigene Melodie zu verfolgen schien, bearbeitet, die Gongs aber bildeten den Bass und bestanden aus einfachen, aber fremdartig mit einem übergebogenen Rand geformten, runden Metallplatten, die von gewickelten Klöppeln geschlagen wurden und einen entsetzlich weit dröhnenden, fast schmetternden Laut ergaben. Die Nacht unterbrach auch dies Gewirr von Tönen keineswegs, denn wenn einer der Eingeborenen vielleicht ermüdet die Klöppel des Gamelangs niederlegte, hatte ein anderer schon lang und sehnsüchtig darauf gewartet, sie selber aufzugreifen. Ohne Pause schwammen die wirren Melodien noch lange in den Ohren der müden Jäger.

Als Fritz am anderen Morgen früh aufstand, waren diese Töne das Erste wieder, das ihn begrüßte. Die Leute mussten die ganze Nacht nicht gespielt haben. Überall flatterten dabei kleine Fähnchen, und unter langen, überall offenen Bambushütten, standen breite Tafeln mit allem bedeckt, was indische Fantasie nur an Früchten und Fleischspeisen, an Wurzeln, Blättern, Kernen, Beeren, Eingemachtem und

Gesottenem, Zucker und Zuckergebackenem aufzutreiben wusste.

Den Hauptmittelpunkt bildete der freie Platz, auf dem der Käfig mit dem gefangenen Tiger stand. Der Käfig selber, obgleich ziemlich stark gebaut, war nur aus Holz, aber von dem leicht splitternden Holz der Arenpalme gemacht, das dem gefangenen Tier, wenn es in Zorn und Wut in die Stäbe beißt, mit seinen Splittern das Zahnfleisch verwundet und es zwingt, mit solchen Versuchen nachzulassen.

Der Tiger, der erst diesen Morgen von dem Ort, an welchem er gefangen gehalten, hierher gebracht war, lag still und fast regungslos in dem Käfig ausgestreckt, die blitzenden Augen halb geschlossen und dem Anschein nach sich gar nicht um die Menge – tödlich gehasste Menschen – kümmernd, die ihn dicht umstand. Aber die hellen funkelnden Augen, die unstet und rasch im Kreise umhersuchten, als ob sie sich schon eine Beute aus der Horde herausfassen wollten, strafte diese Ruhe Lügen. Lange ertrug das gewaltige furchtbare Tier das Lachen und Schwatzen der Umstehenden, ja rührte und regte sich nicht, wenn es selbst von einem mutwilligen Knaben mit einem Stück Bambus zwischen den Stäben durchgestochen und geneckt wurde. Dann aber warf es sich auch manchmal mit einem zornigen Sprung, lautem fast gellenden Fauchen, in einem wahren Aufschrei von Wut gegen das hölzerne Gitter an und der kochende Rachen, die blinkenden Fänge, das Feuer sprühende Auge verrieten den innerlich gärenden Grimm der gefangenen Bestie.

Bei einem solchen Ausbruch von Wut stoben aber die erst noch vor wenigen Sekunden so sorglos und laut lachenden Javanen wie eine Flucht Tauben, auf die der Habicht nie-

derstößt, in wilder toller Eile auseinander und kehrten erst nach kurzer Zeit, in der sie sich den Käfig misstrauisch betrachteten hatten, ob er auch halten und das wilde gereizte Tier nicht auf sie loslassen würde, über ihre eigene Furchtsamkeit laut und sorglos lachend, zu ihren Plätzen zurück.

Da plötzlich schlugen die Gamelangs eine rasche entschiedene Melodie und die Eingeborenen drückten sich scheu von dem Käfig zurück, denn jetzt kam, vom Herrenhaus nieder, der Zug der Europäer, mit dem Regenten, dem Oberhaupt der Eingeborenen, voran und von vielen Hundert Lanzenträgern gefolgt. Während nun die Weißen mit dem Regenten ein nicht weit davon errichtetes hohes Gerüst bestiegen, von wo aus sie den Schauplatz vollkommen gut überschauen konnten, stellten sich die Lanzenträger in dreifacher Reihe, soweit ihre Zahl es ihnen erlaubte, um den Käfig auf, dadurch einen Raum von wenigstens sieben Schritt im Durchmesser lassend, dessen Mittelpunkt der Käfig mit dem Tiger bildete.

Die Musik dröhnte dabei ununterbrochen fort. Die verschiedenen Musiker mussten sich wirklich beim Ablösen die Klöppel aus der Hand nehmen, denn auch keine minutenlange Pause störte dies Chaos von Tönen.

Der Kreis von Lanzen um den noch eingeschlossenen Tiger war jetzt vollständig. Die Zuschauer, ein wunderliches Gemisch von Männern und Frauen der Javanen sowie Chinesen aus dem benachbarten Ort, pressten gegen die bewaffnete Gruppe, um so viel als möglich von dem nun bald befreiten Tiger zu sehen. All' die nächsten Bäume hingen gedrängt voll Menschen. Besonders hatte ein ganzer Schwarm von jungen Burschen und Knaben auf einem abgestorbenen Maringibaum, der dicht hinter der letzten Rei-

he der Lanzenträger, dem Schaugerüst gerade gegenüberstand, Platz gefunden, wo sie sich mit Arm und Bein über und an die ausgetrockneten Äste klammerten und die Zeit kaum erwarten konnten, in der das Schauspiel beginnen sollte. Sie hatten da oben auch jedenfalls einen der besten Plätze. Andere kletterten fortwährend von unten nach, suchten sich mit einzuschwärzen, wurden aber von den schon im Besitz befindlichen meist wieder zurückgetrieben, da sie, zu weit auf die trockenen Äste hinausgedrängt, nicht mit Unrecht das Brechen derselben befürchteten.

Die Gamelangspieler mit den Gongschlägern saßen ebenfalls auf einem Bambusgerüst, vielleicht zehn bis elf Fuß vom Boden und dicht hinter der letzten Reihe der Lanzenträger. Die Instrumente waren auch deshalb dort hinaufgebracht, um die Spielenden da oben zu Zeugen des Schauspiels zu machen, damit sie nach dem Stand des Kampfes den Takt ihrer Melodien regeln konnten. Alle anderen Instrumente waren in Stich gelassen, denn die Musiker hatten alle Hände voll zu tun, in diesem Augenblick mehr zu besorgen wie Anklongs zu schütteln.

Nachdem alles in Ordnung schien, näherte sich ein Mandoor oder Beamter (eine Art niederer Offiziergrad) mit allen möglichen Umständen, die nur Etikette mit religiösem Aberglauben vereinigt zu ersinnen vermochten, der Plattform, auf welcher der Regent mit den Europäern saß. Als er von dem Ersteren die Erlaubnis oder den Auftrag zum Beginn erhalten hatte, öffnete sich plötzlich der Kreis von Lanzen und ein Javane, festlich geschmückt, mit keinen anderen Waffen als seinem Kris oder Dolch im Gürtel, schritt von zwei Dienern gefolgt in den Kreis, der sich augenblicklich wieder hinter ihnen schloss. Die beiden Diener trugen



dürres Holz und trockene Stück Bambus sowie in einer ausgehöhlten Kokosnuss glühende Kohlen und gingen damit ohne Weiteres auf den Käfig zu, an dessen hinterem Ende sie das Reisig und Holz aufhäuften, sodass es, wenn es in Flammen aufloderte, diesen ergreifen musste, entzündeten es dann durch Hineinschütten und Blasen der Kohlen und verließen hierauf eilig wieder den Ring, in welchem der Erstgekommene - auch wohl dem Anschein nach ein Mandoor - allein zurückblieb.

Dieser sprang jetzt auf den aus festen Planken bestehenden Deckel des Käfigs. Der Tiger, der unter ihm niedergeduckt lag, wendete langsam den Kopf von der Seite auf, um zu sehen, was da über ihm vorgehe und vielleicht auch mit der leisen Hoffnung irgendetwas in den Bereich seiner Krallen zu bekommen, an dem er die den ganzen Morgen hindurch aufgestachelte Wut auslassen könne. Der Schwanz begann sich leise hin und her zu bewegen, obgleich das Tier sonst kein Glied seines ganzen Körpers zu rühren schien.

Der Javane kümmerte sich aber nicht um die Bestie unter ihm. Die Natur des Tieres, mit dem er es zu tun hatte, genau kennend, begann er langsam die Klappe, die den Käfig verschloss, zu lüften und wieder niederzustoßen, wenn er sie ein Stück emporgezogen hatte. Des Tigers Auge haftete bald allein auf dem Eingang seiner Höhle, den er halb offen sah, während er sich eben so rasch wieder schloss. Dadurch unsicher gemacht, blieb er selbst dann noch ruhig liegen, als der Mandoor die Falle vollkommen öffnete und das Brett neben den Käfig niederwarf, immer noch erwartend, dass das Holz wieder zurückschlagen würde.

Der Mandoor stieg jetzt langsam, um zu zeigen, dass er

keine Furcht habe, nur leise und fast unmerklich den Kopf etwas auf die Seite, dem Tiger zudrehend, mit vieler Feierlichkeit von dem Kasten herunter, machte eine tiefe Verbeugung nach der Richtung zu, in welcher der Regent saß, oder kauerte vielmehr halb auf die Erde nieder und schritt dann langsam mit gemessenen Schritten, ohne zurückzuschauen – denn die monotonen Töne des Gamelangs verkündeten ihm schon, dass der Tiger seinen Schutzort noch nicht verlassen habe, – zur Stelle zurück, wo er den inneren Kreis zuerst betreten hatte.

Das Feuer griff mehr und mehr um sich. Der hintere Teil des Käfigs loderte schon hell auf und die Flamme hatte bereits einige der Seitenstäbe erfaßt, von denen aus sie nach innen leckte. Dem Tiger fing es an, zu warm zu werden auf seinem Lager. Nach der Öffnung des Käfigs blickend begann er, im Überlegen, ob er hinaus solle oder nicht, mit dem Schweif zu schlagen. Da traf dieser die Flamme. Mit einem dumpfen Gebrüll fuhr das gereizte Tier herum, dem Feind zu begegnen, der es zu fassen wage. Aber statt eines Gegners von Fleisch und Blut quollen ihm der dicke Qualm und die erstickende Glut des Feuers entgegen. Rückwärts dem feindlichen Element zu entgehen suchend, fand er sich gleich darauf, selbst erstaunt, wie es schien, im Freien. Die Gamelangs und Gongs schmetterten ihm ihre wilden herausfordernden Töne laut und jubelnd entgegen.

Es war ein prachtvoller Tiger, hochgelb mit langen regelmäßigen schwarzen Streifen, breitem Kopf und furchtbar gewaltigen Tatzen, der laut fauchend, während ihm die Javanen mit einem Jubelgeschrei antworteten, vor seinem Käfig stand und dann in kurzen Sätzen dem ihm nächsten Rand des Kreises zusprang.

Hier aber traf er wohl unerwarteterweise auf die drei Reihen Lanzenspitzen der Männer, die ihm ihre Waffen entgegenhielten und halb aufbäumend davor. Während ihm die dunklen Züge der Javanen mit wildem Ausdruck entgegenblitzten, wandte er sich und sprang mit langen Sätzen an allen Lanzen vorbei, rings im Kreis herum. Wild schmetterten die Gongs dazu, als er an ihnen vorüber floh. Er warf einen scheuen Seitenblick dorthin, hielt sich aber nicht auf, bis er zu der Stelle zurückkam, die er zuerst angelaufen hatte. Als ob er sich jetzt überzeugt habe, dass es doch keinen anderen oder besseren Ausweg für ihn gebe, sprang er mitten in die gegen ihn angehobenen Speere hinein.

Armes Tier – von allen Seiten drangen sie in sein Fleisch wie scharfen Spitzen, und trafen ihn ins Leben – nichtsdestoweniger machte er sich wieder los, lief mit den klaffenden Todeswunden noch eine kurze Strecke in die Arena hinein und versuchte dann einen zweiten Sprung, genau an derselben Stelle. Aber seine Kräfte waren schon zu sehr erschöpft. Sich noch einmal von den Lanzen befreiend, taumelte er ein paar Schritte zurück und verendete, während die Instrumente wie wahnsinnig in eine Art von Siegesjubiläum einfielen und die nächsten Javanen, die bis dahin an dem Kampf nicht teilgenommen hatten, ihre Lanzen in den noch zuckenden Körper stießen.

Im Nu sprangen jetzt eine Menge Kulis in die Arena, den toten Tiger wie den leeren Käfig, der jetzt in vollen Flammen stand, hinauszuschleifen, während sich der Ring auf der anderen Seite öffnete und acht anderen Zugang gewährte. Diese trugen einen zweiten, etwas kleineren Käfig, in dem sich ein gefleckter Panther befand. Ein frohes Gemurmel lief durch die Reihen, denn der Panther ist weit ra-

scher und gewandter als der Tiger und zeigt auch manchmal mehr Mut, was den Kampf oder das Töten desselben natürlich weit interessanter macht. Der Mensch ist ja manchmal ein blutdürstiges grausames Tier – wie der Panther.

Bei diesem wiederholte sich nun größtenteils die erste Zeremonie. Der Mandoor trat mit der nämlichen Feierlichkeit in den Kreis, nur dass es diesmal nicht nötig war, neues Feuer hinzuzutragen, indem die umhergestreuten Kohlen des Tigerkäfigs mehr als zureichten, auch den des Panthers zu entzünden. Nachdem dies geschehen war, trat der Javane wieder wie vorher auf den Käfig, aber der Panther zeigte sich unruhiger, als es sein Vorgänger tat, und zuckte schon nach vorn, als die Klappe, die den Eingang seines Käfigs bildete, nur ein klein wenig gelüftet wurde. Als sie aber wieder zuschlug, fuhr er auch eben so rasch zurück und beobachtete jetzt mit funkelnden Augen das Auf- und Niederstoßen derselben.

Der Mandoor auf dem Kasten konnte ihn dabei nicht sehen. Die Zuschauer, die an dem ganzen Betragen des Tieres merken mochten, dass es besonders lebhafter Natur sei und wahrscheinlich ein interessantes Schauspiel bieten würde, standen in atemloser Spannung, den Ausgang zu erwarten. Nur die Gamelang und Gongschläger hämmerten fort auf ihren Instrumenten und schienen es für ihre Schuldigkeit zu halten, die Zwischenzeit so angenehm wie möglich auszufüllen.

Jetzt zog der Javane die Klappe vollständig heraus und warf sie fort, sprang von dem Käfig nieder und begann eben in all seiner Würde seinen Sembah oder seine Huldigung, als der Panther mit einem Satz aus dem Käfig fuhr

und der Javane, all seine angenommene Ruhe in dem einem Moment hinten ansetzend, mit gewaltigen Sprüngen, die dem Königstiger Ehre gemacht haben würden, den schützenden Lanzen zufloh, welche er auch, während das befreite Tier sich nicht im Geringsten um ihn kümmerte, unter dem Jubel und Hohngeschrei der Menge glücklich erreichte.

Der Panther aber, ohne mit mehr als einem wilden Blick die tobende Menge, die in diesem Moment selbst den Gamelang verstummen machte, zu überfliegen, sprang in flüchtigen Sätzen dicht an den, gegen ihn gesenkten Lanzen hin – so dicht, dass er sie fast berührte, als einer der Javanen, dem die Gelegenheit wahrscheinlich zu verführerisch schien, sie ganz unbenutzt vorübergehen zu lassen, mit seiner Waffe ein Stück hinaus stieß und das Tier leicht in der Seite verwundete.

Die Wirkung dieses Stoßes war zauberschnell. Rasch von der Berührung des Spießes zurückweichend, durchlief der Panther die Arena von einer Seite zur anderen, dicht vor den Lanzen, gerade da, wo das Gestell der Musiker errichtet war, sich niederbiegend. Ohne dass irgendjemand eine Ahnung hatte, welcher Richtung er zuspringen würde, schnellte er sich mit einem Satz über die drei Reihen Lanzenmänner hoch hinweg und befand sich, zu gleicher Zeit, die niedere Bambuswand des offenen Verschlags fassend, so zauberschnell oben, mitten zwischen den Gongs und Gamelangs, dass die aufgestellten Lanzenträger, die er auf solche kecke Art übersprungen, nicht einmal Zeit gewannen, nach ihm zu stoßen, ehe er schon hinter der Bambuswand verschwunden war.

Hei, wie da die also überraschten Musiker auseinander

stoben, als die wilde gereizte Bestie mit einem tollen Sprung zwischen sie hineinfuhr. Wo war die Sorge für Hals oder andere Gliedmaßen geblieben? Niemand dachte mehr daran, denn rücksichtslos auf irgendwelche Knochenbrüche, ließen die Leute rasch genug Gamelangs wie Gongs zurück und stürzten sich förmlich von dem keineswegs niedrigen Gestell in reiner Todesverachtung nieder. Hätte ein Blitz zwischen sie eingeschlagen, sie sprängen ihm nicht schneller aus dem Weg.

So neu dem Panther aber auch die Ausstellung von Instrumenten, die er dort oben fand, jedenfalls sein musste, so wenig interessierte er sich in diesem Augenblick dafür. Mit einem zweiten Sprung, der selbst dem ersten Ehre machte, war er wieder auf ebener Erde, durch die dort herum zerstreuten Eingeborenen flüchtend, von denen einzelne nur, wenn auch erfolglos, ihren Kris nach ihm schleuderten, übersprang er die nächste Umzäunung, die durch einen kleinen Garten führte, und war wenige Sekunden später in der dahinter angrenzenden Kaffeepflanzung, jeder weiteren Verfolgung Hohn sprechend, verschwunden.

Die Musiker konnten erst nach einiger Zeit wieder zusammengefunden werden.

Der Panther würde übrigens selbst durch einen lebendigen und längst ausgedehnten Kampf den Eingeborenen vielleicht nicht solches Vergnügen gemacht haben, wie mit diesem Seitensprung zwischen die Musikanten. Lauter Jubel übertönte im Anfang jedes andere Wort und selbst noch eine volle Stunde nachher, standen einzelne Gruppen der braunen schlanken und wirklich malerisch gekleideten Javanen lachend und erzählend beieinander, beschrieben sich mit den ausdrucksvollsten Gestikulationen die verschiede-

nen komischen Einzelheiten, die bei diesem letzten *Spiel* vorkamen.

\*\*\*

## *Sechzehntes Kapitel*

Der Kampf zwischen dem Eber und dem Ziegenbock, und wie sich die Affen dabei benahmen

Regeres Leben als das selbst im vorigen Kapitel beschriebene kam aber bald in die Gruppe, denn die Aufmerksamkeit der Zuschauer wurde jetzt einem anderen Platz zugelenkt, wohin sich die Europäer mit dem Regenten nun begaben.

Es war dies der schon früher erwähnte riesige Bambuskäfig, der unten von starken, ziemlich weit auseinanderstehenden Pfosten errichtet, oben noch mit einem dünnen Netzwerk von Rattan und Bambus umflochten war, um überall, soviel wie möglich wenigstens, einen Einblick in das Innere zu gewähren, doch auch wieder dicht genug, einige der größeren Affenarten halten zu können.

In diesem Käfig stand in der Mitte ein Pfosten, neben seinem Ende ein leeres ziemlich großes Fass, während bisher die einzigen Bewohner ein sehr starker prächtiger Ziegenbock und vier Affen, ein blauer, ein schwarzer und zwei der gewöhnlichen langgeschwänzten braunen Affen waren. Der Ziegenbock schritt dabei gravitatisch in dem ihm angewiesenen Raum umher, naschte dann und wann an einigen ihm hingeworfenen saftigen Stauden und schien den Affen keines Blickes zu würdigen. Er hatte einen stattlichen Bart und ein Paar prachtvoll ausgebogene Hörner, war über-

haupt ein starkes, ungemein sehniges Tier.

Der blaue Affe, der bläulich-grauen Farbe seiner Haare nach, oder häufiger noch Heulaffe genannt, da er ein wunderbar wehmütig klingendes Geheul ausstößt, das sich nur denken lässt, saß mit dem schwarzen langgeschwänzten Affen (der Heulaffe hat gar keinen Schwanz) oben auf dem Fass, den anderen nur selten gestattend, ebenfalls mit Platz darauf zu nehmen. Der Blaue fuhr nur manchmal herum und warf dem Schwarzen einen grimmigen Blick zu, wenn dieser, was er gerne tat, mit dem langen Schwanz umher schlug und den Blauen traf. Er griff ein paar Mal danach, konnte ihn aber nicht erwischen, mochte auch wahrscheinlich nicht gerne ernstlichen Streit anfangen, denn die schwarzen Affen sind gar böse Tiere und haben fast so starke Zähne wie ein Hund - verstehen auch überdies keinen Spaß.

Die braunen, ebenfalls langgeschwänzten Affen - wie wir denn überhaupt immer gerade da am liebsten hingehen, wo wir eigentlich nicht hingehen sollen - waren nun aber doch schon mehrmals auf das Fass gesprungen und hatten einige Male, wenn sich der Heulaffe nach ihnen umdrehte, den Versuch gemacht, an dem in der Mitte der Hütte befindlichen Pfosten hinauf zu klettern - es blieb aber auch nur immer bei dem Versuch, denn der Pfosten war ganz glatt und mit Seife eingerieben. Einer der beiden unten Sitzenden hatte sie noch überdies jedes Mal beim Schwanz erwischt und wieder zurückgezogen, wobei sie einmal sogar auf den Ziegenbock gefallen waren, der das entsetzlich übel nahm.

Dieses freundliche Stillleben sollte jedoch bald auf eine höchst unerwartete und rohe Weise gestört werden. Schon



das Ansammeln der Menschen um den Käfig mit dem lauten Lachen und Sprechen und den jetzt dicht neben ihnen erschallenden Tönen des Gongs und Gamelangs (denn die Musiker hatten sich nach und nach alle wieder zusammengefunden) gefiel ihnen nicht recht. Sie wurden unruhig. Der Bock, der vielleicht glaubte, einer der Affen sei schuld daran, bog den Kopf nieder und nahm einen kleinen Anlauf gegen das Fass, wobei er den Heulaffen sehr erschreckte und den Schwanz des schwarzen Affen gegen den Pfosten klemmte, sodass ihn dieser mit einem lauten Angst- und Schmerzensschrei hinaufzog, ernsthaft betrachtete und nach allen Seiten herumdrehte, dann aber, während er sich an einem anderen Teil nahte, die Zähne gegen den unten wieder stolz auf- und abgehenden Bock fletschte und sonst noch alle nur möglichen ärgerlichen Gesichter schnitt.

Da plötzlich wurde die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft vollständig von sich weg und der Tür ihrer jetzigen Behausung zugelenkt, denn eine Gruppe schwatzender lachender Kulis kam dort mit einem ziemlich großen und anscheinend sehr schweren Bambuskasten an, den sie dicht vor dieselbe niedersetzten. Die Tür wurde aufgezogen. Als sich der Ziegenbock demselben neugierig näherte und sogar der blaue Affe von seinem etwas höher gelegenen Standpunkt, dem Fass, heruntergekommen war, um zu sehen, was es da unten gäbe, wurde plötzlich draußen eine Klappe aufgezogen. In demselben Moment fuhr ein grimmer schwarzer borstiger Eber, wie aus einer Pistole geschossen heraus, mitten zwischen die entsetzte Gesellschaft hinein, die natürlich gerade so rasch auseinander stob, wie die Gong- und Gamelangschläger vorher, als der Panther zwischen sie kam.

Der Affe war mit einem Satz wieder auf dem Fass und wollte an der Stange hinauf, was aber der schlüpfrigen Seife wegen nicht ging. Der Bock floh im ersten Schreck an die andere Seite des Fasses, glaubte sich dort sicher. Der Eber aber, der von den andern Tieren auch nicht die geringste Notiz nahm, fand sich kaum aus seiner bisherigen engen Haft erlöst, als er auch den Weg ins Freie zu finden suchte und mit tiefem Grunzen rings um die Bambuswand lief, den Ausgang zu treffen, der sich ihm nirgends zeigen wollte.

Der Bock hatte sich indessen dicht an das Fass gedrückt. Erst als ihn das grunzende Schwein mehrmals dicht umkreiste, gewann der alte Zorn und Stolz die Oberhand über den ersten Schreck. Er bog den Kopf nieder, lehnte sich ein wenig zurück und stieß plötzlich, als ihn der Eber wieder passierte, mit solcher Gewalt dem überraschten Tier gerade in die Weichen, dass dieses mit lautem Grunzen gegen die Bambuswand geworfen wurde. Das aber war ihm doch zu bunt. Sich zornig gegen den tückischen Angreifer werfend, hieb er nach diesem, ihn leicht an der Schulter verwundend und bedrängte ihn so, dass der Bock seinerseits auf das Fass hinauf retirieren musste, was er auch mit einem kühnen Satz ermöglichte und zu welchem Zwecke das Fass denn auch in der Tat eingesetzt worden war.

Dadurch kam er aber natürlich den Affen sehr in den Weg, die in wilder Flucht an der Stange, aber immer vergeblich hinauf zu flüchten suchten, während die beiden braunen Affen an dem inneren Bambusgitter in die Höhe liefen und dort sich mit drei Beinen festhängend, einen Arm und den Schwanz niederhängen ließen und die Zähne dem Eber zufletschten, der jedenfalls an der ganzen Ver-

wirrung Schuld war und schon anfang, den Hausherrn zu spielen.

Der Bock überschaute nun, die untereinander kratzenden und beißenden Affen keines Blickes würdigend, das Terrain, endlich wohl einsehend, dass er hier oben jedenfalls einen gedeckten Rückhalt habe, sprang er vom Fass herab. Den Kopf senkend und ein paar Schritte zurückgehend, fuhr er wieder mit solcher Gewalt gegen den Eber ein, dass dieser fast zu Boden gestürzt wäre und nun in der Tat ergrimmt sich gegen den mutwilligen Angreifer wandte. So plötzlich fuhr er dabei nach diesem herum und mit so unerwartetem Erfolg, indem er dem Bock einen tüchtigen Hieb in die Seite versetzte, dass dieser in wilder Eile seinen Zufluchtsort wieder zu erreichen suchte, durch den etwas zu heftigen Ansprung aber das Fass umstieß und auf der anderen Seite, während der Eber einen Hieb nach dem rollenden Fass selber tat, die Erde erreichte.

Daraufhin aber begann erst das Komische des ganzen Kampfes - die beiden großen Affen, ebenfalls durch das Umstürzen des Fasses jedes Rückhaltes beraubt, suchten an dem schlüpfrigen Pfosten, aber immer vergebens, in wilder Eile hinauf zu klimmen. Der Schwarze, welcher der Gewandtere schien, hatte sich indessen noch nicht mehr als etwa vier Fuß von der Erde emporgearbeitet, als ihn der Blaue auch schon beim Schwanz erwischte und wieder herunter zerrte, um dann selber sein Heil in der Flucht an den Bambusstäben hinauf zu suchen. Der Ziegenbock aber nahm dann einen Anlauf gegen den schwarzen Affen, während dieser gewandt zur Seite auf den Eber und von diesem ab an der Wand hinaufsprang, rannte jener gewöhnlich mit aller Kraft gegen den Mittelpfosten an, dass die

Hütte erbebt. Er durfte sich aber nicht lange mit dem Holz abgeben, denn der Eber machte einen neuen Angriff auf ihn. Diesem mit einem kühnen Sprung ausweichend, stieß er den schwarzen Burschen wieder mit solcher Gewalt und so genau und voll gegen das Hinterteil, dass das Tier von dem unerwarteten Stoß mit einem dumpfen Grunzen zusammenknickte und sich nur wieder erholen konnte, um einen zweiten gerade an die Seite des Kopfes zu bekommen.

Laut aufschreiend fuhr er nach dem Bock herum. Dieser war mit einem Satz auf dem umgestürzten Fass droben. Dort aber bot sich ihm kein fester Punkt, das liegende Fass rollte und der Bock hatte alle Hufe voll zu tun, sich oben und im Gleichgewicht zu halten. Der Eber schien übrigens so derbe Stöße erhalten zu haben, dass er sich wirklich erst wieder erholen musste, ehe er den wunderlichen Kampf erneuern konnte. Er schnauzte deshalb die Affen an, die, als er kurze Zeit ruhig stand, ihn begannen, zur Treppe zu gebrauchen, auf der sie bequem von unten nach oben und wieder zurücksprangen. Endlich aber verlor der Bock das Gleichgewicht, das Fass schoss ihm hinten unter den Hufen fort, und der Eber, der das für eine neue Beleidigung hielt, warf sich von Neuem gegen ihn.

Dieses Mal wurde er aber böse empfangen. Der Bock, augenscheinlich durch das Rollen des Fasses, vielleicht auch schon durch die vorher erhaltenen Wunden, in die übelste Laune versetzt, ließ ihn gar nicht zur Tat kommen und traf ihn gleich beim ersten Ansprung voll gegen die Hauer.

Der zweite Stoß, den er rasch nach dem ersten führte, wäre vielleicht noch verderblicher geworden, hätte sich da nicht der blaue Affe, wenn gleich ganz unfreiwillig, dazwi-

schen geworfen. Dieser hatte nämlich während der Zeit oben und zwar sehr unnötigerweise, mit dem schwarzen Affen eine Rauferei angefangen, welche der Schwarze, der lange genug geduldig zugesehen hatte, nicht länger mit seinem Gefühl von Ehre und Mut vereinbaren konnte. Er fasste ihn deshalb plötzlich dermaßen mit den Nägeln und Zähnen, indem er seinen Schwanz dabei um einen der Bambusstäbe schlang, sich daran festzuhalten, dass der Heulaffe, nur um sich gegen den rasenden Angriff zu verteidigen, loslassen musste und nun, während der Gegner an seinem *Stern-Tau*, wie die Matrosen sagen würden, hängen blieb und zähnefletschend hin und her schaukelte, nieder und gerade zwischen die beiden unten kämpfenden Tiere in demselben Moment hineinfiel, als der Bock einen neuen Anlauf genommen hatte. Das arme Tier hätte zu keiner ungelegeneren Zeit hier ankommen können, denn von der furchtbaren Gewalt des Stoßes getroffen wurde ihm gleich die Brust zerschmettert. Er blieb tot neben dem Eber liegen, während der Bock, der bei dem lauten Aufschrei nicht anders glaubte, ein neuer Gegner sei ihm da erstanden, rasch wieder auf sein rollendes, sich wälzendes Fass zurücksprang.

Der Eber dagegen, der natürlich nicht wissen konnte, welchen vortrefflichen, wenn auch unfreiwilligen Dienst ihm der Tote geleistet hatte, hieb in grimmer machtloser Wut ein paar Mal nach ihm und wandte sich dann wieder gegen das Fass. Dort aber kam ihm der Bock, der durch den bis dahin so erfolgreichen Kampf immer mehr Mut und Zuversicht geschöpft hatte, auf halbem Wege entgegen und bearbeitete ihn nun dermaßen, dass das Schwein zuletzt nur noch machtlos und ohne imstande zu sein das schon halb

gelähmte Kreuz vom Boden wieder aufzubringen, nach ihm hauen konnte. Der Bock aber, der bei diesen Kämpfen wunderbarerweise fast stets das Feld behaupten konnte, gab ihm noch drei oder vier mit aller Macht geführte Stöße und sprang dann – nun jedoch wie im Triumph und Übermut – nochmals auf das Fass zurück, wo er sich wie im Spiel zu schaukeln und balancieren schien, den schwarzen Affen dadurch ärgerte, der den Platz als ganz vortrefflich gefunden hatte, um den Kampf der beiden Tiere zu beobachten.

Mit dem Sieg des Bockes, denn das Schwein war so mürbe gemacht worden, dass es gar nicht wieder aufzustehen wagte, hörte aber das Interesse der Zuschauer an dem Kampf auf. Die Europäer verließen den Schauplatz, um den sich neugierig die Eingeborenen drängten, um zu sehen ob sich der Eber vielleicht noch einmal erholen oder der Bock aufs Neue wieder beginnen würde, wobei man es natürlich nicht an Anreizungen fehlen ließ.

Die Festlichkeiten beschränkten sich von da an mehr auf Essen und Trinken. Die Tänze der Eingeborenen, welche die ganze Nacht hindurch währten, wenigstens waren die unausweichlichen Töne des Gamelangs und der Gongs das Erste wieder, das Fritz Wildaus Ohr begrüßte, als er am nächsten Morgen mit Tagesanbruch erwachte.

\*\*\*

## *Siebzehntes Kapitel*

### Krokodilberglaube der Malaien, und wie die Affen die Krabben fangen

Die nächsten Monate fiel weiter nichts Außerordentliches vor, denn mit Mr. Evans in den Wäldern umherstreifend, widmeten sie ihre ganze Zeit wissenschaftlichen Forschungen und sammelten Pflanzen und Steine, dass sie oft schwer bepackt nach Hause kamen und die Javanen die Köpfe schüttelten, was die tolln Menschenkinder da draußen bei Wind und Wetter, bei Tau und Regen herumzukriechen hätten, um sich zum Schluss mit welchen Pflanzen und losgebrochenen Steinen zu bepacken, als ob das Gold und Edelsteine wären. Mr. Evans Gesundheit litt aber zuletzt darunter. Ein Fieber fürchtend, dem er vielleicht noch mit guter ärztlicher Hilfe vorbeugen konnte, kehrte er mit Fritz nach Samarang zurück.

Der junge Bursche, dem das müßige Leben im Hotel nicht zusagen wollte, während es ihm auch zugleich ein drückendes Gefühl war, so mit Nichtstun seine Tage zu verbringen, verlangte wieder nach einer Tätigkeit. Willkommen war ihm die Einladung eines Amerikaners, den er in Samarang kennenlernte, ihn in Djaraka, einem kleinen, dicht bei Samarang liegenden Ort, zu besuchen und dort seine Zeit nach besten Kräften anzuwenden.

Djaraka lag an der See und das Haus des Amerikaners, eines Mr. Wilson, überschaute, von dichten Kokospalmen und Bananen umgeben, die weite von unzähligen Segeln und Booten belebte Meeresfläche. Es war ein reizendes Plätzchen in dem wunderschönen Java. Der kleine Ort sel-

ber mit seiner wunderbarlich gemischten Bauart, den ärmlichen Bambushütten der Eingeborenen, die geräumigen und eleganten Wohnungen der Europäer, diente nur dazu, die herrliche Vegetation und üppige Farbenpracht der Fruchthaine, die es rings umgaben, mehr hervorzuheben.

Fritz richtete sich nun dort ganz häuslich ein, legte eine Sammlung von Vogelbälgen und Insekten, Käfern und Schmetterlingen an, und verwendete einen großen Teil seiner müßigen Zeit darauf, sich mit den Verhältnissen und der Kultur des Landes vertraut zu machen, was ihm bald so gelang, dass ihm nach Verlauf von sechs Monaten etwa Mr. Wilson den Vorschlag machte, bei einem Schwager von ihm, einem holländischen Pflanzer auf der Insel Bangka bei Sumatra, die Aufsicht über dessen Plantage zu übernehmen. Fritz ging gerne darauf ein und die Zeit seiner Abreise wurde auf den nächsten Monat festgesetzt, da erst dann eine Prahú segelfertig war, die zugleich der kleinen Kolonie einige Maschinen und andere Bedürfnisse zuführen sollte.

In dieser Zeit - und er benutzte seine Tage noch recht ordentlich, um in der Nachbarschaft umherzustreifen - hörten sie, dass etwa fünf Paalen oder englische Meilen westlich an der Südküste hinauf ein Mann von einem Krokodil verschlungen worden wäre und ein malaiischer Zauberer dort das Krokodil am nächsten Tag zur Rechenschaft ziehen und wahrscheinlich auch töten wolle.

Das war eine Gelegenheit, etwas von den Sitten und dem Aberglauben dieses wunderlichen Volkes zu sehen, die Fritz Wildau nicht unbenutzt vorübergehen lassen wollte. Da aber Mr. Wilson gerade keine Zeit hatte, ihn zu begleiten, musste er sich schon allein aufmachen und trabte noch an dem nämlichen Morgen, von einem malaiischen Diener



begleitet und mit einem Empfehlungsbrief an den dortigen Mandoor versehen, dem bezeichneten Platz zu, den er nach kaum zweistündigem Ritt auch glücklich erreichte.

Der Malaie, der ihn begleitete, sprach übrigens genug englisch, sich mit ihm recht gut verständigen zu können. Er hätte sich deshalb auch keinen besseren Dolmetscher zu wünschen brauchen. Außerdem war es aber auch noch ein alter Bekannter von dir, lieber Leser, und zwar niemand Geringeres, als Mr. Evans kleiner dicker Malaie, der sich mit seinem alten Herrn, seit dem Tag, wo er mit den Tamarinden über Bord gefallen war, nie wieder so gut vertragen konnte, ihn deshalb vor vier Wochen etwa verlassen und Fritz, den er immer gern leiden gemocht, aufgesucht hatte.

Der Bursche machte unendlich wenig Ansprüche, brauchte noch weniger und schien eine wirkliche Anhänglichkeit an den jungen Mann zu haben. Wir können Fritz nämlich jetzt recht gut einen solchen nennen, denn das letzte Jahr hatte ihn an Körper wie Seele gereift und er sah sogar älter und männlicher aus, als er in der Tat war.

Auf ihren kleinen Pferdchen ritten sie also lustig vor das Haus des Mandoors. Fritz übergab seinen Brief, wurde auf das Freundlichste empfangen und musste, er mochte beteuern, wie er wollte, dass er erst vor etwa einer Stunde eine tüchtige Mahlzeit eingenommen hatte, sich nicht allein wieder an einen Tisch setzen, auf den ihm mehrere Mädchen eine förmliche Unmasse von Gerichten der verschiedenen Art auftrugen, sondern auch zulangen. Der Mandoor hörte nicht auf mit Nötigungen. Der kleine Mann war so freundlich dabei, so zuvorkommend und machte stets ein so entsetzlich trauriges Gesicht, wenn Fritz eine der unzähligen Schüsseln, oder besser Tellerchen, zurückwies, dass dieser

sich wohl oder übel den Magen überladen musste und nur auf einen Ritt nach Tisch hoffte, seinen Körper wieder ein wenig in Ordnung zu bringen.

Sobald übrigens der Mandoor sah, dass er ordentlich im Gange war, kauerte er sich neben ihm auf die Erde nieder und aß erst – auf der Erde – nachher von den Speisen, die Fritz übrig gelassen hatte. Es war dem jungen Mann dabei wirklich unheimlich, hier so ehrfurchtsvoll bedient zu werden. Unwillkürlich kam ihm oft der Gedanke, wie er, vor gar noch nicht sehr langer Zeit selbst ein Diener, an Bord des Piraten behandelt worden war. In Indien adelt aber die Farbe und wir in Europa dürfen das gerade nicht so entsetzlich sonderbar finden, denn gingen wir bei uns oft zu dem Quell dessen zurück, was einen Teil des Volkes vor dem anderen in den Staub wirft, so kämen dabei, wenn nicht gar noch wunderlichere, doch gewiss eben so wunderliche Dinge zum Vorschein.

Nach dem Essen, oder eigentlich schon während des Mahls, bekam er auch Kaffee. Aber dieser wurde hier auf andere Weise zubereitet, wie er es gewohnt war.

Eines der Mädchen schüttete nämlich einen Löffel voll gemahlener Kaffee in seine Tasse und goss dann das kochende Wasser oben darauf. Es war ihm allerdings ein wenig unbequem, den Satz zwischen die Zähne zu bekommen, aber er hätte um die Welt nichts gesagt, denn sein gastfreier Wirt wäre imstande gewesen, den ganzen Kampong (Dorf) umzudrehen, eine andere Art aufzufinden, um ihn zufriedenzustellen.

Fritz interessierte nun vor allen Dingen der Krokodilzauberer, und er erwartete ungeduldig den Augenblick, dorthin aufzubrechen. Der Mandoor hatte aber auch schon da-

für gesorgt und einen Boten geschickt, der sich von dem Stand der Dinge unterrichten sollte.

Dieser kehrte bald darauf zurück, und Fritz erfuhr nun, dass es der Zauberer für eine Ehre ansehen würde, wenn der Weiße hinüberkommen wolle, um der Beschwörung beizuwohnen. Man würde jedenfalls bis gegen Abend damit warten, damit er Zeit genug habe, dort einzutreffen.

War das der Fall, dann durfte er aber auch nicht mehr lange zögern. Frische Pferde wurden gleich darauf gebracht. Im Galopp, den kleinen dicken Malaien auf einem Gladack oder Dienerpferd hinter sich, mit noch einem ganzen Schwarm anderer, die der Mandoor für seine eigene Begleitung nötig hielt, trabten sie bald darauf durch einen Hain der herrlichsten Kokospalmen am Strom hinauf, einem kleinen ärmlichen Fischerdörfchen zu, das sie nach etwa halbstündigem scharfen Ritt erreichten.

Die ganze Bevölkerung war hier schon, trotzdem die Sonne noch ziemlich hoch stand, auf den Beinen. Der Mandoor aber ritt gleich vor eins der größten, mit einer langen Veranda versehenen Bambushäuser, sprang vom Pferd, half Fritz aus dem Sattel und führte ihn, nachdem er in der Tür von einem alten Mann auf das Feierlichste begrüßt worden, in das Innere der Hütte zu – einer langen, wieder von oben bis unten mit Speisen und Getränken besetzten Tafel, wo sich, wie es schien, die ganze Festivität von vorhin wiederholen sollte. Das war dem jungen Mann aber denn doch zu spaßig. Er erklärte jetzt, allerdings lachend, aber doch allen Ernstes, dass er nicht imstande sei, auch nur einen einzigen Bissen zu sich zu nehmen. Trotz allem Zureden mussten diesmal die Eingeborenen die Speisen allein verzehren. Sein Gastfreund von kurz vorher setzte sich wieder und

ließ sich auch in der Tat gar nicht merken, dass er an dem Tag schon überhaupt einmal etwas gegessen hätte.

Das Mahl wurde übrigens rascher beendet, als die Zahl der kleinen Schüsseln anfänglich erwarten ließ. Die meisten der Eingeborenen waren bereits zum Seestrand hinuntergegangen, und Fritz stahl sich nun leise mit seinem Malaien aus der Hütte fort, die Zeremonien der Krokodilbezauberung nicht des ewigen Essens und Trinkens wegen zu versäumen. Der Bursche hieß Tji-kandi, nach dem Ort, aus dem er stammte.

Tji-kandi erklärte ihm aber jetzt auch unterwegs die eigentliche Bedeutung der Zeremonie, die ihren Ursprung eigentlich in einem Aberglauben oder besser gesagt vielleicht in dem religiösen und gutmütigen Sinn der Eingeborenen hatte. Diese halten nämlich das Krokodil für geheiligt. Allah, denn fast alle Javanen sind Mohammedaner, hält es unter seinem besonderen Schutz, und es wird keinem Javanen einfallen, ein Krokodil zu töten, außer eben unter den jetzigen absonderlichen Umständen.

Allah nämlich hat den Krokodilen, die seine Kinder sind, streng verboten, seine anderen Kinder, die Menschen, zu fressen oder auch nur zu töten. Die Krokodile sind viel zu vernünftige Geschöpfe, um solch ein Verbot zu überschreiten. Ja sie halten aus Ordnung untereinander, und manche Menschen wollen sogar behaupten, dass manche der Krokodile, selbst gegen einen Einzelnen ihrer Gruppe, der das Verbot übertreten wolle, verteidigt worden wären.

Schlechte nichtsnutzige Individuen gibt es aber in allen Sekten, unter allen Menschen, warum nicht auch unter den Krokodilen. Es kommt allerdings manchmal, wenn auch sehr selten, vor, dass ein solches liederliches und gottloses

Tier, Allahs Gesetze vergessend, einen Menschen anfällt, tötet und verzehrt. Allah ist aber langmütig, die Strafe folgt nicht gleich, der Sünder wird gewarnt und hat jetzt noch Zeit sich zu bessern. Verbotene Früchte schmecken aber am besten und Menschenfleisch ist süß. Hat einmal ein Krokodil wirklich einen solchen Fehltritt begangen, dann sieht es nachher meist böse mit der Besserung aus. Dem nächsten Menschen, den es erwischen kann, reißt es, zehn gegen eins zu wetten, gewiss wieder ein Bein oder einen Arm aus, oder frisst ihn auch ganz, und Allah, jetzt ernstlich böse über solch unverbesserlichen Sünder, sagt sich los von ihm, überlässt nicht allein den Menschen, es zu bestrafen, sondern verlangt dies sogar von ihnen. Die Menschen gehorchen dann und töten das böse Krokodil.

Tji-kandi war übrigens kaum mit seiner kleinen Erzählung fertig, als sie rasche Hufschläge hinter sich hörten. Der Mandoor mit seinem ganzen Gefolge kam nachgesetzt. Sie hatten den ihrer Obhut empfohlenen Weißen vermisst und sich in aller Angst nur gleich auf die Pferde geworfen, ihn einzuholen, ehe ihm vielleicht etwas passieren konnte. Allerdings machten sie ihm nun zärtliche Vorwürfe, dass er ihnen einen solchen Schreck eingejagt hatte. Fritz ritt lachend dem Strand zu, wo die Malaien in ehrerbietiger Entfernung vom Wasser selber versammelt standen und den Worten eines alten Eingeborenen zu lauschen schienen, der ihnen mit wunderlichen Gestikulationen und lauter Stimme etwas erzählte.

Es war der Zauberer. Der junge Weiße wurde ihm flüchtig vorgestellt und er wandte sich dem Meer zu, wohin ihm alle übrigen ganz augenscheinlich in ängstlicher Spannung folgten.

Der Platz lag an der Grenze eines kleinen, mit weidenartigen Büschen bewachsenen und von zahlreichen Lagunen durchzogenen Sumpfes oder flachen Landes, das hier jedoch durch den von den Hügeln kommenden Streifen festen Sandes scharf abgeschnitten wurde. Dieser Sand bildete gewissermaßen den Fuß der nach innen zu aufsteigenden Hügelkette und lief fest und hart in einer Art Landzunge an den Sumpf vorbei.

Hier war ein Lieblingsaufenthalt der Krokodile, denn in den Lagunen und unter den Weidenbüschen hin konnten sie vortrefflich versteckt zum Ufer kommen, wenn sie ungesehen zu reisen wünschten oder sich auch auf dem Nachbarstreifen der harten Sandbank zu jeder beliebigen Zeit in der Sonne rösten. Hier hatte das Krokodil den Mann, der am Rand des Sumpfes sein Kanu bestieg, heimtückischerweise gefasst und unter Wasser gezogen und sollte jetzt auch hier seine Strafe erleiden.

Fritz erstaunte übrigens nicht wenig, als er nirgends auch nur die Spur eines solchen Tieres sah. Er hatte geglaubt, der Menschenfresser sei gefangen worden und werde, bis zur Stunde seiner Exekution, eingesperrt gehalten. Nun sagte ihm Tji-kandi, dass sich das bestimmte Opfer noch sehr wohl irgendwo im Meer befinde, jedenfalls aber kommen werde, sobald es gerufen würde, denn darin lag ja gerade die Zauberei – ein Krokodil totzuschlagen, das in einem Käfig liege, sei nicht so schwer, das könne er auch.

Der Zauberer verlor übrigens keine Zeit weiter mit langen Vorbereitungen, denn auf die Sandbank hinaustretend, so dass er aber noch immer zehn oder zwölf Schritt trockenen Raum zwischen sich und dem Wasser behielt (und er hatte die Ebbezeit zu dieser Zeremonie gewählt) – stieß er einen

lang gezogenen gellenden oder schrillen Laut aus und begann dann ein leises monotones Lied zu singen, zu dem er langsam den Takt mit den Händen schlug. Von Zeit zu Zeit wiederholte er dabei den sirrenden Ton, der mit einem ganz eigentümlichen Ausdruck über das Wasser zitterte, dann neigte er das Haupt nach Osten und Westen, begann seinen Gesang von Neuem.

Da regte es sich im Wasser – von der Weidenspitze her und oben von der Sandbank herunter tauchten – ein paar dunkle Körper empor. Wie Stücke verkohlten Holzes lagen sie auf der Oberfläche und kamen langsam ohne eigentlich sichtbare Bewegung herangetrieben. Dort drüben näherten sich noch mehr – dem Weidensumpf gegenüber, – vier und fünf auf einmal hoben sie sich langsam aus der Tiefe heraus, und jedes Mal wenn der schrille Ruf wieder ertönte, war es fast, als ob all jene dunklen Gestalten an Drähten gehalten würden. Mit einem gemeinsamen Ruck preschten sie nach vorn, solange der Ton dauerte. Ließ er nach, fielen sie auch mehr und mehr, als der Laut verklang, in die alte Bewegung zurück. Es war augenscheinlich, dass der Mann einen merkwürdigen und im ersten Augenblick in der Tat unerklärlichen Einfluss auf die Tiere ausübte, denn unverkennbar folgten sie allein seinem Ruf, näherten sich so allmählich dem Strand und blieben jetzt, mit ihren Köpfen größtenteils aus dem Wasser, während hier und da auch wohl ein recht großes Tier mit dem halben gepanzerten Rücken über die Oberfläche hinausragte, förmlich aufmarschiert und wie weiterer Befehle harrend, liegen.

Der alte Zauberer war aber nicht gesonnen, seine Zuschauer sogleich in die Geheimnisse seines ganzen Verfahrens einzuweihen, denn vor den dort lagernden Tieren hin

begann er jetzt einen langsamen und feierlichen Tanz, bei dem letzten beginnend das in Sicht war, während die Zuschauer langsam und noch schüchtern etwas näher heranrückten, um die Worte zu verstehen, welche er dabei mehr murmelte als sang, schien er auf die übrigen gar nicht mehr zu achten, sondern beschäftigte sich jetzt einzig und allein mit den Tieren.

Fritz verstand übrigens auch nicht eine Silbe von der ganzen Beschwörung. Tji-kandi aber, der sich so nah wie möglich neben dem alten Zauberer hielt, was ihm auch, da der Europäer neben ihm stand, gestattet wurde, erklärte ihm, wie der alte Mann nun jedes einzelnen Tieres Tugenden und Vorzüge pries und ihnen sage, wie Allah mit ihnen zufrieden wäre und seine Sonne gern auf ihre Rücken niederscheinen lasse – und das sie solch anständige mäßige Krokodile bleiben und sich nicht verführen lassen sollten von schlechten Beispielen – er wolle keine Namen nennen.

»Du bist der Bravste«, sang er zu einem großen tüchtigen Burschen kommend, der mit halb geschlossenen Augen da lag und träg und schläfrig nach ihm hinaufschmachtete. »Du bist der Beste von allen, du hältst sie in Respekt und ich weiß, dass du meinem Sohn hast beigestanden gegen den Nichtsnutz, den wir im vorigen Jahr getötet haben.«

»Du bist noch jung«, fuhr er dann zu einem anderen fort. »Aber ich fürchte, aus dir wird nichts Gutes. Schlimme Dinge habe ich gehört von dir, schlimme Dinge, bessere dich, bessere dich ...«

»Und ihr seid brav«, sang er den anderen vor, »und sollt Geschenke haben, die euch euer Vater bringen wird – huh ih uh ...« Der lange Ton schallte wieder über das Wasser, dass die Tiere die Köpfe aufhoben und sich umsahen. Es



klang gerade, als ob er von allen Seiten käme.

Jetzt aber nahm der Tanz eine andere Form an. Er wurde lebendiger und ausdrucksvoller und bewegte sich fast ausschließlich einem ziemlich großen Tier mit besonders sehr breitem Kopf zu, das fast mit dem halben Leib aus dem Wasser lag und den Alten mit den kleinen tückischen Augen wie lauernd anblitzte. Das war der Verbrecher, und dem sagte er jetzt von der Leber weg seine Meinung.

Guter Allah, wie er vor dem ausspuckte – das war nämlich nicht der erste derartige Fehltritt gewesen. Zweimal schon, einmal wegen ziemlich begründeten Verdachts, das zweite Mal wurde er auf frischer Tat ertappt, wurde ihm der Text gelesen und die unausbleibliche Folge solchen Treibens vorgehalten. Nun aber war das Maß seiner Sünden voll und die Strafe musste folgen.

Das Krokodil, als ob es verstünde, um was es sich handle, und jedenfalls mit einem bösen Gewissen, ähnlich erlebten Vorfällen gegenüber, hob erst den gewaltigen im Inneren rosaroten Oberkiefer empor und schnappte ihn wieder nieder, als ob es Langeweile hätte. Aber nach und nach fing es doch an, sich langsam in das Wasser zurückzuziehen. Es fühlte sich nicht recht heimisch mehr in der Vertiefung. Das merkte aber der Alte kaum, der übrigens kein Auge von ihm verwandte, als er wieder sein *hui uh ih*, und zwar noch durchdringender als das erste Mal ertönen ließ, und das Krokodil lag still und regungslos.

Der Alte winkte jetzt, und mehrere Malaien mit Körben kamen heran und brachten Futter für die Tiere. Das eine bekam ein Stück Fleisch, das andere einen Fisch, das Dritte einen Klumpen Reis, es war in der Tat ein ordentliches Traktament. Für den Verbrecher hatte man aber einen ganz

besonderen Bissen zurechtgemacht, der in nichts weniger als einem großen Stück Fleisch mit einem starken Hai-fischhaken darin bestand. Dies trug der alte Zauberer – und dieser Teil der Zauberei war natürlich genug – zu dem breitköpfigen Krokodil und warf erst seinem Nachbar ein gutes Stück vor, seinen Neid zu erregen und dann ihm den Haken. Fleisch und Haken verschwanden auch in demselben Augenblick, der emporgeworfene Arm des Zauberers war das Zeichen für die Malaien, das schlaffe Tau, an welchem der Haken hing, etwas mehr anzuziehen – straff durfte es aber nicht werden. Der Alte stand auch unten selber darauf und nun, als das gefangene Tier doch wohl merken mochte, wie es irgendetwas Ungewöhnliches verschluckt habe, unruhig zu werden begann, fing der Alte seine Strafpredigt von Neuem an, machte die anderen darauf aufmerksam, wie sie mit eigenen Augen die Folgen des Ungehorsams gegen Allahs Verbot sehen könnten und gab dann mit einem laut ausgestoßenen, aber anders als zuvor klingenden Schrei, das Tau frei.

Im Nu hingen einige zwanzig Malaien daran und liefen damit landeinwärts, und das gefangene gewaltige Tier, so plötzlich und gewaltsam seinem Element entrissen, peitschte mit dem Schwanz das Wasser, machte einen Heidenlärm. Aber es half ihm nichts, der Haken saß fest und der Alte, der nun seine erst so feierlich langsame Bewegung ganz aufgab und mit rüstigen Sätzen neben dem Kopf des Tieres hersprang, riss zugleich seinen Kris heraus und stieß ihm denselben in die Gurgel. Dann zurücktretend überließ er das wirkliche Töten des Tieres den übrigen, die nun mit ihren Klewangs rasch hinzusprangen und ihm auch bald, durch das Anziehen des Taues dabei noch un-

terstützte, den Kopf vom Körper trennten, der noch eine Zeit lang im Sand herumzuckte.

Die übrigen Krokodile zogen sich, als sie sahen, welche Wendung die Dinge hier im Allgemeinen zu nehmen schienen, langsam wieder in das Wasser zurück, ohne das sich irgendjemand weiter um sie bekümmert hätte.

Tji-kandi glaubte nun allerdings an die übernatürliche Macht des Zauberers. Er war in dem Glauben auferzogen und das entschuldigt manches. Fritz hatte aber alle Ursache zu vermuten, dass der alte Bursche die Krokodile, zu deren Priester und Schützer er erwählt worden, täglich von seiner Hütte aus beobachte und die halb zahmen Tiere dann und wann fütterte. Das Herbeikommen der Tiere ist dadurch schon leicht zu erklären. Immer aber bleibt dieses Verständnis zwischen den doch sonst gerade nicht eben rücksichtsvollen Bestien und dem Mann eigentümlich und beruhte jedenfalls auf einer gestatten Kenntniss derselben, ja einem Studium der verschiedenen Charaktere unter den Krokodilen, das natürlich nur lange Erfahrung mit Geduld und Ausdauer geben konnte.

Der Mandoor, der jetzt ebenfalls herankam, freute sich augenscheinlich, dass die Exekution so gut gelungen und vorübergegangen war. Der weiße Mann bekam dadurch doch jedenfalls eine gewisse Achtung vor seinen Landsleuten. Er erzählte Fritz noch eine Menge Beispiele von solchen *böse gewordenen* Krokodilen, die Allah sämtlich in ihre Hand gegeben habe und was für ein merkwürdig gescheiter Mann ihr Zauberer sei, der auch noch außerdem Wettermachen und mehrere andere Kleinigkeiten verstünde.

Der Abend war ziemlich herangerückt, und am Strand hinaufgehend näherten sie sich einem kleinen Dickicht von

Manga- und Ramputan-Bäumen, aus denen einzelne hochstämmige Kokos und Arenpalmen herausragten. Es war ein alter verlassener Kampong. Gleich dahinter begann wieder der wild durchwachsene Urwald.

Bis dicht an den alten Kampong herangekommen, wollten sie eben wieder umkehren, denn der Mandoor versicherte, das Abendessen würde bereitstehen und Fleisch und Kaffee, mit allen anderen Herrlichkeiten sonst kalt werden, als ein junger Bursche aus dem Dickicht kam und dem Mandoor einige Worte sagte. Dieser wandte sich lachend an Fritz und fragte ihn, ob er schon einmal gesehen hätte, wie die Affen Krabben fingen. Fritz verneinte das und seine Hand ergreifend, führte ihn der Mandoor leise und vorsichtig durch das verwilderte Dorf der Stelle zu, die ihm der junge Bursche bezeichnet hatte, wo die alten, früher hier angelegten Hecken der rosa sinensis (oder kambang sapatoe, Schuhblume, wie sie die Eingeborenen nennen, weil sie den Europäern die Stiefel damit schwarz und glänzend machen) ein Anschleichen an jenen Platz unheimlich begünstigten.

Endlich erreichten sie den Rand der früheren Ansiedlung. Trockener sandiger Boden und Strandfläche, wo jede Vegetation aufhört. Nur ein einzelner hoher Pandanusbaum, dessen über der Erde hängende Wurzeln mit Schlingpflanzen dicht durchflochten waren, bildete hier gewissermaßen den Vorposten des Pflanzenreiches. Hinter diesen schlichen sie sich an. Vorsichtig die Köpfe hebend sahen sie mehrere Affen in etwa zwei- bis dreihundert Schritt Entfernung, die teils den Strand auf und ab suchten, teils still und regungslos auf einer Stelle saßen. Es war die braune langschwänzige Art. Fritz bedauerte schon, dass er kein Fernrohr

bei sich hatte, das Treiben dieser wunderlichen Wesen mehr in der Nähe zu beobachten, als einer der Truppe, ein großer tüchtiger Bursche, anfang, ihnen näher zu rücken. Aufmerksam den Boden betrachtend, über den er, auf allen vieren natürlich, schlich, blieb er nur manchmal sitzen, um sich zu kratzen oder nach irgendeinem Insekt zu haschen, das ihn umsummte. So nahe kam er dabei, dass Fritz schon und nicht mit Unrecht fürchtete, er würde sie wittern, dann Alarm geben und die Übrigen mit verscheuchen, als er plötzlich über eine kleine mit dürrem schilfigem Gras bedeckte leise Erhöhung gehend, ein Nest von Krabben entdeckte, die auf dem heißen Sand hin und her spazierten. Mit einem Satz war er mitten zwischen ihnen, aber doch nicht schnell genug, auch nur einen einzigen zu erwischen, denn wie ein Blitz fuhren die sonst so unbehilflich aussehenden Tiere in lauter kleine Löcher oder Höhlen, die den Boden dort einem Sieb gleich machten und mit der Hand konnte der Affe nicht nachfahren, die Öffnungen waren zu eng. Der Mandoor stieß Fritz leise an, um ihn aufmerksam zu machen. Sie sahen, wie sich der Affe, nachdem er ein paar Mal den kleinen Platz hin und her überschritten und in die verschiedenen Löcher, die Nase dicht an die Erde gedrückt, hineingeschaut hatte, plötzlich ganz ernsthaft neben eines derselben, das er wahrscheinlich für passend gefunden hatte, hinsetzte. Er hob dabei seinen langen Schwanz herum, steckte das Ende desselben so tief in die Höhlung hinein, bis er Widerstand fühlte, und schnitt plötzlich ein Gesicht, dass Fritz fast laut aufgelacht hätte. Der Mandoor hob aber warnend den Finger. Gleich darauf zog der Affe seine wunderliche Angel mit einem Ruck wieder heraus. Unten daran hing aber, festgeklammert mit ei-

ner ihrer Scheren, die ersehnte Beute, eine fette Krabbe. Sie mit einem Schwung auf den Boden niederschlagend, dass sie betäubt losließ, nahm er sie mit der linken Pfote, griff mit der rechten einen Stein auf und schlug ihre Schale auseinander, aus der er dann mit augenscheinlichem Wohlgefallen den inneren Saft sog.

Vier oder fünf fing er so nacheinander, jedes Mal, wenn die Krabbe unten zuzwickte, ein ergeben schmerzhaftes Gesicht schneidend. Jedes Mal aber gelang ihm auch der Fang und er fand in der Rache für das Kneifen und dem Wohlgeschmack des guten Bratens doch jedenfalls reichliche Entschädigung für den Schmerz - er hätte sonst nicht immer mutwillig wieder angefangen.

So war er, ganz in seine Jagd vertieft und ohne auch nur einen Blick vom Boden selber zu verwenden, bis auf kaum zwanzig Schritte von den hinter dem Pandanusbaum Versteckten herangekommen. Hier zeigte sich der Grund ebenfalls hinlänglich durchlöchert. Sich den besten Platz nach Vermuten aussuchend, legte er seine Angel wieder ein und mochte auch wohl fühlen, dass irgendetwas Lebendiges darin sei, denn er wartete in der ersten Minute mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf das Resultat.

Die Sache dauerte aber länger, als er erwartet hatte, doch schon ziemlich gesättigt durch den erfolgreichen Fang, zog er die Knie heran, legte die langen Arme darum hin, bog den Kopf hinten über, schloss die Augen halb, spitzte das Maul und machte, sich dabei auf seinem Hinterteil balancierend, ein so ernsthaft langweiliges, aber doch auch so unendlich komisches Gesicht, wie es wirklich unter diesen Verhältnissen nur ein Affe imstande zu machen ist.

Aus dieser Ruhe sollte er aber bald auf so unerwartete

wie fatale Weise aufgestört werden. Irgendwo an einer Wolke musste er einen höchst interessanten Punkt entdeckt haben, denn er starrte eben aufmerksam da hinauf, als er auf einmal einen wilden Schrei ausstieß, seine Knie losließ, mit beiden Händen nach der Schwanzwurzel fuhr und einen Satz in die Höhe machte, als ob der Boden unter ihm zu brennen angefangen hätte. Unten am Schwanzende hing, gewaltsam aus ihrem Schlupfwinkel herausgerissen, eine riesige Krabbe. Fritz konnte sich nicht mehr helfen, er musste laut heraus lachen.

Der Mandoor blieb noch ernsthaft. Als aber der Affe, durch den fremden Laut erschreckt, trotz seines Schmerzes emporschaute, die Menschen erblickte und nun, ohne natürlich imstande zu sein, sich selber von seinem Gefangenen zu befreien, in vollen Sätzen, die Krabbe fest verbissen hinten dran hängend, davonklapperte, da vermochte auch dieser nicht länger an sich zu halten. Die beiden lachten, dass ihnen die Tränen an den Wangen herunterliefen.

Der Affe floh über den schmalen Sandstreifen weg, von allen übrigen gefolgt, dem Wald zu und bald war kein Einziger mehr von ihnen auf dem freien Strand zu sehen.

\*\*\*

## *Achtzehntes Kapitel*

### Der Schiffbruch

Die Zeit rückte heran, in der Fritz seine neue Stellung antreten sollte. Man hatte bis jetzt erst das Eintreten des Süd-Ost-Mosuns abgewartet, eine Prau mit einer Menge Güter für die Plantage bestimmter Gegenstände nach Bangka hinüberzusenden. Fritz sollte diese begleiten. Voll frischer Hoffnungen für ein neues tätiges Leben, von dem ihn selbst die Beschreibungen des ungesunden Klimas dort, die ihm Tji-kandi gab, nicht abschrecken konnten, traf er seine wenigen Vorbereitungen und war, als der Monsun seine erste Meldung in einem tüchtigen Süd-Osten über die Wasser sandte, fix und fertig zum Aufbruch.

Diesen ersten Sturm mussten sie allerdings vorüberlassen - in dieser Zeit hat sogar ein tüchtiges Schiff im Toben der Elemente sich flott zu halten, viel weniger eines dieser Küstenboote. Als sich aber das Wetter wieder klärte, die frische scharfe Brise eine schnelle und glückliche Reise versprach, wurde der letzte Proviant, mit Wasser und sonstigem Bedarf an Bord geschafft - eine Drehbasse dabei nicht zu vergessen, da seeräuberische Praue mit frechem Mut oft sogar das von Kriegsschiffen durchkreuzte Fahrwasser zum Schauplatz ihrer wilden und mörderischen Angriffe machten. Nach herzlichem Abschied von Wilson und Herrn Evans, den er erst noch in Samarang besuchte, aber immer noch sehr leidend vorfand, lichteten sie die Anker und gingen mit frohem frischem Mut in See.

Die Bemannung der Prahu oder Prau bestand aus dem Kapitän, einem Araber, sieben Malaien als Matrosen, einem



Chinesen als Koch, Fritz und Tji-kandi, der ihn unter keiner Bedingung als Passagier verlassen wollte. Tji-kandi wurde jedoch unter der Bedingung mit an Bord genommen, dass er unterwegs, wenn es nötig werden sollte, hilfreich zur Hand ging.

Die Entfernung von Samarang nach Bangka ist gar nicht so bedeutend und beträgt in der Tat nur wenige Grade, so dass ein irgend gutes Fahrzeug in dem günstigen Monsun die Reise ungemein rasch zurücklegen kann. Der erste Tag gab ihnen auch die beste Hoffnung, die Luft war rein und der Wind blies so scharf von Süd-Ost, dass sie kaum alle die gewaltigen Mattensegel führen konnten. Das kleine Fahrzeug strich nur so durch die Wellen. Der nächste Tag sollte aber manches ändern. Als sich der Horizont im Osten lichte, wuchs die Brise. Die Wolken jagten, als ob sie zu spät zum jungen Tag kämen, die See brauste hohl und unheimlich. Segel wurden klein gefaltet - denn reffen können diese Art Boote nicht - und das Schiff lenzte jetzt vor dem Wind über zehn Knoten die Stunde.

Der Monsun ist aber ein gefährlicher Gast, wenn er gerade im Wechseln die Backen einmal voll nimmt. Der alte Nord-West-Monsun hat die Mucken von früher auch noch nicht ganz vergessen und heult oft noch seinen Abschiedsgruß über die aufgerüttelte See, wenn der neue Herr, der Süd-Ost-Monsun eben schon alle Hände voll zu tun hat, die See rein zu fegen von Schaum und Wogenkämmen. Begegnen sich dann die beiden, so tanzen die Schiffe wild.

Hei, wie er über die Flut heulte und brauste und durch die Blöcke und das Takelwerk der Prahü pfiff. Die Segel waren schon so klein gelegt wie nur möglich und doch drohte er den Mast noch aus seinen Spuhren zu reißen,

durch die Gewalt, mit der er an ihm zerrte.

Die Malaien sind vortreffliche Matrosen bei ruhigem Wetter. Da aber, wo es gilt, zuzufassen und dem tobenden Element die Existenz abzugewinnen, verlieren sie meist den Kopf oder greifen doch wenigstens lange nicht so zu, wie in solcher Zeit zugegriffen sein will.

Die See hob sich dabei mehr und mehr, die Wellen wurden schon so hoch, kamen mit solcher Wucht hinter ihnen her, dass sie mehr Segel setzen mussten, um ihnen zu entgehen, wenn sie sich nicht der Gefahr preisgeben wollten, ihr Deck einmal von einer tüchtigen See (Woge) vollkommen reingespült zu bekommen und alles zu verlieren, was eben oben stand.

Trotz des Sturms hissten sie deshalb ihr Segel noch mehr auf, aber es blähte zum Zerspringen, und der Mast ächzte und stöhnte und das Schiff arbeitete, als ob es aus allen Fugen bersten wollte.

Mit Sonnenuntergang nahm dabei das Wetter eher noch zu als ab. Der Orkan heulte seine Bahn entlang und einer jener furchtbaren Typhoons, der Schrecken des Seemanns, rüttelte an den Pforten des Meeres, als ob er sich in seine Tiefen Eingang erzwingen wollte. Die See glühte dabei mit jenem wunderbaren phosphorischen Licht, aber in einer Pracht, wie sie der Schiffer, selbst in diesen Breiten, selten sieht. Die aufgewühlte Flut warf nicht mehr nur einen lichten Schein, durch den das Fahrzeug seine feurige blitzende und funkelnde Bahn brach und einen glühenden Streifen Silber hinter sich ließ in dunkler Nacht, nein, der ganze Ozean schien aus lebendigem Feuer zu bestehen bis in sein Innerstes hinab. Als die Wogen sich hinter ihnen hoben und bäumten, warfen sie ein strahlendes Licht bis in die

entferntesten Winkel und Räume.

So herrlich nun aber das Glühen des Meeres bei ruhigem Wetter aussieht und einen so prachtvollen Anblick das Blitzen und Funkeln der wie von tausend Leuchtkugeln durchzogenen Wogen gewährt, einen so unheimlich wilden Anblick bietet es im Sturm, tritt es dann noch, wie hier, in so ungewöhnlicher Stärke auf, mag es wohl geeignet sein, die Herzen der ohnedies abergläubischen Eingeborenen mit Furcht und Entsetzen zu füllen.

Tji-kandi, sonst noch einer der Vernünftigen, saß neben dem Steuerruder in stummer Verzweiflung auf dem Boden. Als ihm Fritz - der die Gefahr, in der sie überhaupt schwebten, allerdings noch gar nicht in ihrem ganzen Umfang kannte, sich dabei aber auch nicht sattsehen konnte an der wilden furchtbaren Herrlichkeit, die sie umwogte - Mut einsprechen wollte, schüttelte er mit dem Kopf und meinte, das sei ihr Letztes, das Schiff erreiche im Leben nicht seinen Hafen, denn die Pforten der Unterwelt wären offen und man könnte durch das klare Wasser hinuntersehen bis in ihren glühenden Schlund.

Solange das Mattensegel hielt, war noch Hoffnung da, dass sie dem Sturm entgehen konnten, denn die Prahue lief vortrefflich. Nur die Spitzen der nachstürmenden Wogen erreichten gewöhnlich das Deck, das sie mit einem *Feuerregen* überschütteten. Ihre Lage wurde aber mit jeder Minute gefährlicher, der Wind fing dabei an sich zu drehen und der arabische Kapitän lag in seiner Kajüte mit der Stirn auf dem Boden und betete zu Allah - Tji-kandi konnte nicht einmal mehr beten. Der einzige Ruhige an Bord von der Mannschaft war der Heide, der Chinese. Dieser, als er sah, wie alles den Kopf verlor und der Mann am Steuer selbst

mehr hinter sich, zu den donnernden Sturzseen als vor sich auf sein Schiff schaute, ging hin und nahm ihm das Steuer, das ihm jener nur zu willig überließ, ab und lenkte von da an selber das Schiff mit ruhiger, sicherer Hand. Der Mann Chinas drehte der Sturzsee seinen Zopf zu, ließ sie hinten nachbrausen, soviel sie wollte. Wenn Masten und Segel hielten und das Wetter nicht noch ärger wurde, kamen sie durch.

Der Wind drehte mehr und mehr nach Osten um, dabei durften sie jedoch nicht wagen, aus dem Kurs zu kommen, denn in dem Falle hätten sie die See von der Seite bekommen und das blieb ein gefährliches Experiment. Jedenfalls musste aber die Rahe angebrasst werden, und doch ließ sich der Kapitän, dem die Führung des Schiffes ja anvertraut wurde, nicht ein einziges Mal an Deck sehen.

Xuning, so hieß der Chinese, wollte endlich die Verantwortlichkeit nicht länger auf sich allein nehmen und bat Fritz, der neben ihm stehen geblieben war, hinunterzugehen und den Araber heraufzuholen. Fritz, selber nicht recht mit dem Betragen des *Alten* einverstanden, verließ rasch das Deck, war aber kaum unter der Kajütsluke verschwunden, als es oben prasselte und brach, im nächsten Augenblick eine fürchterliche Flut über die Planken und in die noch geöffnete Luke schoss, dass er den Fußhalt verlor und sofort nach unten gewaschen wurde. Noch hatte er kaum Zeit gehabt, sich nur wieder aufzurichten, als eine zweite See, mit noch größerer Gewalt und jetzt voll gegen die Flanke des armen Fahrzeuges schlug, während Fritz, mehr in dem Instinkt der Gefahr, in der er sich hier befand, als in dem vollen Bewusstsein derselben, zurück nach oben an die freie Luft drängte, fühlte er sich plötzlich von hinten ge-

fasst und zurückgerissen mit der wieder einstürzenden Flut. Über ihn weg sprang gleich darauf, ihn rücksichtslos nach unten tretend, der Araber, das eigene Leben feige zu retten.

Was dem jungen Mann anfangs zu Verderben drohte - die Kajüte war schon fast gefüllt und das Fahrzeug sank rasch - war seine Rettung geworden, denn kaum erreichte der Araber das Deck, als ihn eine neue Welle ergriff, gegen den noch stehenden Mast schlug, dass er betäubt liegen blieb und über Bord wusch, während Fritz, als er ihm jetzt folgte, das oben locker geschlagene leichte Bambussparrenwerk fasste und sich im nächsten Augenblick ebenfalls draußen in offener See im Aufruhr der Elemente treibend fand.

Die Prahue war verschwunden und an ihrer Stelle trieben auf Brettern und Bambus zehnte mit den Wellen kämpfende Menschen im Aufruhr der Elemente.

Es ist eine merkwürdige, aber nichtsdestoweniger doch Tatsache, dass es manchmal recht scheint, der Sturm sich nur ein besonderes Ziel gesetzt habe, als ob er irgendeine Beute ergreifen und vernichten wolle und dann zufrieden mit seinem Tagewerk, in Heulen und Toben nachlässt. Das schwerste Gewitter macht oft stillem und heiterem Himmel Platz, wenn der Blitz einmal recht tüchtig in irgendein friedliches Dach eingeschlagen hat, während die Gebäude in Flamme und Rauch auflodern, die Menschen von dem entsetzlichen Schlag noch zitternd und wie betäubt stehen, teilen sich die Wolken, die Sonne bricht durch und leuchtet von einem friedlich blauen Himmel auf den Schauplatz der Verwüstung.

So auch hier. Als ob die See nur das eine kleine Opfer, die schwache Prahue der Insulaner gefordert hatte, um sich ru-

hig und zufrieden in ihre alten Grenzen zurückzuziehen, oder als ob der Sturm erschreckt sei über das Unheil, das er mit dem munter tanzenden Spielzeug angerichtet hatte, so rasch, ja fast plötzlich, ließ er in seinem Grimm nach. Die Wogen schleuderten wohl noch eine Zeit lang so wild empor wie vorher. Diese einmal beschworene Macht ließ sich nicht gleich wieder von oben dämmen. Sie wollte austoben, wenn auch der Trieb nachließ, der sie in Bewegung gesetzt hatte. Aber der Nerv fehlte, sie darin zu halten und langsam, nach und nach, wie eine ausschwingende Schaukel, wurden sie kleiner und schwächer, ihre Oberfläche glättete sich und auf den herandrängenden und zusammenschmelzenden Wogen trieb die Mannschaft des Fahrzeugs auf dem Bambusgitterwerk sie vom Untergang zu retten.

Und war das eine Rettung? Wäre es nicht zehntausend Mal besser gewesen, dass dieselbe Woge, die ihr Fahrzeug verschlang, auch sie zu gleicher Zeit mit hinabgerissen hätte, als das sie jetzt langsam und elend hier verkommen sollten in Durst, in Hunger und Erschöpfung? Hieß das nicht tausend Tode sterben, wo ein einziger rascher Ruck den Faden abgeschnitten hätte, den sie jetzt Faser für Faser sollten reißen sehen? Nein, das arme Menschenherz hängt am Leben und begrüßt noch als Heil und Segen das, was ihm vielleicht noch Rettung bringen könnte, während der schnelle Tod es gewiss jener dunklen Welt entgegenführt, von der herüber noch keine Kunde zu uns gedrungen war. Solange eine Sehne unseres Körpers noch ihre Kraft und Zähigkeit behält, so lange klammern wir uns an die Möglichkeit der Existenz. Ein entsetzlicher Augenblick ist es dann, wenn auch die letzte Hoffnung schwindet, der Unglückliche sich mit dem leise gehauchten *Vorbei* dem

Schicksal und dem Tod überlässt.

Es war eine furchtbare Nacht, die Wolken teilten sich, als der Orkan nachließ, sie zu festen Massen zusammenzuballen. Der Mond warf sein stilles friedliches Licht auf das unter ihm wogende Feuermeer, das Unheimliche der ganzen wilden Szene eher noch erhöhend als mildernd. An den Balken und Stangen hingen die Unglücklichen, den nahenden Tag fast so viel erhoffend als fürchtend. Wie lange waren sie imstande, mit den schon jetzt geschwächten Kräften sich in dem schweren Wogengang noch oben zu halten? Und was musste ihr Schicksal sein, wenn nicht ein anderes Schiff ihnen Hilfe brachte?

Niemand wusste dabei, wie weit sie noch vom Land entfernt sein konnten und in welcher gefährlicher Nachbarschaft befanden sie sich im allergünstigsten Fall, zwischen den Seeräuber-Prahus des ganzen Archipels und den wilden erbarmungslosen Stämmen Sumatras, die, durch die steten Angriffe und Belästigungen der Weißen außerdem schon gereizt, auch noch beschuldigt waren, Kannibalen zu sein. Es ist ein trauriges Ding, wenn man an einem Stück leichtem Holz auf dem Wasser schwimmt und nur die Aussicht hat, von dem Meer oder einem fast eben so unersättlichen Hai verschlungen, oder dem Wasser entzogen und als Sklave verkauft, ja vielleicht gefressen zu werden.

»Dort ist Land!«, rief plötzlich Fritz, der, als der erste Kampf mit den Wellen vorüber war und er Zeit und Kräfte gewann, sich etwas umzuschauen, selbst in dem schwachen und ungewissen Mondlicht deutlich den hohen düsteren Bergrücken erkannte, der nach Westen zu den Horizont begrenzte. Sein Ruf machte Tji-kandi, der dicht neben ihm hing, darauf aufmerksam. Es ließ sich nicht nur kaum mehr

verkennen, dass das die Küste sei, sondern dass sie der Sturm auch ungemein nach Westen und in die Nähe des Landes getrieben haben müsse, was sie recht gut am nächsten Tage erreichen konnten.

Xuning und zwei Malaien trieben auf einem anderen kleinen Floß nicht weit von ihnen entfernt. Sie konnten ihren antwortenden Ruf hören, dass sie auch Land entdeckt hätten. Mit Schwimmen und Stoßen gegen sie hinarbeitend, kamen sie dicht neben sie. Von den Übrigen ließ sich nichts weiter hören oder erkennen, ihre Rufe wurden nicht weiter beantwortet. Der Chinese meinte, er habe einzelne davon nach dem Untergang der Prahü schwimmend gesehen und der anbrechende Morgen könnte sie vielleicht in Sicht bringen.

Das Meer war, wie sich das denken lässt, noch immer unruhig, oder *ging hohl*, wie die Seeleute sagen. Das Brechen oder Überstürzen der Wogen, das Gefährlichste für arme Schiffbrüchige, hatte so ziemlich nachgelassen und die Dünung des Wassers - eben dieses Wogen und Fluten - trieb sie, mit der im Süd-Ost-Monsun dem Wind auch folgenden westlichen Strömung, scharf und gerade auf die Küste zu.

Als im Osten der Tag dämmerte, konnten sie auch klar und deutlich nicht nur die hohen, kühn ausgezackten Gebirgsrücken, nein schon den flachen Palmenstreifen erkennen, der das hohe Land umschloss. Wenige Stunden mussten hinreichend sein, sie an das Ufer selber zu bringen, wenn nicht ein tückischer Hai die armen Schiffbrüchigen vielleicht eher entdeckte und seine Beute unter ihnen suchte.

Natürlich war ihre ganze Aufmerksamkeit dem Festland zugekehrt und mit wahrhaft peinlicher Spannung beobach-



teten sie die Konturen der dem Wasser am nächsten liegenden Gebirgsausläufer, das palmige Land, um nach dem mehr und mehr Auftauchen der Gegenstände am Ufer ihr Näherkommen berechnen zu können. Wohnungen menschlicher Wesen ließen sich nirgends erkennen, würden aber auch nicht von See aus sichtbar gewesen sein, wäre die Küste selbst bewohnt gewesen, da die Hütten der Eingeborenen stets versteckt liegen. Aber auch nicht einmal aufsteigender Rauch, der doch sonst fast an jeder Küste des Fremden Auge mit der Gewissheit des Daseins menschlicher Wesen erfreut, war zu sehen. In dunkelgrüner düsterer Herrlichkeit lag die Wildnis vor ihnen ausgebreitet und deckte mit grünem undurchsichtigen Schleier die Rätsel, die sie barg.

»Ein Segel - ein Segel!«, rief in dem Augenblick Xuning, der zufällig den Blick zurück gewandt hatte. Deutlich konnten sie, gar nicht weit von sich entfernt, das hellgelb glänzende Mattensegel einer inländischen Prahue, vielleicht eines Fischerfahrzeugs erkennen, mit halbem Wind an der Küste hinauf zu laufen schien. Es war ein ziemlich starkes Fahrzeug, mit zwei Masten und kühn und selbst graziös geschnittenem Vor- und Hinterbau und segelte wie ein Pfeil durch die noch keineswegs beruhigte See, dass es manchmal, wenn auf eine der hohen Wogen gehoben, wie von der Luft darüber weggetragen, der nächsten zusprang, um dann gleich darauf von dem gähnenden Wellental wie eingesogen zu werden, eben noch die oberen Spitzen der Segel sichtbar ließen.

Fritz sah übrigens kaum das Segel, als er sich in wilder Eile bemühte, auf die Bambussparren, über die er bis jetzt gelegen, hinaufzuklettern und denen an Bord ein Zeichen

zu geben, dass sie nicht etwa an ihnen vorübersegelten, ohne sie zu bemerken. Tji-kandi behielt aber eben noch Zeit, ihn zurückzuziehen. Den Kopf schüttelnd meinte er, das ganze Fahrzeug gefiele ihm nicht, sie täten wahrscheinlich besser, im Wasser die paar Stunden noch auszuhalten und dann festen Boden zu betreten, als die Burschen in der Prahú mehr von sich wissen zu lassen, als sie gegenwärtig schon zu wissen schienen. In demselben Moment gab ihnen auch Xuning von dem anderen Floß aus ein Zeichen, sich ruhig zu verhalten. Fritz, das fremde Boot jetzt aufmerksam betrachtend, sah nun selbst mit bloßen Augen, wie es rings herum für Ruder eingerichtet und vorn sowohl wie hinten mit Drehbassen versehen war. Es blieb wohl kein Zweifel, dass sie es hier mit einem der gewöhnlichen malaiischen Piratenboot zu tun hatten, die den ganzen Archipel durchkreuzen und nicht allein plündern, was ihnen auf der See unter die Fänge fällt, sondern oft auch an kleinen schlecht beschützten Inseln landen, dort plündern, sengen und brennen, Männer und Frauen mit in die Sklaverei schleppen.

Bis jetzt befanden sie sich übrigens noch im Vorteil. Verhielten sie sich ruhig, so war die Möglichkeit, ja sogar die Wahrscheinlichkeit vorhanden, dass sie gar nicht bemerkt wurden, denn das niedrige auf dem Wasser treibende Floß mit den dunklen, ebenfalls nur wenige Zoll darüber hinausragenden Gestalten konnte von Bord aus ohne ein gutes Fernrohr kaum entdeckt werden. Überdies betrug die Entfernung, in der sich die Prahú noch von ihnen befand, doch jedenfalls wenigstens eine englische Meile, hatte sie auch jetzt schon passiert und musste nun mit jeder Minute die Distanz vergrößern, die sie von ihnen trennte.

»Allah sei gepriesen«, flüsterte Tji-kandi, als er dem schnellen Fahrzeug nachschaute, wie es mit den Wogen stieg und sank, »ich hätte da nicht als Passagier an Bord gehen mögen ... aber ... halt ... was ist das? ... Sie können uns ja doch nicht mehr von dort aus sehen!«

»Sie wenden!«, rief Fritz in demselben Augenblick, und in der Tat luvte das rasche Fahrzeug noch, während sie sprachen, scharf gegen den Wind an und ging über Stag, über den anderen Bug gerade in den Wind hin aufzulaufen. Was es dort tat, ließ sich von hier aus unmöglich erkennen, denn plötzlich wurden die Segel back gebrasst. Als sie wieder herumflogen, glaubten die Schiffbrüchigen im ersten Augenblick, dass es zurückgehen würde in seinen alten Kurs.

»Es muss ein Mann über Bord gegangen sein, der ganzen Bewegung seiner Segel nach«, sagte Fritz.

Tji-kandi schüttelte aber mit dem Kopf und meinte, wenigstens nicht von ihrem eigenen Fahrzeug, denn die Prahue sei beim Wenden querweg aus ihrem Fahrwasser gelaufen. »Und nun werden wir sie wohl hierher kriegen«, setzte er in keineswegs freudiger Erwartung hinzu.

»Sie laufen wieder den alten Kurs«, rief jetzt einer der Malaien von Xunings Floss.

»Kaga«, sagte der Chinese in dem breiten singenden Ton. »Ist nicht wahr, sie gehen nochmals über Stag und den nächsten Besuch werden wir bekommen.«

»Aber sie können uns ja gar nicht gesehen haben«, rief Fritz.

»Ist auch gar nicht nötig«, brummte der Chinese. »Er wird die anderen aufgelesen und erfahren haben, dass wahrscheinlich noch mehr von uns hier herumschwimmen. So aus reiner Menschlichkeit biegt er sich jetzt aus seinem

Kurs, um uns aufzulesen.«

»Vielleicht verfehlt er uns doch noch, wenn wir uns recht ruhig verhalten«, sagte Fritz. Tji-kandi schüttelte aber miss-trauisch mit dem Kopf und bald zeigte es sich auch, dass er recht gehabt hatte. Nach ein paar Gängen, in denen das fremde Fahrzeug ziemlich dicht an sie herankam, wurde es plötzlich an Deck lebendig und der Kurs gerade auf sie zu geändert. Wenige Minuten später hielt die Prahü dicht an ihrer Seite und das Ganze war jetzt ein Gewirr von Rufen und Schreien, ausgeworfenen Tauen und an Bord ziehen der schon erschöpften Schiffbrüchigen, die erst jetzt ihre Schwäche fühlten, als sie ihrem Körper eine andere Bewegung zumuten sollten.

Die Prahü war mit dem treibenden Floß dem Land so nahe gekommen, dass sie nun alles aufbieten mussten, wieder davon abzukreuzen. Erst dann, als die Fremden wieder sichere Entfernung zwischen sich und die drohenden Klippen gebracht, - denn in so hoher See ließen sich die Ruder nicht gebrauchen - bekümmerte man sich um die Geretteten.

\*\*\*

## *Neunzehntes Kapitel*

Was die Leute auf der Prahú mit den Geretteten machten.  
Die Piratenschiffe des ostindischen Archipels

Was diese übrigens von ihrer neuen Schiffskameradschaft zu hoffen hatten, sollte ihnen bald klar werden. Halb verhungert und verdurstet, wie sie waren, gab man ihnen natürlich erst Reis zu essen und einen Schluck frisches Wasser. Das rasche Manövrieren der Prahú ließ keinem der Fremden Zeit, sich um ihre Gäste zu bekümmern. Kaum aber befand sich die Prahú wieder außer dem Bereich des Landes, dass sie ihrem Kurs anlegen konnte, als die Gefangenen, denn als solche hatten sie sich gar bald zu betrachten, einzeln gebunden und in den unteren Raum oder vielmehr in das *Zwischendeck* gebracht wurden, wo man sie zwischen den Ruderbänken der Art verteilte, dass nur höchstens zwei sich leise miteinander unterhalten konnten. Im Anfang gab man ihnen auch Wachen. Diese schienen es aber nicht besonders genau zu nehmen, denn an Flucht von hier als auch an Widerstand, unbewaffnet gegen eine zehnmal stärkere, gut bewaffnete Mannschaft, war natürlich nicht zu denken. Man hätte sie eben so gut können frei herumgehen lassen.

Das Einzige, was sie dort unten beobachten konnten, war die Richtung, die das Fahrzeug hielt, und zwar nach Norden an der Küste hinauf. Aber wohin man sie führte, blieb ihnen Stoff genug, um sich den Kopf zu zerbrechen und bange Sorge zu machen, denn die Bewohner der Küste von Sumatra standen in bösem, ja vielleicht schlimmerem Ruf, als sie eigentlich verdienten. Tji-kandi, der dicht neben

Fritz lag, meinte leise, er hoffe doch wenigstens, dass man sie als Sklaven verkaufen werde, da sie unmöglich denselben Wert im Metzgergewicht haben könnten.

Nördlich aushaltend mussten sie den eigentlichen Ort ihrer Bestimmung, die Insel Bangka, passieren. Sie liefen sogar durch die Bangkastraße, ziemlich sicher, in diesem Monsun keinem gegen den Wind aufkreuzenden Kriegsschiff zu begegnen. Die Gefangenen bekamen aber nichts von dem Land, unter dem sie dicht hinliefen, zu sehen, und die Piraten hielten sich auch den Tag über dicht unter der Sumtraküste, passierten Palembang in der Nacht und hatten am nächsten Morgen wieder freie offene See.

Vergebens verlangte Fritz mit dem Führer des Schiffes zu sprechen, dem er vielleicht durch Drohungen zu imponieren hoffte. Der Dehak, denn die Prahü gehörte nach Borneo und war nur eben auf einem Kreuzzug begriffen, um später mit dem Nordwest-Monsun beutebeladen zu den heimischen Küsten zurückzukehren, wollte sich auf nichts einlassen. Fünf Tage lang bekamen sie niemand weiter als die dort stationierte Mannschaft, die aber kein Wort mit ihnen wechselte, und die wenigen Malaien zu sehen, die beordert waren, ihnen ihre Nahrungsmittel zu bringen.

Am fünften Tag hörten sie, wie vom Bord ihres eigenen Fahrzeuges irgendein anderes angerufen wurde, und bald darauf legte ein Kanu am Schiff an. Nach einer Stunde etwa stiegen mehrere der Dehaks zu ihnen herunter. Sie wurden nun, zum ersten Mal, seit dem man sie damals gebunden hatte, wieder zusammen gelassen und an Deck geführt. Fritz überzählte sie und es fehlten von der Mannschaft nur zwei, der Kapitän und einer der Malaien.

Traurig stiegen die armen Burschen an Deck, denn nicht

mit Unrecht fürchteten sie, dass jetzt eine entscheidende Wendung ihres Schicksals vielleicht noch Schlimmeres für sie brächte, als die alleinige Gefangenschaft, in der sie doch noch immer die Hoffnung behielten, von irgendeinem europäischen Schiff gefunden und erlöst zu werden. Hier aber erst einmal an der Küste und von ihrem jetzigen Herrn vielleicht ins Innere geschleppt, wo hatten sie die Aussicht da wieder entfliehen, wieder in die Heimat zurückkehren zu können? Wenn man sie nicht außerdem wirklich dazu bestimmt hatte, irgendeinem heidnischen entsetzlichen Götzen als wohltuender Opferqualm in die Nase zu steigen, oder noch schlimmer, von ihren Herren nach ihrem Tod noch kritisiert zu werden, ob sie zähes oder mürbes Fleisch gehabt hätten.

Alle diese Gedanken aber, so interessant sie natürlich auch für die handelnden Personen dieses kleinen Dramas selber sein mussten, schwanden, wenigstens bei Fritz, in demselben Augenblick, als er das Deck betrat und sich fast dicht unter der palmbedeckten, vollbewaldeten herrlichen Küste der riesigen und so wunderschönen Insel Sumatra sah.

Die Prahü lag vor Anker. Kaum fünfhundert Schritte von ihnen entfernt stieg hoch und gewaltig ein steiler mächtiger Berghang empor, dessen weit aufdachende Halden in fast nebelgrauer Ferne zu einem hohen, wild zerrissenen öden Krater ausliefen, aus dessen gähnendem Schlund deutlich der aufsteigende dunkle Qualm am hellen Himmel zu erkennen war.

Aber galt auch sein erster Blick der wirklich großartigen Szenerie, die ihn umgab, so musste seine Aufmerksamkeit doch wohl bald der See und dem regen Leben, das darauf

herrschte, zugewandt werden, denn um sie her wogte und schwamm es von unzähligen kleinen und größeren Prahus und Kanus. Leichte Segelboote glitten dazwischen hin und her, Fruchtboote kamen vom Ufer herüber, schwer beladen, die Fahrzeuge wahrscheinlich wieder zu längerer Reise auszurüsten. Weit am Horizont draußen, so weit sein Blick reichte, sah Fritz einzelne kleine Schiffe, wie es schien als Wachen stationiert, falls sich ein fremdes Segel nähern oder der dunkle Rauch eines fernen Dampfers, ihres grimmigen Feindes, am Horizont sichtbar werden sollte.

Es ließ sich gar nicht verkennen, dass sie hier inmitten einer jener zahlreichen Seeräuberflotten ankerten, die bis auf den heutigen Tag und trotz allen dort kreuzenden und stationierten Kriegsschiffen und Dampfern, die inselreichen Wasser des Archipels durchziehen und die Küsten mit ihren wilden, raublustigen Horden brandschanzen und plündern. Eine Masse von Häuptlingen von den verschiedenen Küsten, die kein eigenes Land hatten, selbst arabische Oberhäupter mit den schon überdies den Krieg auf alle Inseln tragenden Malaien, bildeten sich zu kleinen Flotten, denen die Tausende und Abertausende versteckten Buchten und Straßen des Archipels Schutz gewährten, sobald sie dessen bedurften und von wo sie wieder mit frisch gesammelten Kräften und neuer Beutelust auszogen, sobald irgendeine ihnen drohende Gefahr vorüber oder der ihnen günstige Monsun eingetreten war.

Die Seeräuber hielten ihr Leben und Treiben nicht für unehrenhaft. Den alten Seekönigen gleich durchkreuzten einzelne große Piratenfürsten das Meer, nahmen Tribut, wo er gutwillig gegeben wurde, verwüsteten mit Feuer und Schwert, was sich ihnen widersetzte, und fegten die See



von allen friedlichen Fahrzeugen, die sie in ihren Bereich bringen konnten. Blutiger aber als irgendein Raubzug auf festem Land forderten von jeher und fordern selbst jetzt noch diese Raubschiffe weit mehr Menschenleben. Zu leicht ist ihnen auf dem Wasser die Gelegenheit geboten, ihre Opfer nicht allein für den Augenblick unschädlich zu machen, sondern sich selbst auch für spätere Zeiten lästige Gegenzeugen zu ersparen. Ein Wurf in die Tiefe scheint ihnen leichter Mord. Das Meer verwischt in demselben Augenblick die Spuren, wo der Mörder auf dem Land in dem vergossenen Blut, dem verscharrten Leichnam stets einen Ankläger gegen sich erstehen sehen kann, und des Piraten Prahus schießt mit geschwellten Segeln leicht über die Stelle hin, die Zeuge seines Frevels war und seine Opfer verschlang.

Die Piraten von Mindanao, einer der Philippinen, sind die berüchtigtsten, ihre Schiffe an jeder Küste fast gekannt und gefürchtet und ihre Taten bilden selbst jetzt noch den Stoff unzähliger Balladen und Gesänge über den ganzen Archipel. Ihre Fahrzeuge waren auch keineswegs nur dazu gebaut, indische Prahus zu belästigen und mit kleinen Fischerbooten Krieg zu führen, nein selbst europäischen Kauffahrern wurden sie gefährlich, überfielen, was ihnen in den Weg kam und sich nicht gar als ein Kriegsschiff auswies - ja haben sogar, selbst in neuerer Zeit, einmal ein amerikanisches Kriegsschiff angegriffen und ihm so zuge-setzt, dass der Kapitän der Masse auf ihn eindringender Prahus kaum noch erwehren konnte und froh war, endlich mit günstiger Brise einer so heißen Stelle entgehen zu können.

Die großen wirklichen Kriegsprahus sind sehr scharf vorn

sowohl wie hinten gebaut und breit auf dem Wasser liegend, aber von einer Länge, selbst bis zu neunzig Fuß, die das Fahrzeug dann doch schmal erscheinen lässt. In diesen Prahus haben sie sogar doppelte Reihen Ruderbänke mit bis zu hundert Sklaven, die aber nur im äußersten Notfall selber am Kampf teilnehmen. Für das Entern der Schiffe führen diese Boote besondere Krieger, aus ihren tapfersten Stämmen gewählt, dreißig, vierzig, ja bis sechzig und achtzig Mann.

Viele der Prahus oder Prauen, wie sie meist ausgesprochen werden, tragen aber auch ein förmliches Bollwerk auf dem, in diesem Fall vollkommen ausgebauten Brigg, das eine gewöhnliche nicht zu schwere Kanonenkugel gar nicht zu durchdringen vermag. Andere haben diesem Schutz eine eigene aber so zweckmäßige Form gegeben, dass die Kugeln nie voll dagegen schlagen können, sondern jedes Mal seitwärts abspringen müssen. Das aber nützt der Prah nur natürlich so lange, bis sie auf das feindliche Fahrzeug scharf anrudert oder segelt. Gegen die Seiten hin, wo besonders die langen Riemen freien Spielraum haben müssen, war es nicht möglich, das Fahrzeug kugelfest zu machen.

Außer einigen festliegenden Geschützstücken von vier bis sechs und sogar zwanzig Pfündern, von denen das letztere schwere Geschützstück jedoch meist vorn im Bug liegt und eine schmale Schießluke durch das Bollwerk hat, ist ihre Hauptangriffswaffe die Drehbasse, von denen sie größtenteils mehrere führen und die sie vortrefflich zu gebrauchen wissen. Diese Stücke sind gewöhnlich aus Messing und manche ausgezeichnet gearbeitet, viele aber auch mit den Gusszeichen europäischer Fabriken versehen, denn diese

Fahrzeuge plündern schon seit Jahrhunderten die Schiffe aller seefahrenden Nationen und haben sich wohl aus jedem Land Tribut verschafft.

Die wirklichen Kriegs-Prauen haben dabei gar keinen festen Mast, sondern nur eine Art von leicht aufzurichtendes und wieder niederzulassendes Gestell aus Bambus, an dem ein riesiges ganz über Bord hinausstehendes Segel gehisst werden kann, was mit günstigem Wind das Fahrzeug in gewaltiger Schnelle vorwärtstreibt. Ihre Bug und Heckbalken sind dabei meist mit flatternden kleineren Fahnen oder wehenden Streifen gebleichter Blätter der Palmetten-Palme geziert und bieten, mit den darauf gescharten schwer bewaffneten Kriegern, ein wildromantisches Bild.

Doch wir dürfen unsere Leidensgefährten nicht zu lang aus den Augen lassen. Diese sahen, wie nicht weit von ihnen entfernt eine andere, jedoch kleinere Prahua als die ihre gerade auf sie zuhielt und die Männer darauf an Bord zu kommen beabsichtigten. Zeichen wurden dabei zwischen den verschiedenen Mannschaften gewechselt. Die Malaien von Mindanao unterhielten sich sehr lebhaft miteinander und wie es auch schien über ihre Gefangenen. Aber die Sprache war diesen fremd, sie konnten kein Wort davon verstehen. Nachdem sie eine Weile aufmerksam, wenn auch vergebens, den fremden Lauten gelauscht, sanken sie getäuscht und missmutig in ihre alte Stellung zurück.

Nicht allen von ihnen war der Mindanao-Dialekt fremd - Xuning hatte, wie sich bald erwies, mehr davon verstanden, als einer ihrer jetzigen Herren ahnen mochte. Sich leise und wie zufällig in Fritz Wildaus Nähe dringend, flüsterte er diesem zu, dass man sie auf die eben ankommende Prahua schaffen, eine Strecke an der Küste hinauf zu einer An-

siedlung der Sumatra-Eingeborenen führen und dort wahrscheinlich verkaufen wolle.

Widerstand war hier jedoch ganz unmöglich. Man hatte sich allerdings nicht einmal die Mühe genommen, sie wieder zu binden, aber von einer wahren Vielzahl feindlicher Prahus umgeben, was hätten sie da gegen die Übermacht unternehmen wollen? Es blieb ihnen nichts übrig, als sich zu fügen und vielleicht einen günstigen Augenblick, der sich doch möglicherweise zeigen konnte, zu erfassen. Hatte man dann wirklich Böses mit ihnen im Sinn, so war sowohl Fritz als auch der Chinese fest entschlossen, sich nicht gutwillig zur Schlachtbank führen zu lassen.

Die kleinere Prahua kam jetzt tatsächlich längsseits. Taue wurden ausgeworfen, sie mit Bug- und Heckteil fest zu legen. Ein Tauschhandel ging, wie es schien, vor sich, den Wert der Gefangenen gegen eine Anzahl anderer Gegenstände, bei denen selbst Goldstaub vorkam, abzuwägen. Endlich war man einig geworden, nur über den Chinesen hatte man sich noch nicht verständigen können. Die Piraten forderten mehr, als die Sumatraleute geben wollten, denn ein Küstenfahrzeug schien diese Prahua zu sein und es wurde jetzt eine Art scherzhaften Handels über den armen Teufel getrieben, wobei der eine Häuptling mehrmals dessen Zopf in die Hand nahm, auf die Länge desselben aufmerksam machte und seine Leute jedes Mal in ein schallendes Gelächter ausbrachen. Xuning warf scheue Blicke dabei umher und es gefiel ihm gar nicht, dass ihn der eine Sumatra-Eingeborene an der Schulter fasste und seine Rippen und Arme befühlte. Xuning war ein fatter Bursche und er sowie Tji-kandi schienen die besten Preise gebracht zu haben. Endlich wurde man auch über ihn einig. Die Schiffbrü-

chigen mussten in die andere Prahú hinübersteigen und alle durften frei herumgehen, den Chinesen und Tji-kandi ausgenommen, die man in einen kleinen Verschlag steckte. Xuning seufzte nicht ganz ohne Grund seinem Leidensgefährten ins Ohr, er habe sehr starken Verdacht, dass man sie nur so absonderlich behandle, um sie noch etwas mehr zu mästen und später bei irgendeiner feierlichen Gelegenheit als außergewöhnlichen Staatsbraten zu verwenden. Tji-kandi stand der Angstschweiß auf der Stirn und er bat Allah inbrünstig diese festliche Gelegenheit nur noch wenigstens vier Wochen aufzuschieben, wo er dann jedenfalls vor Angst und Sorge so mager geworden sein würde, dass er weder gebraten noch gesotten werden könne.

Zu ihrem Erstaunen sahen sie übrigens, dass die Prahú keineswegs in der Nähe der Flotte an der Küste anlegen wollte, sie ging wieder in See, um von dem Süd-Ost nicht behindert zu werden, und schien einen Nordkurs beibehalten zu wollen, als gegen Abend ein Segel, das jedenfalls einem europäischen Schiff angehören musste, windwärts zu sichtbar wurde. Dem mochte aber die Prahú nicht in das Fahrwasser laufen, denn vor dem Wind fiel sie augenblicklich ab und ging der Küste wieder zu, bis das Segel, das seinen Kurs, wahrscheinlich gegen Singapur, beibehielt, nach wenigen Stunden schon wieder am Horizont verschwunden war.

So kam der Abend heran und Fritz hatte sich indessen, soviel das irgendwie ging, mit den Verhältnissen der Prahú, der Stärke der Mannschaft vertraut gemacht. Es waren schlanke und kräftige Burschen, diese Söhne des heißen Sumatra, und gut bewaffnet, jeder mit seinem Kris oder Dolch an der Seite, selbst bei den friedlichsten Beschäftigungen

des Tages. Der Hauptwaffenvorrat lag in der Kajüte. Sehr zustatten kam ihm eine Aufforderung des Kapitäns, dort hinabzukommen und ihm Rede und Antwort zu stehen, von woher sie gekommen, wohin sie bestimmt gewesen und was es für eine Bewandnis mit dem Schiffbruch gehabt hatte, von dem ihm der Mindanaoer erzählte. Fritz sprach aber selber noch zu wenig malaiisch, ihm das alles zu seiner Zufriedenheit auseinanderzusetzen und wurde bald darauf wieder mit barschen Worten an Deck geschickt, während Tji-kandi seine Stelle einnehmen und beinahe anderthalb Stunden dort erzählen musste.

Als Tji-kandi wieder an Deck und in seinen Verschlag gebracht war, suchte sich Fritz in seine Nähe zu stellen, um seine Ansichten über ihre mögliche Befreiung zu hören. Der Malaie war aber viel zu vorsichtig, um sich der Gefahr einer Entdeckung leichtsinnig auszusetzen und flüsterte nur Fritz schnell und versteckt zu, ihm, wenn es irgend angehe, ein Messer zu verschaffen, dass er sich bis zum Abend aus seinem Bambusverschlag herausarbeiten könne und bis dahin die Malaien zu einem Handstreich bereitzuhalten.

Es war ein schwieriger Auftrag. Alle Waffen, selbst die kleinsten Messer, hatte man ihnen abgenommen. Wurde er dabei ertappt, so konnte möglicherweise ihr ganzer Plan durch die größere Wachsamkeit der Feinde vereitelt werden. Außerdem brachte sie schon vielleicht der nächste Morgen wieder in den Bereich einer größeren Flotte, wo dann jeder Versuch, ihre Freiheit wieder zu erlangen, Wahnsinn gewesen wäre.

Glücklicherweise hielt sich die Brise frisch und man zwang sie nicht zum Rudern. Das kleine Fahrzeug glitt

rasch und leicht über die nur leise bewegte wogende See. Die Gefangenen blieben, außer eben den beiden, Xuning und Tji-kandi, ziemlich sich selber überlassen. So gelang es dem jungen Burschen denn auch endlich, dem Koch glücklich ein Messer aus seiner Kombüse zu entführen und dem Eingesperrten zuzustecken. Einer der Malaien, denen er gesagt hatte, was er beabsichtigte, tanzte indessen dicht vor der Kajüte einen ihrer japanischen Nationaltänze, die Aufmerksamkeit der mäßigen Seeleute auf sich zu lenken.

Der einbrechende Abend versammelte die ganze Mannschaft an Deck des kleinen Fahrzeugs, während zwischen Tji-kandi und einem der anderen Gefangenen ein Schlachtplan entworfen wurde, der ihnen an diesem Abend entweder Freiheit oder den Tod bringen sollte. Die Furcht, welche die Malaien überhaupt vor dem *Gefressen werden* und den vorhergehenden Präliminarien des Bratens oder Röstens hatten, diente nicht wenig dazu, ihren sonst gerade nicht übermäßigen Mut zu einem Kampf der Verzweiflung aufzustacheln.

\*\*\*

## *Zwanzigstes Kapitel*

Die Malaien führen einen Kriegstanz auf und beenden ihn  
passend - Die Landung

Zwei der javanischen Malaien waren vortreffliche Tänzer und fesselten die Aufmerksamkeit ihrer neuen Gebieter bald der Art, dass sich diese in dichtem Kreis um sie herum drängten und durch laute Ausrufe ihren Beifall zu erken-

nen gaben.

Der eine von den meinen, ein junger Bursche von kaum mehr als sechzehn Jahren, hatte sich mit Hilfe seines Sarongs und Kopftuch als Mädchen verkleidet, der andere, ein baumstarker muskulöser Geselle, von den *Tausend Inseln*, der eigentlich den Steuermann an Bord ihrer Prahue gemacht und einen gewissen Rang bekleidete, unterstützte ihn mit solch wilder Grazie und Kraft darin, dass der Jubel der Zuschauer kein Ende nehmen wollte. Sein Name war Pulo-Pulo, ebenfalls nach seinem Geburtsland, dem malaiischen Wort Pulo, Insel, so genannt.

Der Kapitän der Prahue verlangte endlich einen ihrer leichten Kriegstänze zu sehen, die, in den friedlichen Beschäftigungen Javas mehr und mehr in Vergessenheit gerieten. Der letzte Tänzer, dem Wunsch gern entsprechend, wählte sich nun drei andere, die stärksten seiner Gefährten aus, ihr Vaterland, wie er sagte, in den Augen der Bewohner von Sumatra würdig zu vertreten.

Hierzu aber größeren Raum beanspruchend, bildeten sie einen Kreis, soweit es das Deck erlaubte, und trennten durch dieses Manöver ihre Gefangenenwärter vollkommen, die auch nur Augen für den eben beginnenden Tanz hatten.

Paarweise traten sich die Malaien einander gegenüber. Zuerst, zu den Tönen einer kleinen, wunderbar geformten Trommel, die dem Koch der Prahue gehörte, führten sie das Vorspiel auf, das mit einem freundlichen Tanz begann, in dem dann anscheinend ein Zank ausbrach und zu einem förmlichen Kampfspiel ausarten sollte. Der junge, als Mädchen verkleidete Malaie bildete dazu den Mittelpunkt der tanzenden Gruppe, einer Art Pantomimen, in dem sich die



vier Tänzer als ebenso viele Liebhaber um sie bewarben, und endlich, während die wilde Schöne ihnen unter den Händen entschlüpfte, in wilder Eifersucht zwei gegen zwei den Kampf begannen.

Der Anfang wurde mit jener wohl kecken, aber doch natürlichen Grazie ausgeführt, die alle solche Nationaltänze, mögen ihre Bewegungen auch noch so wunderlich und anscheinend widernatürlich sein wie sie wollen, bezeichnet und charakteristisch macht. Die Tänzerin, jetzt als Bajadere gekleidet, mit blitzendem Goldschmuck in ihrem Haar, (ein Beutestück wahrscheinlich irgendeines glücklich ausgeführten Raubzuges, den ihm der Kapitän geborgt hatte) tanzte inmitten der vier Männer, bald mit diesem, bald mit jenem. Als sie den einen zu begünstigen schien, fuhren die anderen in drohenden Gebärden auf, als ob sie sich über ihn werfen wollten. Nie aber ließ es die verkleidete Maid dazu kommen, so rasch wechselte sie die flüchtig Begünstigten. Die Zuschauer jubelten in dem meisterhaft ausgeführten Übergang von Eifersucht zu Triumph und von Triumph zur getäuschten Hoffnung der Tanzenden.

Der Mond ging dabei auf und warf sein mildes Licht über die bunte, malerisch gruppierte Gruppe. Oben auf dem leichten Bambusdach der Hütte, die Strohzigarre im Mund, lag der Kapitän des kleinen Fahrzeugs, dem grad unter ihm wogenden Tanz zuschauend. Dicht vor ihm, dass er eben über ihre Köpfe wegsehen konnte, standen sechs oder sieben seiner Leute, während die übrigen, vielleicht zwölf oder sechzehn an der Zahl, den Ring der Tanzenden nach vorn zu einschlossen.

Fritz mit dem Letzten seiner Kameraden, befand sich unter den Zuschauern und nur der Steuernde war von dem

Genuss des Schauspiels ausgeschlossen. Ihr Kurs lag wieder nach Nord zu Ost gerade am Land hinauf und so nahe zu demselben, als sie es, eines möglicherweise wieder einsetzenden Wetters wegen, wagen durften.

Nichtsdestoweniger konnten sie, selbst bei dem Mondlicht, die dunkle Küste in Lee deutlich erkennen, die sich wie ein langer dunkler Damm westlich von ihnen hinzog.

Der Tanz wurde wilder und lebendiger, Pulo-Pulo rief einem der Sumatra-Leute zu, ihnen jetzt zwei Handspeichen und zwei Lanzen zu geben, die verschiedenen Parteien vorzustellen. Fast alle beeilten sich, ihm zu willfahren. Wenige Minuten später standen sich die vier Malaien zum Kriegstanz gegenüber, den sie mit geschwungenen Waffen bald rechts, bald links hinüber neigend, als ob sie dem Feind eine Blässe abzugewinnen suchten, begannen. Noch stand das verkleidete Mädchen in ihrer Mitte und schien ängstlich, unter dem Beifallsruf der Umstehenden, den drohenden Waffen beider Teile auszuweichen. Immer wilder drängten sich die Paare, immer lebendiger, immer heftiger wurden ihre Gebärden, als Pulo-Pulo dicht an ihm vorüberstrich und einige Worte in sein Ohr flüsterte.

Wie unter den Händen glitt sie ihm fort und zwischen die Zuschauer hinein, die ihr lachend Raum gaben. In demselben Moment aber riss der junge Bursche, sich plötzlich hoch empor richtend, einem der ihm nächst Stehenden den Kris aus dem Gürtel und stieß ihn dem laut Aufschreienden in die Seite, während der Kapitän selber durch einen Schlag Pulo-Pulos mit einer Handspeiche auf die Stirn getroffen, leblos zusammenbrach und den Kopf vorn über Deck herunterhängen ließ.

Der Augenblick war für die bisherigen Eigentümer der

Prahu verderblich. Ehe sie nur recht begriffen, um was es sich hier handle und wie aus dem Spiel ihrer Sklaven so plötzlicher und furchtbarer Ernst geworden, schmetterten die schweren Handspeichen Pulo-Pulos und seines Gefährten auf ihre Schädel nieder und tranken die selbst gelieferten Lanzen ihr warmes Herzblut. Drei entkamen glücklich auf das Hinterdeck, wo sich ihnen der Steuermann anschloss, ein anderer Teil suchte sich nach vorn zu retten. Dort warf sich ihnen aber Tji-kandi und Xuning, die ebenfalls ein paar Lanzen gefunden hatten, entgegen und zerstreuten die von dem Angriff förmlich Betäubten, die gar nicht mehr zu wissen schienen, wie wenig Feinde ihnen eigentlich gegenüberstanden.

Fritz selber hatte tätigen Anteil an dem Kampf genommen, denn einem der zuerst Gefallenen den Kris entreißend, warf er sich keck gegen einen riesigen Sumatra-Krieger an, der eben einen sicher tödlich gewesenen Stoß nach Pulo-Pulo führen wollte. Seine Waffe fuhr ihm unter dem gehobenen Arm in die Brust und der Mann sank tot zu Boden. Dann aber, wohl wissend, wie nötig es sei, sich den Besitz der Kajüte, wo der ganze Waffenvorrat lag, zu sichern, sprang er die leichte Bambusleiter nieder und kam eben, in Zeit den Feind abzuhalten, durch die hinten angebrachten Fenster oder Luken von außen einzusteigen. Die drei Flüchtigen nämlich, denen sich der Steuernde anschloss, sahen kaum, wie die Sache an Deck stand, als ihr nächster Gedanke natürlich war, die Kajüte zu gewinnen und dort, mit den Feuerwaffen in ihrer Gewalt, den Sieg bald auf ihre Seite zu lenken, denn bis jetzt war noch nicht ein einziger Schuss gefallen. Kaum gewahrte aber Fritz, wie der Körper des Ersten die rechte Luke verdunkelte, als er

eine der an die Wand angestellten Lanzen ergriff und den Gegner damit durchstieß. Ein Sturz ins Wasser kündete ihm gleich darauf seinen Sieg an. Aber nicht lange Zeit blieb ihm, sich dessen zu freuen, denn in demselben Moment warf sich ein anderer Sumatraner in die linke Luke und suchte dort den Eingang, wenn gleich vergeblich, gegen die wieder mit tödlicher Sicherheit geführte Lanze zu gewinnen, während eine andere dunkle Gestalt durch die rechte Luke sprang und dem jungen Mann jedenfalls verderblich geworden wäre, hätten nicht Tji-kandi und Xuning ebenso gut um die Wichtigkeit dieses Platzes gewusst, und den Ort gerade zu rechter Zeit erreicht, den jungen Europäer vor dem wütenden Sumatranen zu schützen und diesen unschädlich zu machen. Von den Lanzenstichen der beiden durchbohrt, wurden die letzten zwei Feinde zurückgeworfen. Die dort befestigten Gewehre von der Wand reißend, sprangen die drei wieder zurück an Deck, den jetzt dort tobenden Kampf zu entscheiden.

Sie waren kaum mehr nötig - die Überraschung schien so vollkommen gewesen zu sein, dass die Sumatraner, gleich mit dem ersten Schlag ihres Führers beraubt, schon gar nicht mehr an den Sieg, sondern nur noch daran dachten, ihr eigenes Leben zu retten.

Nur noch zwei von der Mannschaft hatten sich oben in den kleinen Mast oder die Stütze geflüchtet, an der das breite Mattensegel aufgehisst wurde, und verteidigten sich hier in Verzweiflung mit ihren Kris gegen die Feinde, die sie mit den Lanzen aus ihrer Höhe herunterzustoßen suchten.

Tji-kandi und Xuning liefen rasch mit ihren Gewehren auf sie zu. Fritz merkte aber kaum, was sie beabsichtigten,

als er sich ihnen in den Weg warf und sie bat, das Leben der beiden Unglücklichen zu schonen.

»Lasst sie leben!«, rief er und drückte die Läufe der Waffen runter, die sie schon toddrohend auf ihre Opfer richteten, »sie können uns ja nichts mehr schaden.«

»Aber uns verraten!«, schrie der riesige Pulo-Pulo, der von Blut und Schweiß bedeckt in grimmiger Wut hinzu sprang und den jungen Mann beiseite warf.

»Nieder mit ihnen«, donnerte er zugleich den beiden Gewehrträgern zu. Die dritte Schusswaffe selber den Händen des Deutschen entreißend, krachten die drei Schüsse fast zu gleicher Zeit, von denen die Unglücklichen schwer getroffen aus ihrer Höhe niederstürzten und von den unten harrenden Malaien ohne Weiteres über Bord geworfen wurden.

Sie waren frei, wenn auch durch vieles, vieles Blut erkaufte. So musste die Überraschung der sich vollkommen sicher fühlenden Sumatraner gewesen sein, dass von den Malaien nur zwei geblieben und drei leicht verwundet waren. Zu den Getöteten gehörte der junge Bursche, der die Rolle des Mädchens in dem Tanz übernommen und den ersten Stoß in das Herz eines Gegners geführt hatte. Er lag, mit einer breiten Wunde in der Brust und den Goldschmuck noch im Haar, an Deck. Die Freunde hatten sich um ihn geschart, um zu sehen, ob alles Leben in ihm entflohen sei, als plötzlich ein gewaltiger Stoß das ganze Fahrzeug bis in seinen Kiel hinab erschütterte und die Malaien jetzt, alles andere vergessend, ihre Aufmerksamkeit dem Fahrzeug selber zu lenkten.

Solange der Kampf währte, war dieses total vernachlässigt, mit nicht einmal einem Mann am Steuer, von der wie-

der frischer einsetzenden Brise mehr und mehr der in Lee liegenden Küste zugetrieben worden und nun auf irgendeine Korallen- oder Felsbank gestoßen, von der es übrigens nach wenigen Minuten heftigen Stampfens wieder frei und in tieferes Wasser kam. Die Malaien, so schwach sie sich an Mannschaft befanden, gingen nun ernstlich daran, ihr neugewonnenes Fahrzeug in guten Stand zu setzen und unter Segel zu bringen. Fritz trat ans Steuer und die übrigen brassten das große Mattensegel scharf an den Wind, von der Küste wegzukommen.

Sie wollten geradeaus in See halten, das Fahrwasser der zwischen Java und Singapur laufenden Schiffe zu erreichen, um nicht wieder in die Hände der Piraten zu fallen und vielleicht auch des Besitzes der Prahü halber noch zur Rechenschaft gezogen zu werden.

Das schlanke Fahrzeug selber brachten sie auch bald über den andern Bug. Tji-kandi aber, dem das Auffahren nicht gefallen hatte, kletterte in den unteren Raum hinunter und fand dort bald seinen schlimmsten Verdacht bestätigt. Mehr als drei Fuß Wasser stand schon dort. Als er auch augenblicklich wieder nach oben sprang und die Mannschaft zum Ausschöpfen rief, sahen sie doch bald, dass sie nicht imstande sein würden, die stark beschädigte Prahü lange mehr über Wasser zu halten. Keineswegs durften sie es wagen, weiter damit in See hinaus zu gehen, wo das Auffinden eines Schiffes doch immer zu ungewiss blieb. Den Bug wieder dem Festland zukehrend, blieb jetzt nur noch ihre einzige Hoffnung dieses, zum zweiten Mal schiffbrüchig, zu erreichen, ehe die lecke Prahü unter ihnen sinken würde.

Der Wind war ihnen glücklicherweise günstig genug da-

zu. Vor einer scharfen Brise segelten sie die Küste rasch an. Trotz unausgesetztem Schöpfen wurde das Fahrzeug aber auch immer schwerfälliger und ging tiefer und tiefer im Wasser. Als sie endlich den dunklen Streifen Land so dicht vor sich sahen, dass sie die ausgezackten Umrisse des Waldes auf den nächsten Hängen schon erkennen konnten, war es zu ihrem Heil, dass der Bug der Prahú plötzlich scharf und voll auf eine Sandbank lief, breit vor dem Wind abschwenkte, dann nach Lee zu, überkippte und liegen blieb, während sowohl das leichte Material, aus dem ihr oberer Teil bestand, als auch die hier, wie es schien, ziemlich steil auflaufende Sandbarriere es verhinderten, dass sie vollständig sanken.

Ihre Entfernung zur Küste konnte nur unbedeutend sein. Vor Tag ließ sich aber dennoch nichts unternehmen. Sie brauchten auch nicht zu fürchten, dass sie wieder flott werden würden. Der Schiffsrumpf hatte sich nicht allein zu vollgesogen, sondern sie fanden auch bald, dass die Ebbe gegen Morgen eintrat, die sie ja noch mehr auf den festen Grund und Boden aufsetzen musste. Ihr Leben war ihnen also, was das Meer betraf, gesichert. Ihre einzige Sorge musste es jetzt sein, soviel wie möglich von den an Bord befindlichen Vorräten an Land zu retten, wo sie freilich nicht wussten, wie sie von den Bewohnern der Küste empfangen und aufgenommen werden würden.

So brach endlich langsam der Tag an, als sich die düsteren Nebelschleier, die besonders in der letzten Stunde vor Morgen auf dem Wasser gelegen hatten, allmählich lichten. Es breitete sich nur wenige hundert Schritte von ihnen die dicht bewaldete, freundliche Küste aus und schien ihnen die Arme entgegen zu strecken, sie zu empfangen,

denn gerade in eine kleine sandige Bucht waren sie eingetrieben, in der das Wasser nun so bedeutend fiel, dass sie mit Sonnenaufgang ans Ufer waten konnten.

Diese Zeit wurde denn auch rasch genug von ihnen benutzt. Nach kurzem Kriegsrat bewaffneten sich alle vollständig und traten, noch außerdem mit Mundvorrat beladen, so viel wie sie tragen konnten, den Weg zum Land an, dem sie sich jedoch noch immer vorsichtig näherten, da sie keineswegs wissen konnten, ob ihnen nicht irgendein Feind die Landung streitig machen werde, oder ein Hinterhalt ihr Leben bedrohte, sobald sie den Fuß auf festen Grund und Boden gesetzt hätten.

Dem schien aber nicht so zu sein. Kein Feind ließ sich sehen. Überhaupt war nirgends an der Küste selbst nur Rauch zu erkennen, da wahrscheinlich gerade an dieser Stelle die Versandung des Ufers die Eingeborenen abgehalten hatte, sich niederzulassen. Nicht angegriffen und belästigt betraten sie nach kurzem Marsch den Strand.

Dadurch kühn gemacht und als sie alles, was sie an das Ufer gebracht, in Sicherheit wussten, beschlossen sie noch einmal zu dem Wrack zurück zu kehren, eine zweite Ladung zu retten. Ihre Waffen versteckten sie in den Büschen und landeten so im Laufe des Vormittags fast alle Gewehre mit einer bedeutenden Menge an Munition und Reis, genug, um wenigstens einen Monat ihr Leben fristen zu können.

Die wieder eintretende Flut unterbrach erst ihre Arbeit, denn das Wasser wurde zu tief und an Bord befand sich kein Kanu, um damit die Verbindung zum Wrack zu unterhalten.

Was aber jetzt tun? Einen Stamm der Eingeborenen auf-



suchen und sich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben oder in bewaffnetem Zug die Küste hinauf oder hinab streifen, irgendeinen Hafenplatz zu erreichen und ein europäisches Schiff oder einen friedlichen arabischen Kauffahrer anzutreffen? Es blieb beides gleich gefahrvoll. Pulo-Pulo, der die Bewohner dieser Küste zu kennen schien, erklärte ihnen einfach, er wisse keinen besseren Rat als sich hier, gerade an dieser Stelle, die von den Eingeborenen nicht sehr besucht zu sein scheine, ein kleines festes Lager aufzubauen, das sie in kurzer Zeit herstellen könnten und dann daran zu gehen, ein kleines Boot oder Kanu auszuhauen, wozu sie ebenfalls keine Woche brauchen würden, da sie die Werkzeuge in der nächsten Ebbe noch von dem Wrack holen könnten. Dann aber blieb ihnen nichts anderes übrig, als so rasch wie möglich gerade in See hinaus zu halten, das Fahrwasser der europäischen Schiffe, von denen sie in diesem Monsun manche antreffen würden, zu erreichen oder wenigstens aus dem Bereich der Sumatraner zu kommen, von denen er sich bösen Empfang und noch schlimmere Behandlung zu versprechen schien.

Nach langem Hin- und Herdebattieren fand es sich endlich, dass Pulo-Pulos Rat allerdings der beste sei. Um die Zeit der Flut so gut wie möglich zu benutzen, gingen sie jetzt rasch daran, einen günstigen Platz für ihr Lager zu finden, in dessen Nähe aber auch ein paar passende Bäume stehen mussten, um ein Doppelkanu auszuarbeiten und ohne der Gefahr preisgegeben zu sein, bei ihrer Arbeit vielleicht von einem feindlichen Stamm überfallen und von ihrem Lager abgeschnitten zu werden.

Beides fanden sie übrigens gar nicht weit von dort entfernt an dem Ufer eines kleinen Bachs, der gerade da, wo

sich das flache angeschwemmte Land an den nächsten schräg aufsteigenden Hügel anschloss, durch ein wildes Dickicht von herrlichen Fruchtbäumen und Palmen hervor rieselte. Hier standen auch mehrere für ihren Zweck geeignete Bäume, die sie fällen und selbst zu ihrem Lager benutzen konnten. Mit Ungeduld erwarteten sie jetzt die nächste Ebbe. Alles, was sie zu der Durchführung ihres Planes noch brauchten, herüber zu holen, dann ohne Weiteres ihre Arbeit zu beginnen.

Glücklicherweise blieb das Wetter ruhig und schon vor vollkommen niedrigem Wasserstand an Bord schwimmend, machten sie sich eifrig daran, ein kleines Floß aus dem oberen Teil des Bambuswerks zu bauen, auf das sie alles was sie noch mitnehmen wollten, zu gleicher Zeit schafften und es dann mit Leichtigkeit zum Ufer schieben konnten.

Hier entschied sich auch Fritz dafür, dass sie die kleine, vorn am Bug der Prahü befestigte Drehbasse mitführen sollten, die ihnen vielleicht noch gewaltig gute Dienste leisten könnte. Obgleich selbst Pulo-Pulo, der jetzt den Oberbefehl übernommen hatte, nicht recht Lust dazu zu haben schien, gab er es doch endlich zu und ließ sie mit der nötigen Munition auf das Floß schaffen, dem sie dann aber auch nicht das Geringste mehr aufladen konnten. Nichts desto weniger brachten sie dasselbe an Land und kehrten dann noch einmal an Bord zurück. Dabei war es aber schon so spät geworden, dass das Wasser wieder zu steigen begann, ehe sie nur das Wrack zum zweiten Male erreichten. Indessen konnten sie ihr kleines Floß ruhig beladen und es dann schwimmend zum Ufer treiben, was sie auch noch vor Abend ins Werk setzten.

Höchste Zeit war es gewesen, denn noch vor Mitternacht nahm der Wind wieder an Stärke zu. Über die See brauste es in wilder furchtbarer Gewalt, die aufgerüttelten Wogen stürmten heran in unwiderstehlicher Macht und schleuderten den spritzenden Schaum über den seichten Strand oft bis hoch in die Kronen der Kokospalmen hinein, dass die klare salzige Flut an den schlanken Stämmen hernieder rann.

Für die Schiffbrüchigen war es insofern ein Glück, als das Wrack draußen schon bei dem ersten Anprall des Wetters in Splitter zerschmetterte und diese in die Mangrove- und anderen Uferbüsche hinein gespült wurden. Ihre Entdeckung durch das Wrack war deshalb total unmöglich gemacht worden. Mit Waffen und Proviant in Sicherheit, begannen sie am anderen Morgen mit vereinten Kräften das Lager anzufangen und zu befestigen.

Zuerst fällten sie vor allen Dingen die beiden nur wenige Schritte voneinander entfernt stehenden Bäume, die sie zu ihren Kanus benutzen wollten und begannen dann um diese herum die Umzäunung des Lagers, wodurch sie die Stämme, an denen sie arbeiten mussten, in den inneren Raum der Einfriedigung bekamen. Dann lichteten sie den Wald soweit ihnen das möglich war, um nicht so leicht von irgendeinem feindlichen Angriff überrascht zu werden, und stellten aus den dadurch gewonnenen Stämmen eine Art von Palisadenzaun her, hinter dem sie vollkommen ruhig, selbst den Angriff einer ihnen an Zahl weit überlegenen Macht abwarten konnten. Der innere Raum war dabei absichtlich so beschränkt gelassen worden, wie nur irgend möglich, damit sie nicht eine zu weit gestreckte Umzäunung zu verteidigen hatten, der kleine Bach mit hineinge-

zogen, um wenigstens keinen Wassermangel zu leiden, im Falle sie eingeschlossen werden sollten.

Nachdem für alles gesorgt und die Drehbasse auf einem roh zusammengenagelten Gestell zum augenblicklichen Gebrauch fertig war, gingen sie dann auch daran, eine kleine Hütte für sich zu bauen, die sie mit Bananen- und Pandanusblättern deckten und wandten den nächsten Tag dazu an, einen Vorrat von allen möglichen Früchten, die in der Nachbarschaft wuchsen, einzusammeln und zu speichern.

\*\*\*

## *Einundzwanzigstes Kapitel*

Wie die Schiffbrüchigen von einem Eingeborenen überrascht wurden, mit dem sie nicht gerechnet hatten

Es liegt ein eigener Zauber in einer tropischen Landschaft, wie unsere heimischen Birken und Eichen den Charakter der nordischen Vegetation vertreten, das dunkle Nadelholz dabei seine düsteren Schatten über die weiten Hänge der Gebirge wirft, so bilden Palmen und Waringhi den der heißen Zone, die breitblättrigen Bananen oder Pisangs mit den zähen Schlinggewächsen und breiten glänzenden saftigen Blättern der ganzen übrigen Vegetation, künden schon in ihrem eigenen zitternden Rauschen die fremde wunderbare Welt und füllen das schlagende Herz des Nordländers mit einem geheimnisvollen, heiligen Schauer und tiefer Ehrfurcht.

Die Malaien freilich betrachteten die sie umgebende Szene-

rie mit möglichster Gleichgültigkeit. Es war etwas, das sie in ihrem Vaterland täglich um sich sahen, sie fanden nicht das geringste Außergewöhnliche darin.

Fritz dagegen, obgleich ebenfalls in dem wunderschönen Java umhergestreift, hatte den Wald noch nie in so wilder großartiger Schönheit gesehen und schwelgte in dem Genuss dieser Pracht. Auf ihrem neuen Lagerplatz hatten die Klewangs der Malaien im Unterholz, ihre Äxte und Beile zwischen den Stämmen arge Verwüstung angerichtet. Kaum fünfzehn Schritt davon entfernt umlagerte sie aber die Wildnis in all ihrer Pracht und Gewaltigkeit. Das dichte Unterholz von wildem Kaffee und unzähliger anderer Blüten- und Fruchtbäume ruhte wie ein grünes Meer auf dem Hügelhang, von dem hoch empor die schlanken Stämme der Kokos-, Aren-, Kohl- und Areka-Palmen stiegen. Dazwischen rieselte der kleine lebendige Bach über buntes, glitzerndes Gestein und Geröll. Die Sonne konnte im wirklichen Wald nur hier und da ein sehr kleines Plätzchen finden, sich hindurch zu stehlen und nach ihren Kindern, den da unten froh und duftig keimenden Blumen zu sehen. Diese streckten doch alle die Köpfchen nach ihr empor, hätten sie so gern zu sich herabgezogen durch die eng verschlungenen neidischen Zweige.

Nur ein einziger Baum war mitten in ihrem Lager stehen geblieben, eine prachtvolle Akazienart, die eine feuerrote Beere, die *saga hayve* trägt. Weit und schattig streckte der seine Arme über den kleinen Raum aus, den armen Schiffbrüchigen Schatten zu gönnen gegen den heißen Sonnenstrahl, der sonst hier in der einzelnen Lichtung intensiv nachgeholt hätte, was ihm auf dem dicht bewaldeten Nachbargrund verweigert wurde.

Aus den federartigen Blättern der Kokospalme wussten die Malaien vortreffliche Körbe zu flechten, wozu sich die einzelnen Blattstreifen außerordentlich gut eignete. Mit diesen waren sie schon den ganzen Tag beschäftigt gewesen, überreife Mangistan und Yambos, Ramboutan, Nankas und besonders einen Vorrat an Kokosnüssen für ihre kleine Festung einzusammeln. Xuning, der hier wieder das Amt eines Kochs verwaltete, hatte dazu eine kleine Art Keller oder mehr ein Loch in der Erde auswerfen lassen, sie frischer zu halten. Fritz erbot sich, während die anderen Früchte sammelten, den Versuch zu machen, in den Wald einzudringen und vielleicht ein Stück Wild zu schießen, damit sie auch wieder einmal Frischfleisch, nach dem sie sich alle sehnten, zu ihrer Mahlzeit bekämen.

Das widerriet ihm aber vor allen Tji-kandi und wollte ihn unter keiner Bedingung gehen lassen, da er nicht die Gefahren kenne, die ihm in solcher Wildnis allein drohen würden. Als er jedoch sah, dass der junge Trotzkopf auf seinem einmal gefassten Entschluss bestand, verlangte er wenigstens ihn zu begleiten. Aber auch das gab Fritz nicht zu. Ein Mann machte schon Geräusch genug in dem Dickicht, an irgendetwas heranschleichen zu können. Und zwei würden und mussten deshalb jeden Erfolg vereiteln.

Sein Gewehr also schulternd und eines der gewöhnlichen langen Messer an der Seite verließ er gegen Abend das Lager, hielt sich nur noch kurze Zeit neben Pulo-Pulo und einem anderen Malaien auf, von denen der Erste eine Kokospalme erstiegen hatte, um die reifsten Nüsse niederzuwerfen, der andere einen jungen Mangisianbaum schüttelte und die niederregnenden herrlichen Früchte auffas.

Noch stand er und plauderte mit ihnen, als er im Busch

drin, gar nicht weit von ihnen entfernt, ein Geräusch zu hören glaubte. Er horchte, aber es war alles wieder ruhig. Der neben ihm stehende Malaie wollte gar nichts gehört haben, hielt aber doch kurze Zeit mit Schütteln ein, ob das Geräusch vielleicht erneut zu hören wäre.

Es war alles totenstill, Fritz schlich sich in die Richtung hin ins Gebüsch, dort vielleicht irgendein scheues Wild anzutreffen, das der Laut der menschlichen Stimme aus ihrer Nachbarschaft vertrieben.

Der Wald war aber gerade nach dieser Seite hin so entsetzlich verwachsen, dass der junge Deutsche, wenn er nicht zu viel Lärm mit Hacken und Brechen in den Zweigen machen wollte, nur Fuß für Fuß vorwärts rücken konnte.

Umsonst versuchte er dabei irgendeine Fährte in dem alldings weichen Boden zu entdecken, der solcher Art von Laub und Moos überzogen war, dass ein gerade nicht besonders geübtes Auge wohl die Eindrücke irgendeines größeren Tieres darauf unterscheiden, aber keinesfalls bestimmen konnte, welcher Gattung es angehöre.

Einzelne Büsche waren hier niedergetreten. Das Moos am Fuß eines breitästigen Dadap verriet deutlich die eben eingedrückte Fährte irgendeines großen Tieres, zu der sich Fritz gerade niederbog, um sie vielleicht erkennen zu können, als ein gellender Schrei von dort, woher er eben gekommen war, zu ihm herübertönte und ihn rasch emporfahren ließ. Der Schrei wurde dabei gleich darauf durch einen anderen, wie aus der Luft kommend, beantwortet. Der junge Mann floh so rasch es ihm das Dickicht erlaubte der Stelle wieder zu, wo jedenfalls etwas Entsetzliches passiert sein musste.

Er sollte nicht lange darüber in Zweifel bleiben. Als er den Platz erreichte, wo die schon fast gefüllten Fruchtkörbe standen, sah er noch, wie ein ungeheurer Tiger mit dem einen Malaien im Rachen, aber so wenig behindert, als ob er ein Kind trüge, in ein Dickicht wilder Kaffeebüsche hineinsprang. Wenn er auch im Nu das Gewehr an die Wange riss, durfte er doch nicht wagen zu schießen, aus Furcht eben so leicht den Mann als den Tiger zu treffen.

»Matjan!«, schrie dabei Pulo-Pulo, während er so rasch er konnte an der Kokospalme niederglitt, »matjan – schieß ihn – schieß ihn!«

Fritz bedurfte aber keiner Anreizung weiter. Das Gewehr im Anschlag sprang er keck und unverzagt wenige Sekunden später in die Öffnung hinein, durch welche die Bestie mit ihrem Opfer verschwunden war. Deutlich konnte er noch dicht vor sich die Büsche brechen und rauschen hören. Der Tiger, obgleich die Stärke dieses Tieres wirklich außerordentlich ist, denn die gewaltigen Tatzen scheinen in der Tat nur aus Muskeln und Sehnen zu bestehen, war aber, durch das Dickicht aufgehalten, nicht imstande, so rasch mit seiner Beute zu entfliehen, dass Fritz nicht wieder in Schussnähe gekommen wäre. Entschlossen, wenigstens einen Versuch zu wagen, riss er die Flinte an die Wange und drückte gerade auf den Körper des Tieres, als sich dieses zu neuem Sprung hob, ab.

Der Tiger, so furchtbar er in seinem Temperament, wenn zur Wut oder durch Hunger gereizt, auch wohl sein mag, ist doch ein feiges Tier, das sich, wenn irgendwie möglich, dem Blick des Menschen scheu entzieht und nur aus sicherem Hinterhalt einen Sprung auf hohe Beute wagt. Es gibt überhaupt in der Natur, den Hai vielleicht ausgenommen,



kein einziges wildes Tier, das nicht fast stets dem Menschen ausweicht, mögen noch so viel Märchen über Löwen und Tiger, über Bären, Panther, Schlangen, Krokodile und andere schreckliche Bestien erzählt werden. Solche Erzählungen sind meist übertrieben, wenn nicht oft ganz erdichtet, denn jeder Reisende, mag er sonst auch nicht einmal gewusst haben, eine Flinte auch nur abzudrücken, viel weniger damit auf die Jagd zu gehen, will auch gern, wenn er überhaupt in einem solchen Land gewesen ist, wo ihm die Bewohner gesagt haben, dass es dann und wann wilde Tiere gäbe, ein Abenteuer damit erlebt haben und muss natürlich wenigstens eine schreckliche Geschichte darüber erzählen, wo er mit genauer Not und nur durch seine Geistesgegenwart irgendeiner furchtbaren Gefahr entgangen.

Wie selten begegnet der wirkliche Jäger, der den Tag über im Wald und Dickicht umherstreift und die Nacht darin schläft, einem wilden Raubtier! Den Hirsch mag er belauern, der ruhig äsend durch den Wald zieht, aber der scheue Wolf, der Panther in den nordischen Wäldern, Tiger und Löwe in den südlichen, sind selbst zu viel auf der Jagd, horchen dem geringsten Geräusch eines brechenden Zweiges, ja eines fallenden Blattes. Ist es dann der Mensch, den sie kommen hören, den sie nicht zu ihrer Beute rechnen, dann ziehen sie sich scheu und rasch zurück in ihr Versteck oder fliehen die Gegend, in der ihr Erbfeind weilt.

Ebenso ist das Märchen von der Klapperschlange entstanden, die ihre Beute durch den Blick bezaubern und dann verschlingen soll. Wie man da fabelt, halte den Vogel, der einmal ihrem fest auf ihn gerichteten Blick begegnet, eine geheimnisvolle Gewalt auf seine Stelle, der er vergebens zu entrinnen suche. Die Schlange brauche nur ihr Auge auf

ihm zu halten und dann langsam zu ihm zu kriechen und zuzulangen. Die Klapperschlange müsste aber jedenfalls verhungern, wenn sie auf diese Kraft ihres Auges allein angewiesen wäre, denn es lebt niemand, der das selber mit angesehen, während Hunderte von Jägern schon oft das schlaue Reptil beobachtet haben, wie es geräuschlos im Gras dahingleitet und plötzlich, von der richtigen Entfernung aus, auf seine, keinen Feind ahnende Beute loschießt. Vor dem Menschen flieht sie wie jede andere Schlange. Nur überrascht von dem schnell daher Schreitendem richtet sie sich empor und lässt die warnende Klapper, mehr bei ihr ein Zeichen der Angst als des Zorns, ertönen.

Selbst in das Pflanzenreich hat man solche entsetzliche Sagen getragen, wie man früher von dem javanischen Upas oder Giftbaum behauptete, dass seine Ausdünstung so furchtbar wäre, den Vogel zu töten, der über ihn hinfliegt, während der Baum doch kaum mehr Gift hält als der Schierling, nur in seinem Saft dem Blut tödliche Wirkung birgt. Wir Menschen lieben aber nun einmal das Wunderbare, Außergewöhnliche. Wenn uns etwas erzählt wird, wo unsere eigene Phantasie den geringsten Halt daran bekommt, da schmücken wir es uns rasch noch weiter aus und reden uns das dann so lange vor, bis wir es selber glauben.

Der Tiger, das wildeste blutdurstigste Raubtier der Welt, macht keine Ausnahme von dieser Regel. Ja, wo er aus dem Hinterhalt vorspringen kann auf sein Opfer, schlägt er die furchtbaren Krallen und Fänge ein in die Beute und flieht in wilden Sprüngen in sein Dickicht. Ebenso leicht aber auch wieder eingeschüchtert, lässt er sich dieselbe nicht selten durch das kecke Dazwischenspringen eines Einzelnen

wieder entreißen. Hört er den Jäger durch Laub und Zweige brechen, schleicht und kriecht er eingedrückt, an den Boden geschmiegt im hohen Gras oder dichten Busch einem sicheren Schlupfwinkel feige zu.

Ebenso flieht der Elefant, das Rhinoceros, der graue Bär der Felsengebirge, das riesigste aller Raubtiere. Nur manchmal gereizt oder übler Laune vergisst ein einzelnes Tier die sonstige Furcht. Dann aber wehe dem Unglücklichen, der seine Fährten kreuzt, denn traf die Kugel nicht gleich im Anfang den totlachen Fleck, einerlei wie verderblich sie später nachwirken werde. Das verwundete oder auch nur gereizte Tier fühlt dann keinen Schmerz, kennt dann keine Gefahr und wirft sich in wilder Wut auf seinen Gegner, den es zerreißt oder unter die Füße tritt und zerstampft.

Fritz kannte aber diese Gefahr gar nicht, oder wenn er sie kannte, achtete er ihrer nicht, denn mit dem abgeschossenen Gewehr selbst, ohne sich auch nur Zeit zu nehmen wieder zu laden, allein von dem Gedanken beseelt den Unglücklichen zu retten, riss er den Klewang, den er wie die Eingeborenen trug, aus der Scheide und sprang mit lautem Aufschrei gegen den Feind an. Der Tiger aber, dem das schon viel zu viel Lärm um seine Beute schien, ließ diese fallen und glitt mit eingezogenem Schwanz in ein Dickicht dorniger Rattans, in das ihm Fritz selbst nicht hätte folgen können. Wenn er es auch gewollt hätte, so dicht und verworren schlangen sich die dornigen Ranken durch die Zweige und um Stamm und Busch. Aber es fiel ihm auch nicht ein, hinter dem Tiger drein zu springen, wo er den unglücklichen Schiffskameraden zu seinen Füßen liegen sah. Gewehr und Klewang fallen lassend, versuchte er den

armen Teufel von Malaien, der über und über mit Blut bedeckt war, ins Leben zurückzurufen.

Es war umsonst. Die Bestie hatte mit nur zu sicherem Griff gleich beim ersten Ansprung seine Kehle erfaßt gehabt und durchgebissen, und das Leben war schon lange entflohen. Selbst die Wunde in der Seite, wo ihn der Tiger auf der Flucht gepackt gehalten, wäre hinreichend gewesen, ihn zu töten.

Pulo-Pulo war indessen auch von der Palme heruntergekommen, von der er den Überfall des wilden Tieres wohl gesehen, aber nicht hatte helfen können. Von seinem Hilferuf angelockt, eilte jetzt auch noch Xuning herbei, der sich in der Nähe Sirihblätter zum Kauen suchte und nicht wenig über die Gefahr bestürzt schien, der er ebenfalls ausgesetzt gewesen.

»Mati – tot!«, sagte der Malaie eintönig und wandte sich schauernd ab, als er die Wunde am Hals des Unglücklichen erkannte. Es gab keine Rettung mehr und die Männer boten jetzt nur, was mit der Leiche anzufangen wäre. Fritz wollte sie gleich an Ort und Stelle begraben haben, Xuning dagegen meinte, wenn sie den Körper liegen ließen und hielten in einem der Bäume Wacht, so könnten sie sich darauf verlassen, dass der Tiger zurückkäme, um seine Beute unter dem Schutz der Nacht abzuholen. Dann möge seine Haut die Strafe zahlen für den Mord.

Es lag für den jungen Deutschen etwas Unheimliches darin, den Körper eines Menschen zur Lockspeise im Wald liegen zu lassen. Die alte Jagdlust überbot aber bald das Gefühl, und wie nur erst die Kameraden vom traurigen Fall in Kenntnis gesetzt waren und sie in der gar nicht weit entfernten Verschanzung ihr frugales Mahl verzehrt hatten,

suchte er sich mit Xuning, denn Pulo-Pulo weigerte sich daran teilzunehmen, zwei in der Nähe befindliche, dazu passende Bäume aus, wo die sonst ziemlich dicht zusammenstehenden Wipfel das Mondlicht ein wenig durchließen und ihre Gewehre den kleinen dazwischenliegenden Raum beherrschen konnten.

Kaum dämmerte der Abend, als die beiden Jäger, denen von Tji-kandi jedoch noch die größte Vorsicht anempfohlen war, ihre Plätze einnahmen.

Tji-kandi war mit der ganzen Jagd nicht einverstanden. Ihre kleine Garnison sei, wie er vielleicht mit Recht meinte, schon viel zu sehr zusammengeschmolzen, als das ein ganzes Viertel davon nachts draußen auf den Bäumen herumsitzen bleiben könne wie wilde Hühner. Wenn einem oder dem anderen etwas passiere, wären am Ende alle verloren. Unsere beiden Jäger ließen sich nicht beirren, und Pulo-Pulo selber behauptete, es sei vielleicht besser, den Tiger, der nun einmal Menschenfleisch gekostet hatte, zu erschießen. Er könne und würde sonst jedenfalls Appetit auf mehr bekommen. Keiner von ihnen sei dann seines Lebens mehr sicher, sobald er eben nur die Palisaden verlasse.

\*\*\*

## *Zweiundzwanzigstes Kapitel*

### Die Tigerwacht

Was für ein wunderliches Wild dabei anschlich

Fritz hatte sich zu seinem Sitz einen jungen Waringhbaum ausersehen, der mit dem einen Ast gerade über den Platz hinausreichte, wo die Leiche lag, sodass ihm der Tiger, wenn er sich seinem Opfer wieder näherte, jedenfalls zum Schuss kommen musste, während Xuning, mit einiger Rücksicht auf seine eigene Sicherheit, eine niedere Kokospalme wählte, die allerdings dicht an dem Platz, aber doch zu versteckt lag, einen vollkommen guten Blick über das Ganze zu gewähren. Beide saßen etwa fünfzig Schritt voneinander entfernt, aber kein Wort wurde zwischen ihnen gewechselt, das scheue Wild nicht etwa zu warnen vor dem verborgenen Feind. Fritz besonders lauschte mit der gespannten Erwartung in dem mehr und mehr dunkelnden Wald, ob er noch nicht den leise verstohlenen Tritt des Raubtieres vernehmen könne. Der Mond war aufgegangen und warf seinen matten, ungewissen Schein über den schmalen freien Platz und die dort liegende Leiche. Die hohen wehenden Blätter der Palmen warfen ungewisse, unheimliche Schatten über die leise im Lufthauch wogende Pflanzendecke, in die hinein geschmiegt und von ihr halb überragt der Körper ruhte.

Da war es Fritz plötzlich, als ob er dicht neben dem einen Stamm, gar nicht weit von der Palme entfernt, auf der Xuning seinen Platz eingenommen hatte, sich etwas Dunkles regen sähe. Als er rasch nach ihm hinüberschaute, ob dieser den gewissermaßen unter dem Lauf seiner Büchse sich be-

wegenden Gegenstand nicht ebenfalls bemerkt hätte, konnte er von dem Chinesen auch nicht das Geringste mehr erkennen, obgleich das Licht des Mondes gerade voll in den Palmenwipfel fiel und er noch wenige Minuten früher den blanken Kopf seines Jagdgefährten deutlich von dort hatte herüber schimmern sehen. Was in aller Welt war aus Xuning geworden?

Der Gegenstand da unten nahm aber seine Aufmerksamkeit viel zu sehr in Anspruch, sich viel um den Chinesen zu kümmern. Still und geräuschlos nach seiner Waffe sehend, dass diese auch in gutem Stand sei und ihm im entscheidenden Augenblick der Schuss nicht versage, schob er das Rohr vorsichtig über einen, rechts von ihm auszweigenden Ast hin, auf dem er eine gute Ruhe für den Lauf finden konnte, und suchte nun den fremden lebendigen Gegenstand, was es auch sein mochte – richtig aufs Korn zu bekommen.

Das war aber keineswegs so leicht, denn in dem dichten Schatten konnte er nicht einmal das äußere Ende des Rohrs, vielweniger das darauf befindliche Korn erkennen. Unten war jetzt alles auch wieder so still und regungslos geworden, dass er schon zu glauben anfing, er habe sich getäuscht gehabt, das vom Wind verursachte Schwanken irgendeines Blattes oder Zweiges für die willkürliche Bewegung eines lebenden Wesens gehalten. Darüber sollte ihm aber bald jede Täuschung genommen werden, denn den Schatten des Busches jetzt verlassend, sah er bald deutlich und unverkennbar, wie sich irgendein dunkler Gegenstand, langsam zwar, aber in gerader Richtung und nur dicht in das Gras geschmiegt, der dort ausgestreckten Leiche näherte, als ob er die Beute wohl witterte, aber der Ruhe

derselben noch nicht recht traue, sich erst überzeugen wolle, ob sie gänzlich gefahrlos sei.

Rätselhaft blieb Fritz das gänzliche Verschwinden seines Jagdgefährten. Er glaubte am Ende, der wäre auf seinem, doch gewiss nicht so sehr bequemen Sitz in dem Palmenwipfel eingeschlafen.

Nur einen flüchtigen Blick jedoch dort hinüberwerfend, begünstigte ihn jetzt der Mond, der ihm gerade vorn auf den Lauf fiel. Eben noch suchte er sich den besten Punkt am Körper des anschleichenden Besuches, als sein Auge dicht daneben noch einen anderen, ebenfalls sich regenden Punkt entdeckte.

Es waren zwei und welches nun der rechte? Wunderlich – er hatte nie davon gehört, dass zwei Tiger zusammen auf Raub ausgehen. War es möglich, dass der eine den anderen vielleicht zu der schon erlegten Beute geholt hatte, um sie mit ihm zu teilen? Dann musste der Erste jedenfalls der Menschenfresser sein. Ohne weiter zu zögern, suchte er mit dem Korn seines Gewehrs gutes Abkommen auf den vorderen dunklen Körper, zielte lang und vorsichtig und drückte ab.

Der Schuss donnerte dröhnend durch den mächtigen Wald, aber lauter noch fast antwortete ihm ein gellender Aufschrei menschlicher Stimmen. Während der eine Körper, auf den er geschossen hatte, still und regungslos liegen blieb, hoben sich plötzlich dunkle Gestalten von allen Seiten der Lichtung. Ehe der zu Tode erschreckte junge Mann nur daran denken konnte, sein Gewehr wieder zu laden, fühlte er am Schaukeln des Astes, auf dem er saß, dass seine nächtlichen Feinde, leicht die Situation erratend, in der er sich befand, schon den nämlichen Baum erklommen hat-



ten und darauf anfangen, ihn zu fangen.

Die Nähe der Gefahr gab ihm aber auch in demselben Augenblick seine ganze Geistesgegenwart wieder. Rasch eine Patrone, die er sich schon vorher zu seiner vermeintlichen Jagd gemacht hatte, den Lauf hinunter stoßend, behielt er eben noch Zeit, ein Kupferhütchen aufzusetzen, als auch schon der Erste von einem überhängenden Ast zu ihm niedersprang und im nächsten Moment, von dem fast seinen Körper berührenden Gewehr, durch die Brust geschossen, heulend niederstürzte und unten, tiefstöhnend, aufschlug. Aber mehr rückten nach. Raum, den Kolben zu gebrauchen, blieb ihm nicht, denn er hatte selber Mühe, sich da oben im Gleichgewicht zu halten. Das Gewehr deshalb fallen lassend, riss er seinen Klewang aus der Scheide und rief um Hilfe, seine Stellung dort zu verteidigen, bis ihm Xuning, der doch von dem Schießen jedenfalls aufgewacht sein musste, entweder zu Hilfe eilen konnte oder die Freunde im Fort selber den Kampf hörten und herbeikamen. Aufspringend auf den Ast, auf dem er bisher gesessen hatte, und einen anderen, sich zu stützen ergreifend, schwang er die scharfe gewichtige Waffe gegen den Ersten, der sich ihm näherte. Durch seine Stellung begünstigt, in der ihn niemand im Rücken angreifen konnte, schlug er den nieder und würde sich vielleicht mit Erfolg hier gegen eine wirkliche Übermacht haben halten können, hätte nicht einer der Feinde denselben Ast über ihn hinaufsteigen wollen, an dem er sich mit der linken Hand im Gleichgewicht hielt.

Dieser war zu schwach für die Last, knickte ein und stürzte mit ihm zusammen durch das Laub- und Zweigwerk prasselnd zu Boden nieder.

Wo aber war Xuning in der ganzen Zeit? Hatte er wirklich geschlafen auf seiner Tigerwacht, und schlief er noch, dass er keinen Schuss auf die andrängenden Feinde herüber feuerte? Gott bewahre – des Chinesen scharfes Auge hatte in der dicht unter ihm kriechenden Gestalt gleich vom ersten Moment an einen ganz anderen Feind, als den erwarteten Tiger erkannt. Wie er rechts und links um sich her die Büsche lebendig werden sah und überall schleichende, in das Laub gedrückte Gestalten erkannte, glitt er leise und vorsichtig in den Wipfel seiner Palme zurück, sich wohl hütend, auch nur durch die geringste Bewegung ein Lebenszeichen zu geben, das ihn unrettbar in die Gewalt der Feinde gebracht haben würde.

Was kümmerte ihn die Gefahr des Nachbarn, wo es seine eigene Haut galt! Der konnte um Hilfe rufen, solange er Lust hatte. Xuning rührte und regte sich nicht und warf nur ärgerliche Blicke nach dem Mondlicht hinauf, das ihn vielleicht im Blitzen seines Gewehrlaufs verraten konnte.

Als Fritz, den der Sturz betäubt hatte, wieder zu sich kam, fand er sich gebunden unter einem Baum liegen. Nicht weit davon loderte ein großes Feuer, um das fünfzehn bis zwanzig dunkle Gestalten teils lagen, teils kauerten und in eifriger hitziger Beratung schienen. Im Anfang konnte er sich auch gar nicht besinnen, ob das, was ihn hier umgab, Wirklichkeit sei, oder ob er eben irgendein tolles Fieber austräume, das ihm in wirrem Spiel die wildesten abenteuerlichen Gedanken vorgaukele. Als er aber die Augen wieder und wieder schloss und öffnete und die Stirn an der Baumwurzel rieb, an der er lag, denn seine Hände konnte er nicht gebrauchen, seine Umgebung immer noch nicht wanken und weichen wollte, da begriff er denn wohl, dass hier von

Träumen keine Rede mehr sein konnte und er der Gefangene eines Stammes wäre, der jetzt wahrscheinlich aufmerksam und eifrig nur noch darüber beratschlagte, ob er seine Beute braten oder vielleicht nur mit Pfeffer und Salz verzehren solle.

Mit dieser Gewissheit durchzuckte ihn aber auch die Lust zu leben, die Angst vor einem vielleicht nahen und martervollen Tod. Der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirn. Er versuchte, so leise wie möglich wohl, aber mit Anstrengung aller seiner Kräfte, sich von seinen Fesseln zu befreien und durch die Flucht mitten in den Wald hinein, gleichviel wohin, der Macht der Wilden zu entgehen.

Seine Bewegung war aber keineswegs so unbeobachtet geblieben, wie er anfangs geglaubt hatte, denn zu seinen Füßen tauchte plötzlich eine dunkle Gestalt empor, die dort im Schatten des dichten Laubes gelegen und sich jetzt, die blitzenden Augen fest auf ihn gerichtet, über ihn beugte. Ein scharf ausgestoßener Schrei unterbrach dabei schon im nächsten Augenblick die am Feuer geführte Unterhandlung. Die dort lagernden Eingeborenen sammelten sich im Nu um den Gefangenen.

Fritz warf den Blick mürrisch im Kreise herum, versuchte vergebens sich aufzurichten. Seine Fesseln hielten ihn noch fest an der Wurzel des Stammes, an dem er lag. Sein Wächter aber, auf einen Zuruf eines der Insulaner, vielleicht des Häuptlings, nahm sein wunderlich gebogenes Messer aus der Scheide und löste, ohne ein Wort zu sagen, seine Fesseln. Dann aber, den jungen Weißen bei der Hand ergreifend, führte er ihn langsam zum Feuer und zeigte ihm einen dorthin gewälzten Holzklotz, indem er ihm ein Zeichen gab, sich darauf niederzulassen. Wenige Minuten spä-

ter hatte sich die ganze Bande um sie versammelt. Der Häuptling, oder jedenfalls der, der auf dieser Expedition den Oberbefehl zu führen schien, befahl ihm nun, wieder aufzustehen und mehrere Fragen zu beantworten, die er an ihn richten würde.

Fritz gehorchte dem Befehl, den er mehr durch die ihm beigegebenen Gestikulationen als die Worte selber verstand. Die Sprache, obgleich dem Malaiischen ähnlich, hatte aber eine solche Masse fremder, ihm vollkommen unbekannter Wörter, dass er, wenn er auch hier und da einen Ausdruck verstand oder zu verstehen glaubte, doch nicht imstande war, den vollen Sinn der an ihn gerichteten Fragen zu begreifen und also auch keine genügende Antwort geben konnte. Außerdem schien es mehr als wahrscheinlich, dass man von ihm besonders die Lage und Stärke des fremden Lagers erforschen wolle, welches die, von solchen Trupps gewöhnlich ausgesandten Spione jedenfalls schon entdeckt oder in den vielen rings umher dem Wald eingedrückten Zeichen vermutet hatten. Ihm aber lag natürlich daran, sie so wenig wie möglich den wahren Zustand desselben ahnen zu lassen, oder doch wenigstens nichts zu verraten, was den unglücklichen Leidensgefährten zum Nachteil gereichen konnte. Er begriff bald, dass er am besten tun würde, die Rolle völligen Nichtverstehens unverdrossen durchzuführen und seine jetzigen Herren damit wenigstens glauben zu machen, dass er nicht imstande wäre, ihnen eine genügende Auskunft zu geben.

Das gelang ihm auch vollkommen, aber sie gaben es deshalb keineswegs auf ihn mit Fragen zu martern und zu quälen. Als er endlich gar nicht mehr antworten wollte, banden sie ihn ohne Umstände wieder an den nächsten

Baum, wo er im Licht ihres Feuers blieb, und begannen ihre Unterhandlung von vorhin auf das Lebendigste. Diese schien aber auch jetzt sogar einen entschiedeneren Charakter angenommen zu haben, denn zweimal standen Einzelne von der Gruppe auf und kamen zu dem Gefangenen, ihn an den Schultern und Rippen zu befühlen.

Fritz überlief es kalt, denn er durfte kaum zweifeln, dass er von den braunen Schurken als Schlachtvieh behandelt wurde. In der Angst der Verzweiflung riss er wieder an seinen Fesseln. Vergebens – der Bast war stärker als seine Sehnen, er schnitt in sein Fleisch ein, aber er vermochte nicht, ihn zu sprengen und sank endlich, erschöpft und blutend, selbst mit einer gewissen trotzigen Resignation am Fuß des kleinen Stammes nieder.

Eine halbe Stunde mochte er etwa so gelegen haben, als Bewegung in die Sumatraner kam. Es war augenscheinlich, dass sie zu irgendeinem Beschluss gekommen sein mussten, denn sie sahen nach ihren Waffen und ordneten sich in zwei Trupps, deren Führer noch verschiedene Anordnungen trafen und Befehle gaben. Fritz durfte zuletzt kaum noch zweifeln, dass die Leute beabsichtigen, seine Schiffskameraden zu überfallen, um sich dann vielleicht mit der Gesamtbeute wieder zu ihrem heimatlichen Dorf zurückzuziehen.

Weit konnte ihr kleines Lager nicht von dem Ort entfernt sein, wo sie sich gerade befanden. Wenn er bei dem Aufbruch der Sumatraner im ersten Moment eine schwache Hoffnung geschöpft hatte, so mischte sich dieser jetzt wieder bange Besorgnis um das Schicksal der Freunde, die sich vielleicht, durch Xunings und seine Abwesenheit noch überdies geschwächt, in törichter Sicherheit dem Schlaf

überließen, wo sie die Augen weit, recht weit offen haben sollten, dem listigen und so viel stärkeren Feind zu begegnen und seinen Angriff abzuwehren. Aber sie mussten doch wenigstens seine Schüsse gehört haben, und Pulo-Pulo war nicht der Mann, sich so leicht überraschen zu lassen.

Dass man übrigens etwas Ernstliches beabsichtige, sah er bald an der geringen Bedeckung, die man bei ihm selber zurückließ. Nur zwei Mann blieben zu seiner Wache – genug, ihn, den Gebundenen, an jeder Flucht zu hindern, während die ganze übrige Gruppe in zwei verschiedenen Trupps, ja sogar in zwei verschiedenen Richtungen aufbrach. Wäre das Lager weit entfernt gewesen, so hätten sie wenigstens im Anfang zusammen eine Richtung beibehalten.

\*\*\*

## *Dreiundzwanzigstes Kapitel*

### Der Überfall der Sumatraner

Die kleine Besatzung der Schiffbrüchigen hatte, wohl keinen Überfall fürchtend, aber doch die nötige Vorsicht nicht zu versäumen, ihre regelmäßigen Wachen für die Nacht ausgestellt, ihr frugales Mahl von Reis und Früchten mit dem frischen Wasser des Quells versehen und sich eben zur Ruhe niedergelegt, als der erste Schuss des jungen Deutschen durch die Nacht laut und deutlich zu ihnen herüber tönte.

»Baai (gut)«, brummte Pulo-Pulo, »er wird ihn wohl ge-

troffen haben. Wenn die Schufte aus den Bergen hier herumstöbern und den Schuss hören, haben wir sie am Ende früher auf dem Nacken als uns eigentlich lieb ist. Es war doch eigentlich Unsinn, solchen Lärm zu machen. Ich wollte, wir hätten die beiden *Fremden* nicht hinausgelassen. Wo Chinesen und Weiße zusammenkommen, muss der Malaie immer den Reis bezahlen. Das klang beinahe wie Menschenstimmen?«

»Allah, noch ein Schuss!«, rief Tji-kandi, auf die Füße springend. »Sie müssen ihn wahrhaftig mit dem ersten getroffen und mit dem zweiten nun vollends abgefertigt haben. Nun hat's aber grad' genug geknallt. Was das Schießpulver hier in den Hügeln für einen Spektakel macht. Dahinten donnert es noch immer in den Bergen weiter. Und jetzt fängt es da links noch einmal von vorne an. Das müssen sie bis an die andere See hinüber hören. Ha, was ist das?«

Tji-kandi horchte hoch auf, und Pulo-Pulo, der schon vorher, wenn auch nur undeutlich, den Schrei der Angreifer gehört hatte, als plötzlich so rasch und unerwartet der Schuss zwischen sie hineinfuhr, während das Geräusch aber mehr in dem dröhnenden Schall des Schusses verschwamm, vernahm er nun deutlich den einzelnen schrillen Hilferuf des Europäers. Im Nu hatten alle ihre Waffen aufgegriffen und schienen selber einen Angriff zu erwarten.

Erst als alles wieder ruhig geworden war und kein Laut die fast totenähnliche Stille unterbrach, sagte Tji-kandi, der leise an Pulo-Pulos Seite trat, kopfschüttelnd: »Jetzt hat der junge Bursche einen dummen Streich gemacht, denn nach dem ersten Schuss wird er törichter Weise von seinem

Baum hinunter und der Bestie dann natürlich gerade in die Fänge hineingesprungen sein. Wir können nun hinausgehen und Xuning helfen, die Leiche zu begraben. Ich wollte, ich wäre mitgegangen.«

»Um uns drei hier ganz allein im Wald sitzen zu lassen?«, sagte Pulo-Pulo ernst. »Ich fürchte, Tji-kandi, wir sehen weder den weißen Mann noch den Langzopf wieder im Lager, denn ich müsste mich sehr irren, wenn die abgefeuerten Schüsse einem Tiger geglitten hätten. Hat Tji-kandi den Lärm des ersten Schusses gehört?«

»Den Lärm? Ich sollte denken, ja. Es dröhnte ja an den Bergen hin, als ob es im Leben nicht wieder aufhören würde.«

Pulo-Pulo schüttelte dem Kopf. Er konnte sich wohl geirrt haben, aber zu sehr mit dem Wald vertraut, kam ihm das Ganze nicht geheuer vor und er wusste recht gut, wie zu große Wachsamkeit wohl keinen Schaden tut, aber vielleicht großes Unheil von ihnen abwehren konnte.

Als sich jedoch gar nichts mehr regen wollte, alles wohl eine Stunde lang still und ruhig blieb, als kein Ast im Wald krachte und das Laub selber in völliger Windstille regungslos an den Bäumen hing, fing selbst Pulo-Pulo an zu glauben, dass er doch wohl zu viel gefürchtet hatte, wenigstens noch kein unmittelbarer Angriff zu erwarten sei.

Aber weshalb kehrten die beiden Jäger noch nicht zurück? Es war unrecht, dass sie überhaupt gegangen und er selber fest entschlossen war, etwas derartiges, solange sie sich noch auf so feindlichem und gefährlichem Gebiet befanden, nicht wieder zu dulden. Ihre kleine Garnison aber nicht unnötiger Weise zu erschöpfen, hatte er seine beiden Untergebenen, den Rest seiner ganzen Mannschaft, sich



eben wieder niederlegen lassen und den Posten selber eingenommen, als er deutliche Schritte im Gebüsch vernahm und das Gewehr zwar spannte, aber von hier aus keinen Überfall fürchtete, denn ein Feind wäre heimlicher angekommen und hätte sein Nahen nicht auf so mutwillige Art schon im Voraus verraten.

Er sollte übrigens nicht lange über den Charakter des Besuchs in Zweifel bleiben, den Xuning (und niemand anderer war der nächtliche Wanderer), der wohl glauben mochte, dass er den rechten Weg verfehlt habe, oder dem die lautlose Stille um ihn her unheimlich wurde, ließ bald darauf seinen wohlbekanntem Ruf ertönen und beschleunigte seine Schritte, als er die willkommene nahe Antwort hörte.

Aber wie sah er aus? Von Dornen zerfetzt, die er, in der Angst, seinen Weg zu verfehlen und von den Feinden überrascht zu werden, gar nicht beachtet, sondern sich nur immer wild und rücksichtslos hineingestürzt hatte. Mit abgerissenen Kleidern, ohne Hut, ohne Gewehr, kehrte er zurück und brachte den Freunden die Schreckenskunde, dass ihr Aufenthaltsort, wenn noch nicht entdeckt, doch jedenfalls gemutmaßt, und der junge Weiße, ob tot oder lebendig, konnte er nicht sagen, von den Feinden mit fortgeschleppt wäre.

In dem Wipfel der Palme versteckt hatte er, wie er erzählte, irgendetwas anschleichen hören, sich leise und vorsichtig übergebogen, um den Gegenstand unten näher untersuchen und darauf schießen zu können, zu seinem Entsetzen eine Anzahl menschlicher Gestalten erkannt, die jedenfalls mit aller Vorsicht hier anschlichen, einem vermuteten Hinterhalt zu begegnen und vorher auskundschafteten, ob die Fremden, die sie aller Wahrscheinlichkeit nach

schon gespürt oder gehört hatten, eine Ahnung solchen Besuchs hätten oder nicht. Der Weiße musste, wie Xuning dabei meinte, das, was er im Laub sich regen gesehen, jedenfalls für den erwarteten Tiger gehalten haben. Die größere Entfernung, in der er sich befand, machte das auch wahrscheinlich. Sein Schuss hatte auch jedenfalls den Gegenstand getroffen, denn der eine Körper blieb im Gras regungslos liegen. Was aber dann weiter geschehen war, konnte er nicht genau angeben, da der nächste Kampf in dem gegenüberstehenden Baum stattgefunden hatte und er, als er die Feinde sich fast gegenüber hörte, gar nicht wagen durfte, den Kopf zu heben, aus Furcht, entdeckt zu werden.

Ein Schuss war dann noch gefallen, ein schwerer Körper und dann noch einer aus den Zweigen des anderen Baumes niedergestürzt. Als er zuletzt scheu und vorsichtig versucht hatte, einen Blick nach unten zu gewinnen, habe er nur eben erkennen können, wie sich die Feinde wieder und zwar in entgegengesetzter Richtung vom Lager zurückgezogen und ihren Gefangenen mitgenommen hätten.

So lautete der Bericht und wenig Trost lag in dem Bewusstsein, von einer Anzahl blut- und beutegieriger Sumatraner umlauert, vielleicht schon umstellt zu sein, die ihnen ja nur, wenn sie wirklich keinen offenen Angriff wagen wollten, den Weg zum Meer abzuschneiden brauchten, sie dann ruhig und ohne die geringste Gefahr für sich selber, aushungern konnten.

Ihre kleine Besatzung bestand nun nur noch aus fünf Mann, nämlich aus dem Chinesen, Tji-kandi, Pulo-Pulo und den zwei Malaien. Vortrefflich bewaffnet und mit auf sicherem Gerüst ruhender Drehbasse hätten sie einer sechs-

fach stärkeren Zahl eine Zeitlang die Spitze bieten können, wären sie nicht hier eben von jeder Flucht abgeschnitten gewesen. Zugleich die ungünstige Lage der Küste sicherlich jedes europäische Fahrzeug verhinderte ihr, ohne ganz besondere Veranlassung, zu nähern. Schlugen sie auch wirklich einen ersten Anprall der Feinde zurück, würden diese dann nicht mehr herbeiholen und konnten sie hoffen, ihnen auf die Länge der Zeit Widerstand zu leisten? Ja beschleunigte nicht selbst schon Tod oder auch nur Verwundung eines einzigen ihrer kleinen Schar den fast gewissen Untergang aller?

Und was war aus dem jungen Deutschen geworden?

Tji-kandi schüttelte traurig mit dem Kopf, als er an sein Schicksal dachte und dabei überlegte, wie bald sie alle das vielleicht teilen konnten. Der verwünschte Tiger war an dem ganzen Unglück schuld, der kleine dicke Malaie knirschte ordentlich mit den Zähnen, wenn er daran dachte, dass gerade die Bestie jetzt frei und unbeschädigt ausgehen sollte, während sie hier allein in der Klemme zurückblieben.

Eine Hauptfrage blieb es übrigens, wie zahlreich die Bande der Feinde, die Xuning gesehen hatte, gewesen sein mochte, denn danach allein ließ sich berechnen, ob sie sich mit dem Körper des einen Fremden begnügen oder dadurch erst recht Appetit auf mehr bekommen würden. Xunings Aussage ließ sie denn auch allerdings das Letztere fürchten, denn dieser nach sollten sie es mit einer bedeutenden Menge der Eingeborenen zu tun bekommen. Pulo-Pulo schüttelte dagegen mit dem Kopf und meinte, das Mondlicht würde ihn wohl getäuscht haben und sechs Menschen könnten, so tief im Busch drin, schon einen ent-

setzlichen Lärm vollführen, wenn sie eben rasch und plötzlich durch Laub und Äste brächen. Nichtsdestoweniger beschlossen die Malaien besonders in dieser Nacht, keine einzige Vorsichtsmaßregel zu versäumen, jeder Gefahr rasch und kräftig begegnen zu können. Pulo-Pulo übernahm mit einem der anderen Schiffsgefährten selber die Wache, die er bis Tagesanbruch halten wollte, wo dann nicht mehr viel Gefahr, wenigstens so lange die Sonne am Himmel stand, zu fürchten gewesen wäre.

Die anderen überließen sich gern dem Schlaf. Sie bedurften Ruhe, Xuning besonders. Durch Angst und Anstrengung des Laufens erschöpft, lag er zu Pulo-Pulos Füßen, mit seinen Waffen neben sich und schlief so fest, ja fing mehrere Male dermaßen an zu schnarchen, dass ihn der Malaie mit dem Fuß anstoßen musste.

Zwei Stunden mochten sie so gelegen haben, als Pulo-Pulo etwas in den Büschen sich regen hörte und gleich darauf das leise Winseln eines Panthers – er kannte den Laut von Kindheit auf – zu ihm herübertönte. Der Mond stand jetzt voll und hoch am Himmel, er konnte den kleinen freien Raum, der zwischen der Einfriedigung und dem Wald lag, genau übersehen; deutlich erkannte er auch bei dem hellen Licht ein Bewegen der Büsche ihm gerade gegenüber und glaubte sogar die helle gefleckte Haut des Tieres unterscheiden zu können. Mit dem Bewusstsein aber des nahen Feindes, fiel es ihm gar nicht ein einen Schuss auf irgend ein wildes Tier abzufeuern, der nur die Schläfer wecken und den lauernden Sumatranen vielleicht noch früher die genaue Lage ihrer kleinen Festung verraten konnte. Misstrauen selbst gegen das was er eben gehört und gesehen, stieg in ihm auf und mit peinlicher Spannung beobachtete

er von da an die ihm nächsten Büsche, ob er nichts weiter erkennen könne, das seinen Verdacht vielleicht rechtfertigen möchte, aber vergebens. Nur im Laub konnte er die mehr und mehr verhallenden langsamen Schritte des Tieres hören und so genau glich der Laut dem wirklichen Tritt des Raubtieres, dass der Malaie zuletzt selbst hierin eine Art Beruhigung fühlte, wie sie, wenigstens nach dieser Richtung hin, noch keinen Feind zu fürchten hätten, da der scheue Panther sonst keinesfalls so ruhig und keine Gefahr ahnend aus dem Busch getreten wäre.

Wieder verging eine lange Zeit, der Malaie war schläfrig geworden und hatte schon manchmal den Blick müde nach dem hoch am Himmel stehenden südlichen Kreuz geworfen, ob dessen westliches Neigen noch nicht bald den dämmernden Tag künde; dann und wann raffte er sich dabei zusammen und schien jedes Gefühl von Erschöpfung in einer förmlich gewaltsamen Wachsamkeit abwehren zu wollen; aber es hielt das nie lange vor und der übermäßig angestrengte Körper wäre der monotonen lautlosen Öde, die um ihn her lag, endlich doch noch zum Opfer gefallen, hätte er nicht plötzlich von der andern Seite her denselben winselnden Laut gehört, wie vorher und rasch emporfahrend gesehen, wie der dort postierte Malaie vorsichtig das Gewehr hob und zwischen zwei der Palisaden durchsteckte. Im Nu war er munter und schnell zu diesem hinübergleitend verbot er ihm zu schießen, wenn er nicht wirklich einen Feind gegen die Verschanzung anspringen sähe. In jedem anderen Falle und bei dem geringsten wirklich Verdächtigen, solle er rasch die andere Mannschaft erst wecken, da sie nach dem ersten Schuss, wenn ein versteckter Feind sie wirklich umlauere, auch sicher einen allgemeinen

und jähem Angriff zu erwarten hätten.

Ebenso schnell dann seinen früheren Posten wieder einnehmend, ohne nach außen hin seine Gestalt zu zeigen, schaute er aufmerksam durch die Spalten der Palisaden und in demselben Augenblick, während die rechte die Waffe fester griff und hielt, schüttelte seine Linke den neben ihm schlafenden Chinesen munter und zwei, diesem ins Ohr geflüsterte Worte übten auch zauberschnelle Wirkung.

»Die Feinde!« Der fette Bursche fuhr wie von einem elektrischen Schlag getroffen empor; Pulo-Pulos Hand lag aber auf seiner Schulter und sein drohend erhobener Finger warnte ihn vorsichtig zu sein und so leise, aber auch so rasch als möglich, die anderen Schläfer aufzuwecken. Wieder erkannte dabei das scharfe Auge des Malaien eine leise verdächtige Bewegung in den Büschen und während sich zugleich auf der andern Seite des Lagers das Winseln des Raubtieres, oder das wunderliche Geräusch, das mit diesem die frappanteste Ähnlichkeit hatte, wiederholte, fühlte sich der Javane vollkommen überzeugt, dass die Sumatraner nur auf jene Seite die Aufmerksamkeit der Eingeschlossenen zu lenken suchten, sie auf dieser in der Tat den Angriff beabsichtigten.

In dem Schatten ihres Pahon Hayve konnten sie übrigens die Posten verteilen, ohne von den draußen Lauernden, die sich überdies nicht zu weit vorwagen durften, entdeckt zu werden und Pulo-Pulo richtete jetzt ihre Drehbasse dem Punkt zu, den die Angreifer wahrscheinlich zu ihrem ersten Anprall benutzen würden, indem sie sich gerade dort am nächsten an die Palisaden anschleichen konnten, ohne von der Besatzung bemerkt zu werden.

Seinen früheren Platz hierauf wieder einnehmend, lagen

die Männer solcher Art wohl noch eine halbe Stunde im Anschlag, ohne auch nur den geringsten Laut weiter zu vernehmen und die furchtbare Spannung in der sie dadurch blieben, wurde zuletzt wirklich unerträglich, als Pulo-Pulo in dem plötzlichen, wenn auch unbedeutenden Schütteln eines nahen Zweiges einen der heraufkletternden Feinde entdeckte, der wahrscheinlich von da oben aus einen Blick in das Innere der kleinen Umzäunung werfen wollte, ehe sie einen gemeinsamen Angriff wagten.

Pulo-Pulo war übrigens nicht gesonnen das abzuwarten und rasch noch einmal erst im Kreis herumschlüpfend, alle auf den jetzt gewiss bald folgenden Ansturm vorzubereiten, blieb er, zu seinem Platz zurückgekehrt, so lange im Anschlag auf den verdächtigen Baum, bis er, kaum zwanzig Schritte von da entfernt, eine dunkle Gestalt darin erkennen konnte, die vorsichtig und langsam einen Zweig zurückbog, besseren Überblick über die Einfriedigung zu gewinnen. Im nächsten Moment krachte sein Schuss durch die stille Nacht und mit dem Prasseln der Zweige, die das getroffene Ziel verrieten, stieg der gellende Schlachtschrei der Sumatranen zugleich ihr Zeichen vielleicht des zu langsam ausgeführten Überfalls, kaum empor, als auch schon dunkle Gestalten über die kleine Lichtung sprangen und sich in wilder Wut und Kampflust gegen die Palisaden warfen.

Pulo-Pulo aber, der die Absichten und Pläne des Feindes ziemlich gut vorausgeraten, war, das entladene Gewehr rasch von sich werfend, nur eben zu der Drehbasse geeilt und hatte die dort liegende Tally-api aufgegriffen, als fünf oder sechs Köpfe gerade über dem einen Teil der Palisaden und dicht beisammen sichtbar wurden, denen aber auch

der nächste Moment die tödliche Ladung, in einem Hagel kleiner Kugeln entgegenschmettete. Der Schlag des Geschützes dröhnte dabei so furchtbar und mit so ungewohntem Schall durch die Nacht, dass die Feinde wirklich erschreckt zurück in ihren Versteck sprangen und Pulo-Pulo volle Zeit behielt wieder zu laden.

Nicht allein die Drehbasse hatte den Tod in ihre Reihen getragen, sondern die Gewehre der einzelnen, aus nur wenige Schritt Entfernung, ebenfalls ihre Opfer erreicht. So unerwartet war dabei der gefundene Widerstand gewesen, dass die Flüchtigen – ein sonst sehr seltener Fall – nicht einmal ihre Toten mit fort in das Dickicht schleppten. Das aber ließ Pulo-Pulo und nicht mit Unrecht, einen zweiten Angriff erwarten, regungslos mussten die Verteidiger hinter ihrer Verschanzung liegen bleiben, dem lauern den Feind keine unnötige Blässe zu geben. Nicht unnütz war diese Vorsicht gewesen, denn die Sumatraner fingen an wo das Blitzen eines Gewehres eine Wache verriet, mit Pfeilen aus dem Dickicht herauszuschießen, die gar sicher gezielt, zuerst Xuning, der leichtsinniger Weise seinen Kopf über die Palisaden vorstreckte einen besseren Überblick zu gewinnen, in das linke Ohr und Tji-kandi, zwischen den Pallisaden durch in den Arm trafen. Glücklicherweise waren sie nicht vergiftet, die kleine Besatzung wäre sonst verloren gewesen und die Feinde sahen auch bald dass solche Neckerei die Belagerten nur vorsichtiger machen, ihnen aber keinen Schaden zufügen könne. Ihren Angriff hatten sie aber deshalb noch nicht aufgegeben und nach kurzer Rast, in der sich Tji-kandi schon der stillen Hoffnung hingab, dass sie sich ganz zurückgezogen hätten, warfen sie sich plötzlich wieder, diesmal aber mit lautloser Wut gegen die



Befestigung der Fremden an und den Schuss nicht achtend der aufs Neue zwei von ihnen tot zurückwarf und zu gleicher Zeit von einer vollen Salve Kleingewehrfeuers der übrigen begleitet wurde, gelang es fünf von ihnen wirklich die Palisaden zu überspringen und sich den Belagerten, Kris und Keule in der Faust, entgegenzuwerfen.

\*\*\*

### *Vierundzwanzigstes Kapitel*

Fritz wagt einen Fluchtversuch auf eigene Faust und kam davon

Fritz lag gebunden unter dem Baum, schaute in dumpfer Verzweiflung in die glimmenden Kohlen, auf die seine Wächter nur manchmal feuchtes Laub warfen, einen starken Rauch zu unterhalten und die lästigen Moskitos damit zu verscheuchen. Sie schienen sich dabei wenig um ihn zu kümmern und nur mit ihrem Sirihkauen beschäftigt zu sein, den roten ekelhaften Saft dabei nach allen Richtungen hin um sich her spritzend. Nichts desto weniger entging ihnen keine seiner Bewegungen. Wenn er sich nur regte, seine Lage zu verändern, ja nur den Kopf auf die Seite zu drehen, hafteten ihre dunklen Augen auf ihm und beobachteten ihn misstrauisch, bis er wieder still und ruhig liegen blieb.

Wenn ihn seine Wächter aber auch weiter nicht belästigten, so taten das umso mehr die Moskitos, die ihn in Schwärmen umsummten und durch den über ihm hinziehenden Rauch nur teilweise verscheucht wurden. Alles

Mögliche versuchte er, ihre schmerzhaften Stiche von sich abzuwehren, aber selbst durch Hin- und Herwerfen konnte er sich nur für Minuten Ruhe verschaffen. Die kleinen Quälgeister stürmten in unermüdlicher Hast stets von Neuem auf ihn ein.

Die zwei Sumatraner, von denen der eine ein alter Häuptling zu sein schien, denn seine Kleidung war vom feinsten Stoff, sein Kopftuch mit Gold durchwirkt, in dem Gürtel trug er einen wirklich prachtvollem mit bunten Steinen reich besetzten Kris, führten ein eifriges Gespräch miteinander, von dem Fritz mithilfe seines Malaiischen so viel verstand, zu erfahren, dass es sich um ein Boot handle, welches ihnen gegenüber am Seestrand lag und nach dem der eine sehen, der andere aber den Gefangenen nicht verlassen wollte. Endlich entschlossen sie sich dahin, dass der eine wirklich zum Strand hinuntergehen, der alte Häuptling aber, eine breitschultrige, kräftige Gestalt, bei dem Gebundenen zurückbleiben solle.

Fritz' Lage würde dadurch unverändert sein, denn mit gebundenen Armen und einem bewaffneten Wächter wäre es Torheit gewesen, an Flucht zu denken, hätte er nicht schon in der letzten Zeit gefühlt, wie seine Fesseln, durch das Hin- und Herwerfen wahrscheinlich mehr und mehr gelockert, ihm die Möglichkeit versprach, sich frei zu arbeiten. In wilder, jubelnder Lust zuckte ihm der neue Hoffnungsstrahl durch Mark und Bein, aber auch zu gleicher Zeit, in dem vollen Bewusstsein, dass die geringste unvorsichtige Bewegung die verderblichsten Folgen für ihn sein mussten, beschloss er sich schlafend zu stellen, bis sich wirklich einer seiner Wächter entfernt haben würde. Nur von zwei Augen überwacht, bot sich ihm vielleicht eine

günstige Gelegenheit, die er, in einer guten Schule gestählt, wahrlich nicht unbenutzt vorübergehen lassen wollte.

Seine derzeitige ruhige und regungslose Lage, die ihn unter den wütenden Moskitostichen nicht wenig Überwindung kostete, gewann ihm aber wenigstens den Vorteil, dass seine Wächter nicht veranlasst wurden, seine Fesseln nachzusehen. Nach einer Weile knüpfte sich der eine wirklich sein Kopftuch fester, zog seinen Sarong um sich und verließ, nur mit dem Kris bewaffnet, den Lagerplatz, Fritz einen günstigen Moment benutzte, sich nach dem Stand der Sterne genau die Richtung zu merken, die er eingeschlagen hatte.

Der andere blieb noch eine Weile neben den qualmenden Kohlen stehen, trat dann auf den Gefangenen zu, der, wie im tiefen Schlaf, langsam und regelmäßig Atem holte und legte sich endlich dicht daneben, das Gesicht ihm zugewandt, auf die Erde nieder. Sein Kris, den er, wie alle diese Eingeborenen an der linken Seite, aber ziemlich nach hinten trug, mochte ihn dabei drücken, oder er auch fürchten ihn zu beschädigen, denn er zog ihn mit der Scheide aus dem Gürtel, legte ihn unter den Kopf und schien so die Rückkehr seines Kameraden abwarten zu wollen. – Fritz durfte unter solchen Umständen keinen Fluchtversuch wagen.

Die Moskitos wurden aber immer gieriger auf ihr Blut, und der Sumatrane, dem sie die nackten Glieder stachen und um die Ohren summten, sprang endlich, mit einer leise gemurmelten Verwünschung, vom Boden auf und raffte eine Handvoll feuchtes Laub zusammen, den fast ganz verwehten Rauch wieder zu verstärken.

Sowie er aber nur den Rücken wandte, versuchte der Ge-

fangene von Neuem sich seiner Fesseln zu entledigen und vermochte kaum einen Freudenschrei zu unterdrücken, als der, durch den feuchten Boden weich gewordene Bast seinem Druck nachgab und er imstande war, die rechte Hand aus der Schlinge zu ziehen. In demselben Moment fast dröhnte der Schuss der von Pulo-Pulo abgefeuerten Drehbasse wie ein Wetterschlag durch den Wald und der Sumatrane zuckte erschreckt empor, dem Donner des Geschützstückes zu lauschen. Ein günstigerer Moment kehrte nicht wieder für den Gefangenen und sein erster Griff war nach dem neben ihm liegenden Kris. Wie zu seinem Schutz zog in diesem Augenblick, von dem dumpfen Laub erzeugt, dichter Qualm über ihn hin und den Kris rasch aus der Scheide, die er in seinem Gürtel barg, reißend, sich im Notfall die Bahn frei zu machen, sprang er gerade in die Rauchwolke hinein, in ihrem Schutz das nächste Dickicht zu erreichen, wo er dann keine weitere Verfolgung zu fürchten brauchte.

Der Sumatrane hatte ihn jedoch nicht so ganz außer Acht gelassen, denn kaum sprang der Gefangene empor, als er sich auch schon rasch nach ihm umwandte. Der Qualm ließ ihn aber im ersten Moment nichts unterscheiden und beizte dabei noch seine Augen. Jedoch fest entschlossen, jedem etwaigen Fluchtversuch seines Gefangenen in Zeit zu begegnen, suchte er gerade mit einem Sprung aus dem Bereich des Rauches zu kommen, als die schlanke Gestalt des jungen Mannes in voller Macht gegen ihn anflog und ihn seitwärts zu Boden warf.

Trotzdem haftete sein Griff mit eiserner Gewalt in den Kleidern des Flüchtlings, den er mit sich niederriss. Dieser wäre den krampfhaft geschlossenen Fingern schwerlich

wieder entkommen, hätte der jetzt zur Verzweiflung Getriebene nicht die Waffe in die Seite des Wilden gestoßen, der ihn mit lautem Aufschrei losließ und die Todeswunde mit der Hand bedeckte.

Fritz war frei und der feindlichen Umarmung des Sumatranen sich entziehend, folgte er in wilder Flucht der Richtung, die er seinen anderen Wächter vorher hatte einschlagen sehen. Erst aber einmal im Wald und keiner weiteren Verfolgung ausgesetzt, hemmte er seinen raschen Lauf, horchte vorsichtig nach allen Seiten hin, dass er nicht am Ende seinem anderen Wächter in die Hände lief und hatte bald die Freude, sich den Wald lichten und das Blitzen des Mondes auf dem glatten Spiegel der vor ihm ausdehnenden Bay zu sehen.

Noch stand er im Schatten des letzten Busches, der einen breiten Streifen lichten sandigen Strandes begrenzte, als er etwas unten am Wasser sich regen sah. Als er sich unter den nächsten Busch niederduckte, regungslos kaum zu atmen wagte, erkannte er bald eine dunkle Gestalt, die vom Ufer rasch heraufstieg, oben und jetzt kaum zehn Schritt von Fritz, lauschend und nach dem gegenüberliegenden Ufer hinüber horchte, dann mit schnellen Schritten in dem Dickicht verschwand. So dicht streifte der Sumatraner an dem Flüchtling vorüber, dass er ihn fast hätte mit der Hand erreichen können. Aber mit keiner Ahnung von dem, was seit seiner Abwesenheit vorgegangen war, eilte er nun wieder zurück zu seinem Gefährten, mit diesem die mögliche Ursache des entsetzlichen Knalles zu besprechen und vielleicht auch zu beraten, ob es nicht das Beste wäre, sich ihres Gefangenen durch einen Messerstoß zu entledigen und den Freunden beizustehen.

Was aber auch seine Pläne gewesen sein mochten, er sollte sich bald bitter getäuscht und erschreckt finden, denn der bisherige Gefangene war frei und hatte sogar die Landung ihrer Boote entdeckt, zu denen er, als der Wilde kaum den Strand verlassen hatte, mit klopfendem Herzen niederstieg.

Acht Kanus lagen hier dicht nebeneinander, mit starken Bastseilen an ein kleines, bis zum Wasser niederreichendes Mangrovengebüsch befestigt. Jedes derselben mochte hinreichend sein, acht Mann zu tragen, obgleich sie wohl keineswegs so viel Mannschaft hier gelandet, sondern eher bestimmt gewesen waren, Beute mit fortzuführen. Das wenigste aber, was sie zur richtigen Führung derselben bedurften, waren drei Mann für jedes. Einzelne hatten übrigens wohl auch mehr gebracht und der ganze Trupp bestand demnach aus zwanzig oder dreißig Eingeborenen.

Aber was nun tun? Eines der Kanus nehmen und damit in See gehen? Was wurde aus seinen unglücklichen Kameraden und wie durfte er hoffen, mit einem Ruder den vielleicht Nachsetzenden zu entkommen? Dabei hatte er auch gar keine Zeit zu verlieren, denn wie lange würde es währen und der Eingeborene, wenn er ihn entflohen und den eigenen Kameraden ermordet fand, konnte hierher zurückkehren und ihn wieder in den Wald treiben.

Eine andere Schwierigkeit schien sich ihm dabei in der Strömung zu bieten, die mit steigender Flut, in außerordentlicher Schnelle und Gewalt am Ufer hinaufsetzte. Die frei angebundenen und nun flott gewordenen Kanus hielten die starken Bastseile bis zum Äußersten gespannt. Wäre er imstande gewesen, sich durch diese Strömung hinzuarbeiten? Noch stand er von peinlicher Ungewissheit, was zu

tun sei, gemartert, als der zweite Schuss plötzlich durch den Wald schmetterte und er zu seinem freudigen Erstaunen entdeckte, dass die Strömung, die sich bis dahin feindlich geglaubt, ihn gerade und pfeilschnell der Stelle entgegenführen würde, wo ihr kleines Fort, dem Schall des Schusses nach, liegen musste. Einmal erst dort, zweifelte er gar nicht daran, es unbemerkt erreichen zu können, indem er nur dem schmalen Bergbach aufwärts zu folgen brauchte. Mit dem Entschluss sprang er auch schon in das größte der dort liegenden Kanus, dies vielleicht später zu ihrer gemeinsamen Flucht benutzen zu können.

Und wenn ihm die Eingeborenen nun auf die Spur kämen und in den anderen Kanus folgten? Ei zum Wetter, so gut wie er das eine losschnitt, konnte er die anderen ebenfalls treiben lassen. Den kaum gefassten Plan ebenso schnell ausführend, warf er die Ruder, bis auf sechs, die er in seinem eigenen Boot behielt, vor allen Dingen über Bord und hatte die Freude, sie in rascher Fahrt abtreiben zu sehen. Dann einen Kris ziehend, durchschnitt er die Bastseile, welche die kleine Flotte vor Anker gehalten hatten. Im nächsten Augenblick schon glitt dieselbe seitwärts vom Ufer etwas ab und diesem folgend die Bay hinauf. Sein eigenes Ruder dann ergreifend und gebrauchend, lenkte er den kleinen Kahn aus den übrigen heraus mehr dem Ufer zu, in dessen dunklen Schatten er sich besser geschützt glaubte, genau dabei die Richtung behaltend, von der der Knall gekommen war und von wo jetzt eben wieder, wie um ihm die bessere Bahn zu zeigen, Kleingewehrfeuer herüber knatterte. Die anderen Nachen überließ er ihrem Schicksal und der Strömung.

Was in der Ebbe vielleicht sechs Menschen nur mit der

größten Anstrengung, gegen den Strom langsam anarbeitend, möglich gewesen wäre, half ihm dieser jetzt spielend zu verrichten. Wie ein Pfeil schoss das scharf gebaute Kanu, der gewaltigen Wassermasse folgend, am Ufer hin und schon konnte er das kleine niedere Dickicht erkennen, aus dessen Schatten der Bach, der ihrem Lager das Wasser lieferte, vorquoll, während es jetzt sogar einiger Anstrengung bedurfte, sein schwankendes Boot dorthin und in die natürliche Bucht hineinzulenken. Glücklicherweise gelang ihm dies und der Lärm des noch wütenden Kampfes ließ ihn dabei nicht lange über den Weg zweifelhaft, den er einzuschlagen hatte. Eins der schmalen, scharfkantigen Ruder als Schutz- und Trutzwaffe aufgreifend, sprang er die Uferbank mit flüchtigen Sätzen hinauf.

\*\*\*

### *Fünfundzwanzigstes Kapitel*

Die Belagerten behaupten wohl das Feld, müssen doch wieder flüchten und endlich signalisieren sie ein fremdes Schiff

Sie hatten die kleine Garnison verlassen, als die Feinde an zwei verschiedenen Stellen über die Palisaden sprangen und damit auch den Sieg schon vollkommen errungen zu haben glaubten. Die Belagerten wussten aber auch recht gut, dass sie, wenn hier bewältigt, jedenfalls verloren wären und gut mit Waffen versehen. Da jeder von ihnen eine zweite geladene Flinte neben sich liegen hatte, warfen sie sich trotzig und keck dem eingedrungenen Feind entgegen, der sich hier ganz unerwarteter Weise noch einmal vom



Feuergewehr begrüßt und zurückgetrieben sah. Drei von den fünf fielen von den Kugeln, der Vierte von Pulo-Pulos Kolbenschlag, als er eben einen Stoß mit seiner Lanze nach ihm führen wollte, der Fünfte entging mit knapper Not den nach ihm geführten Stößen der beiden Malaien. Aber andere folgten nach. Die Besatzung mit einem inneren Feind beschäftigt, behielt keine Zeit die Palisaden zu bewachen. Pulo-Pulo sah sich plötzlich von zwei anderen, über die Palisaden gesprungenen Kriegern angegriffen, während ein dritter, dicht hinter ihm sich über die scharfe Brustwehr hob und mit dem Kris zwischen den Zähnen sich eben herüberschwingen wollte, als ihn ein Schlag von außen auf den Schädel traf. Der Kris entglitt seinen Zähnen, fiel in die Einfriedigung nieder und mit schwerem Fall stürzte der Körper des Bewusstlosen nach, während sein lautes fröhliches *Hurrah!* – der den Bewohnern der Küste nur zu wohl bekannte Schlachtruf der Europäer – die Feinde mit einem panischen Schrecken erfüllte, den Herzen der Belagerten neue Hoffnung gab.

Es war Fritz, der mit dem scharfen Ruder als Waffe eben zur rechten Zeit kam, um dem Kampf eine neue und für die Bedrängten heilvolle Wendung zu geben, denn die Sumatraner, durch den fremden Laut getäuscht und hier noch einen neuen Feind fürchtend, wo sie schon mit dem alten alle Hände voll zu tun hatten, suchten nach allen Richtungen hin das Freie zu gewinnen, um nicht umzingelt und gefangen zu werden. Pulo-Pulo selber stand im Anfang erstaunt und überrascht und glaubte in der Tat, ebenso gut wie die Feinde, dass ihnen wunderbarerweise eine neue Verstärkung durch irgendeinen glücklichen Zufall gekommen wäre. An den jungen Deutschen, den er für tot hielt,

hatte er gar nicht mehr gedacht.

Fritz, der jetzt wohl einsah, wie sie nur der Überraschung diese auch nur augenblickliche Rettung dankten und einem zweiten Angriff, dem sie doch jedenfalls wieder ausgesetzt sein mussten, schwerlich mehr würden begegnen können, sammelte die kleine Horde, die eifrig beschäftigt war, die abgeschossenen Gewehre wieder so rasch als möglich zu laden, unter dem Baum, sagte ihnen, dass er ein Kanu in der Mündung des Baches liegen habe, forderte sie auf, ihm dorthin mit allem, was sie tragen könnten, so rasch wie möglich zu folgen. Aber wohin? Gleichviel, nur fort von dieser Küste, wo sie, einmal entdeckt, nicht hoffen durften, dem Tod oder der Gefangenschaft zu entgehen. Schlimmeres konnte ihnen draußen in See auch nicht begegnen und nun bot ihnen das so unerwartet gefundene Boot wenigstens noch Aussicht auf Rettung.

Außerdem hatten sie auch Verwundete, Xuning war von einer Lanze durch die Schulter, der eine Malaie von einem Kris durch den linken Arm und in die Seite gestochen. Beide fühlten sich schon so ermattet, dass, als die erste Aufregung des Kampfes vorüber war, der Chinese ohnmächtig wurde und der Malaie sich ebenfalls im Schmerz seiner Wunden unter den Baum legte.

Es war also keine Zeit weiter zu verlieren, hätten die Sumatranen in diesem Augenblick einen neuen Angriff versucht. Die kleine Besatzung würde ihnen nicht länger haben widerstehen können. Pulo-Pulo kam auch rasch zu einem Entschluss, die Palisaden an einer Stelle, die sie zum Aus- und Eingang bestimmt hatten. Aus dem Boden hebbend, dass die Passage frei wurde, griff er den bewusstlosen Chinesen auf und folgte dem jungen Europäer, der sich

mit so viel Kokosnüssen belud, wie er nur tragen konnte, zu dem nicht fernen Kanu. Der Malaie wurde von dem anderen unterstützt und Tji-kandi bildete den Nachtrab mit einem Korb voll saftiger Früchte. Die Verwundeten erst einmal an Bord, kehrten alle noch einmal rasch und heimlich zum Lager zurück, noch einiges an Proviant und Waffen mitzunehmen. Aber sie rafften nur in ängstlicher Hast zusammen, was ihnen am nächsten lag. Von dem wilden Feind bedroht, wussten sie nicht, ob er nicht vielleicht schon den nächsten Moment aufs Neue über sie hereinbräche und ihnen den letzten Ausweg zur Flucht abschnitt. Erst im Boot und draußen in offener Bay, von der nach nördlich setzenden Strömung rasch am Strand hinauf, weiter und weiter von ihren Feinden fortgeführt, fühlten sie sich gerettet, beruhigt und arbeiteten mit etwas langsameren, regelmäßigen Ruderschlägen der offenen See zu, wo sie allein hoffen durften, ein Schiff zu treffen, das sie der Todesgefahr, in der sie tagelang geschwebt hatten, entzöge.

Und nicht eines Augenblicks Rast gönnten sie sich dabei, denn im Osten dämmerte schon der Tag. Wurden sie vom Ufer aus noch entdeckt, so blieben sie immer der Gefahr ausgesetzt, von den erbitterten Feinden verfolgt und eingeholt zu werden. Als die Sonne endlich über dem blitzenden Meeresspiegel emporstieg, und das Land schon in ziemlicher Ferne hinter ihnen lag, auch kein einziges Boot, dem Ufer zu, erkennbar war, da erst atmeten sie frei auf. Die Gefahr, der sie allerdings noch immer mit dem schwergeladenen Boot einer nur etwas höher gehenden See gegenüber ausgesetzt blieben – ja die Möglichkeit sogar, dass sie irgendeinem anderen Seeräuber in die Hände fallen könnten, däuchte ihnen gegen den gewissen Tod, dem sie erst in die-

ser Nacht entgangen waren, viel zu unbedeutend, ihre Herzen mit Sorge zu füllen.

Einer aber war bei ihnen am Bord, dem die freie Luft hier draußen und der sonnige Himmel, wenig mehr nützen sollte. Xuning, der Chinese war, nachdem er wieder zu sich gekommen, im Anfang wenigstens so viel Kraft und Besinnung behalten hatte, seinen Platz vorn im Boot einzunehmen, um den Rudernden nicht im Weg zu sein, kränker und kränker geworden. Tji-kandi, der einige Kunde in der Wundarznei seines Landes hatte, schüttelte gar ernst mit dem Kopf und behauptete, die Lanzenspitze wäre vergiftet gewesen. Dabei brannte die Sonne heißer und heißer auf ihre Häupter nieder, der Verwundete fing an zu fantasieren und warf sich ein paar Mal so heftig herum, dass er das kleine Boot in Gefahr brachte. Aber seine Kräfte erschlafften bald, eine Stunde später konnte er die Arme und selbst den Kopf nicht mehr heben. Fritz bog sich über ihn, ihm noch etwas Kokosmilch einzuflößen, wenn auch seine Lippen in Fieberhitze glühten, er vermochte die Labung nicht mehr einzuziehen.

Eine Zeitlang lag er ganz still und regungslos, nur das leise Röcheln seiner Brust verriet, dass er noch atmete. Die Schulter war ihm dabei hoch und dick angeschwollen, das Antlitz mit Blut unterlaufen. Auf einmal schien es fast, als ob er seine Besinnung wieder gewönne. Er wollte sich aufrichten und die Blicke flogen wirr und ängstlich von einem zum anderen und dann über die öde Fläche des Meeres. Aber es war das nur ein Moment, der letzte Kampf des endenden Lebens mit dem Tod. Als er wieder zurücksank auf sein Lager, streckte er sich, heftete die Augen starr und gläsern an den blauen Himmelsdom, der mit seinem sonnigen

Licht zum letzten Mal auf ihn hernieder gelächelt hatte – er war tot.

Die kleine Mannschaft saß still und traurig, die Ruder eingezogen, bei der Leiche. Wieder war einer aus ihrer Mitte geschieden und der Tod schien Opfer nach Opfer zu fordern in langsamer aber sicherer Reihenfolge.

Auch der Malaie war recht krank geworden und in düsterem Schweigen starrten die Männer vor sich nieder, denn wie lange noch und sie alle deckte vielleicht die helle Flut. Aber nicht sinnen und grübeln durften sie lang, wo der Augenblick Taten von ihnen verlangte.

»Hebt den Leichnam über Bord!«, sagte Pulo-Pulo mit leiser, aber doch von jedem verstandener Stimme. »Wir haben nichts an seine Füße zu binden, Allah möge ihm sanfte Ruhe geben. Hinüber mit ihm.«

Tji-kandi und Fritz, denen das Wort galt, hoben schweigend den Körper auf den Rand des Bootes. Der Malaie hielt dort einen Augenblick, zuerst ein leises Gebet zu murmeln. Auch das Herz des jungen Europäers war voll zum Zerspringen und sein Auge haftete in brünstigem Gebet am blauen klaren Himmel. Ein Christ und ein Mohammedaner beteten für die Seele ihres heidnischen Kameraden. Keiner von ihnen dachte daran, dass Gott einen Unterschied machen könne zwischen ihnen. Das Unglück bringt uns überhaupt einander näher. Weit in der fremden Welt draußen, von den Wundern des Allmächtigen umgeben, denken wir nur an den allliebenden Vater da oben und es fällt uns nicht ein, dass er einen Unterschied zwischen seinen Kindern machen könne, weil sich die einen nach Osten, die anderen nach Westen neigen, um zu ihm zu beten – sind doch alle seine Kinder.

Nachdem das kurze Gebet beendet war, ließen die beiden den Körper langsam ins Wasser nieder – aber sie schauten sich nicht wieder nach ihm um – sie hatten kein Gewicht an seine Füße zu binden und wussten, dass er oben treiben würde, den Fischen eine sichere und willkommene Beute. Auch Pulo-Pulo hob das Ruder aus dem Wasser und neigte das Haupt, als das Kanu langsam an dem Körper vorbeistrich. Dann aber, mit Macht sich in die Ruder legend, arbeiteten die vier Männer aus Leibeskräften hinweg, um aus der Nähe der Leiche zu kommen.

Damit sollte auch, wie es schien, ihre Not ein Ende erreicht haben, denn von da an waltete ein günstigerer Stern über ihrer Bahn. Mit ruhigem Wetter ihren Kurs getrost in das weite Meer hinein verfolgend, ruderten sie trotz der Hitze unverdrossen bis Abend weiter, als Pulo-Pulo plötzlich in die Höhe sprang und mit freudigem Ruf ein Segel kündete. Er hatte sich nicht geirrt, zwar noch weit entfernt, aber wie sich kaum mehr verkennen ließ, in ziemlich gerader Richtung auf sie zuhaltend, trat bald immer deutlicher das hohe Mastwerk eines europäischen oder amerikanischen Schiffes hervor. Aber der Wind schlief fast ganz ein und die Nacht brach an und noch war es immer nicht nah genug, den Rumpf von ihrem Kanu aus zu erkennen. Also durften sie auch gar nicht hoffen, von dort aus gesehen zu werden. Gleich nach Sonnenuntergang frischte aber die Brise wieder auf, und Pulo-Pulo nahm eines der noch nicht gebrauchten trockenen Ruder, brach es in Stücke und einen Teil zuspitzend, begann er damit, indem er sein ganzes Gewicht in den Druck legte, den anderen rasch zu reiben. Nach wenigen Minuten schon stieg ein leichter Rauch auf und der geriebene Teil des Holzes färbte sich schwarz und

nach zehn Minuten etwa begann das durch das Reihen entstandene feine Holzmehl sich, zu entzünden und zu glühen. Ein Stück Kokosbast, das der Malaie als Gürtel um den Leib trug, fing rasch daran Feuer. Es war nun leichte Mühe, etwas fein gespaltenes Holz damit zu heller Flamme zu bringen.

Dies Feuer unterhielten sie jetzt vorsichtig, bis sie an dem helleren Horizont die Umrise des ganzen Schiffes klar und deutlich entdeckten und fachten dann die Flamme durch aufgelegte dünne Späne, aus dem anderen Ruder wie einem der Lanzenschäfte gespalten, an, dass sie hoch aufloderte. Zu gleicher Zeit vereinigten sie ihre Stimmen zu einem lauten Ruf und schossen mehrfach ihre Gewehre ab, wenn auch der Wind von dem Schiff herwehte und sie kaum hoffen durften, dort an Bord wirklich gehört zu werden.

Das Feuer war gesehen worden. Einer der Leute an Bord, der in die Wanten stieg, um dort aufgehängene Wäsche herunter zu nehmen, hatte den lichten Schein bemerkt und es dem Kapitän gemeldet. Dieser traute jedoch im Anfang nicht recht - es konnten auch feindliche Prahus sein, die mit ihren langen aber scharf schießenden Kanonen oft schon größeren Schiffen gefährlich geworden waren und luvte eher noch ein wenig weiter in den Wind an, mehr Seeraum zu bekommen. Der aufsteigende Mond beleuchtete aber das Wasser schon genug, um auf die kurze Entfernung hin das einzelne Boot erkennen zu lassen. Noch näher kommend vernahmen sie sogar die Schüsse und Rufe.

Jetzt fiel der Bug vor dem Wind ab, dem auf dem Wasser hell funkelnden Licht gerade entgegen. Vorn auf dem Bugspriet stand ein Matrose zum Ausschauen, dem Steuernden

zuzurufen, wenn sie zu nah herangelaufen wären oder er sonst eine Gefahr bemerkte. In Lee waren mehrere von den Leuten postiert, dem Boot oder Floß, was es sein mochte, beim Passieren ein Tau zuzuwerfen. Dicht hinan gekommen ließ der Kapitän seine Vorsegel back brassen.

Jetzt waren sie da – die Taue flogen aus und wurden von jubelnd danach ausgestreckten Armen gefasst und festgehalten. Wenige Sekunden später lag das kleine Boot in Lee vom Schiff. Eines der Taue wurde um den Leib des verwundeten Malaien gelegt, um diesen an Bord zu heben. Als Pulo-Pulo das letzte Tau aus dem Kanu den zu ihm niedersteigenden Matrosen hinaufgereicht, löste er die Taue und kletterte nun selber an Bord. Als die Rahen wieder herumflogen, das Schiff gegen den Wind aufluvte und sich die Segel füllten, blieb das Kanu in seinem Fahrwasser zurück. Nur die im Bug desselben noch lodernde Flamme, die bereits seine Seitenwände ergriffen hatte, glühte noch wie ein matter, auf dem Wasser schwimmender Stern zu ihnen herüber, bis auch dieser in Nacht und Dunkelheit verschwand.

\*\*\*



## *Sechszwanzigstes Kapitel*

Wie Fritz in seine frühere Heimat zurückkehrt, und sich von seinem Heimweh auf eine höchst traurige Weise geheilt findet

Das Schiff, von Singapur kommend und heimwärts bestimmt, war eine amerikanische Brigg mit Ladung für Boston in den Yankeestaaten. Der Kapitän erbot sich freundlich, die ganze kleine Mannschaft, von der ihm Fritz einen kurzen Überblick ihrer bestandenen Gefahren gegeben hatte, mit dorthin zu nehmen. Die Malaien wünschten aber sehnlichst in irgendeinem englischen oder holländischen Hafen Indiens gelandet zu werden, um in ihre Heimat zurückkehren zu können. Kapitän Slocum, versprach ihnen, Pulo Pinang, eine englische Besitzung, anzulaufen und sie dort zu landen. Mit dem nächsten Monsun fanden sie dann fast wöchentlich wieder Gelegenheit nach Java zurückzukehren, ohne irgendeiner weiteren Gefahr, als die See überhaupt bot, ausgesetzt zu sein.

Nur Fritz hatte seinen Plan, in Ostindien zu bleiben, aufgegeben. Das Schiff, das heimwärts bestimmt, in wenigen Meilen von da landete, wo er den größten Teil seiner Jugend verbracht hatte, in ihm noch liebe Freunde lebten, weckte all die alten schönen Erinnerungen in seiner Seele. Waren ihm auch die goldenen Träume, mit denen er das *Land der aufgehenden Sonne* betreten hatte, nicht verwirklicht worden, kehrte er in die Heimat zurück, so arm wie er sie verlassen. Nur an Erfahrung reich und früh gereift in dem wilden abenteuerlichen Leben brachte er doch auch seinen kräftigen gesunden Körper wieder. Mit dem konnte er sich

dort überall, das wusste er recht gut, den eigenen Herd, die eigene Heimat gründen.

Wenige Tage später erreichte die Brigg die von den Engländern in Besitz genommene und der Küste von Milanka gegenüberliegende Insel Pinang (das malaiische Wort Pulo bedeutet eben Insel). Fritz nahm hier von seinen bisherigen Reisegefährten, von denen sich besonders Tji-kandi schwer von ihm zu trennen schien, herzlichen Abschied. Der kleine dicke Malaie schwankte sogar in der Tat eine lange Zeit, ob er mit seinem neugewonnenen jungen Freund nicht lieber nach dessen kaltem Heimatland gehen, bei ihm bleiben sollte. Aber der Gedanke an die eigene, unter Palmen und Pisang versteckte Bambushütte mochte jede solche Idee wohl wieder verdrängen. Als die übrigen, von denen sich der Verwundete ebenfalls sehr gebessert hatte, schon im Boot saßen und er noch immer oben an Deck wie unschlüssig des jungen Mannes Hand hielt, fing er plötzlich an, mit dem Kopf zu schütteln und glitt so rasch an dem niederhängenden Tau ins Boot hinab, als ob er fürchte, zurückgelassen zu werden, oder doch nicht so recht sicher sei, selbst oben zu bleiben.

Eine Stunde etwa später kehrte das Boot wieder zurück, die Segel wurden angebrasst und unter dem fröhlichen Singen der Matrosen, von der günstigen Brise getrieben, flog das schnelle Schiff schäumend und tanzend seine Bahn entlang.

Die Fahrt ging glücklich und ohne weitere Abenteuer zu Ende. Die Brigg war ein guter Segler, trotz einem ziemlich heftigen Unwetter am Kap, bei dem sie drei Tage vor dicht gerefften Segeln liegen mussten, umrundeten sie dasselbe glücklich und erreichten nach einer Reise von 110 Tagen

Cape Cod, um am nächsten Morgen vor Boston auf amerikanischem Grund und Boden zum ersten Mal wieder Anker zu werfen.

Fritz befand sich nun allerdings in der fatalen Lage, ohne einen Pfennig Geld das weite Amerika wieder betreten zu müssen. Das Einzige, was er von seiner Reise glücklich mitgebracht hatte, war der eine, dem sumatranischen Häuptling abgenommene Kris, dessen Heft allerdings stark vergoldet und sehr schwer schien und überdies reich mit Steinen besetzt war. Der amerikanische Kapitän hatte ihm gesagt, die Waffe würde wertvoller sein als er glaube, denn die indischen Häuptlinge verschwendeten oft enorme Summen auf diese Dolche, die zu einem Familienstück würden und in der Familie um jeden Preis erhalten werden müssten. Aber nur ungern wollte Fritz sich davon trennen, denn wenige Taler hoffte er, nach kurzem Aufenthalt, schon durch Arbeit verdienen zu können.

Nichtsdestoweniger ging er, in Boston angekommen, zu einem dortigen Goldschmied, um sich nach dem etwaigen Wert zu erkundigen. Er hatte dabei geglaubt, dass dieser die Waffe vielleicht für zehn oder fünfzehn Dollar tarifieren würde, traute aber seinen Ohren nicht, als ihm der Juwelier nach einer langen und aufmerksamen Prüfung derselben fünfzehnhundert Dollar bot, als er dadurch wirklich überrascht und bestürzt gemacht wurde, nicht darauf eingehen und den Laden wieder verlassen wollte, der Preis bis zu zweitausend, zweitausendfünfhundert und endlich bis zu dreitausend hinaufstieg.

Fritz hatte sich übrigens in den letzten Jahren zu viel zwischen fremden Menschen herumgetrieben, um so leicht übervorteilt zu werden. Überzeugt, dass die Waffe, wenn

ihm der erste beste Juwelier gleich eine solche enorme Summe dafür böte, auch unbedingt noch mehr wert sein würde, beschloss er die Summe, die ihn seinen bescheidenen Ansprüchen nach zum reichen Mann machte, noch nicht zu nehmen, sondern erst genaue Erkundigungen einzuziehen, wie viel er für das mit bunten Steinen besetzte Gold erwarten dürfe. Er begriff nicht, worin eigentlich der enorme Wert solchen Schmuckes stecke.

Zu diesem Zweck begab er sich in die Hauptstraße der Stadt und in einen der größten Juwelierläden, die er finden konnte. Es waren Käufer dort, und der in Seemannsstracht ärmlich gekleidete junge Bursche wurde weiter gar nicht beachtet. Die Damen suchten und suchten dabei und konnten nicht fertig werden mit wählen und zurücklegen, bis der alte Herr, der sie begleitete, denn der Juwelier selber nahm gar keine Notiz von ihm, sich freundlich zu ihm wandte und ihn fragte, was er wolle, denn es sähe aus, als ob ihm die Zeit lang würde.

Fritz, dem die freundliche Anrede wohlthat, nahm den Kris aus seinem Gürtel und ihn dem alten Herrn zeigend, sagte er ihm, dass er hierhergekommen sei, den genauen Wert desselben zu erfragen.

Des Fremden überraschter Ausruf, als er die kostbare juwelenbesetzte Waffe sah, brachte aber bald den Goldschmied an seine Seite. In staunender Bewunderung betrachteten sie die herrliche Arbeit, wie die reichen funkelnden Steine, mit denen der Griff ordentlich übersät schien.

Fritz musste ausführlich erzählen, wie er zu der kostbaren Waffe gelangt und wo er überhaupt hergekommen sei, was er erlebt und getrieben. Des jungen Burschen offenes klares Auge sowie seine sonnenverbrannte Haut bezeugten, dass

er die Wahrheit sprach.

Fritz fand aber auch bald, dass er wohlgetan das erste ihm gemachte Gebot abgewiesen zu haben, denn der Juwelier hier, ein Franzose und vorzüglicher Steinkenner, tarierte den Wert der Waffe, nur an Brillanten und anderen farbigen Edelsteinen, auf elftausend Dollar, die ihm der alte Herr, wenn er sich ein paar Tage in der Stadt aufhalten wolle und kein besseres Gebot dafür bekäme, bar auszahlen versprach. Zugleich lud er ihn ein, bei ihm so lang zu wohnen und streckte ihm vor allen Dingen etwas Geld vor, sich neu zu einzukleiden, um anständig erscheinen zu können.

Es lässt sich denken, wie gern der junge Mann ein so freundliches Erbieten annahm. Er blieb auch vierzehn Tage in seinem Haus und wurde fast wie ein Kind der Familie behandelt, so lieb hatten sie den jungen ehrlichen Burschen gewonnen, der schon so merkwürdige Abenteuer erlebt und sie so schlicht und bescheiden zu erzählen wusste.

Länger ließ ihn aber die Sehnsucht nicht hier weilen, da ihn sein Herz gen Westen, an die schönen Ufer des Hudson zog. Dort konnte er sich ankaufen, eine Farm gründen und später einmal – ach das Herz klopfte ihm recht froh und freudig in der Brust, wenn er besonders an Wolframs und seine kleine Freundin Helene dachte. Aber er wusste dann wahrhaftig gar nicht, was für Pläne all ihm das Hirn durchkreuzten. Helenchen musste wohl recht groß und hübsch geworden sein und der alte Wolfram? Fritz schämte sich für den alten Mann, wenn er an den Abend zurückdachte, wo jener seines Pflegevaters Schatz nachspionierte und ihn doch dadurch eigentlich in die weite Welt hinausgetrieben hatte. Aber er fühlte keinen Zorn, keinen Unmut gegen ihn.

Das war vorbei und abgetan und der alte Wolfram doch jedenfalls Helenchens Vater.

Der alte Herr kaufte ihm wirklich die Waffe ab. Fritz legte das Geld auf seinen Rat in Boston an, bis er einen bestimmten Zweck dafür habe und es dann nur eben anzuweisen brauche. Wenn ihm dabei auch der Abschied von den braven Menschen leid tat, litt es ihn doch nicht länger in der großen, ihm fremden Stadt. In den Wald zog es ihn wieder und die Lokomotive fuhr ihm fast zu langsam, die ihn der Heimat entgegenführte. Am nächsten Morgen erreichte er mit dem Dampfschiff, von Albany aus, das kleine Städtchen Hudson und wanderte, ohne sich irgendeinem seiner früheren Freunde zu erkennen zu geben, ja ohne nur jemanden zu fragen wie es denen ging, an welchen sein Herz noch hing, mit raschen Schritten der kleinen Kolonie zu. Ach, er kannte ja noch jeden Weg und Steg, jeden Stein im Pfad, jeden überhängenden Zweig, aus früheren Jahren. Aber die Büsche waren größer geworden, neue Wohnungen und Farmen entstanden, einzelne liebgewonnene Bäume gefällt. Der kleine Bach, an dem sonst so schöne Blumen wuchsen, lag aufgewühlt und mit Balken und Schutt überworfen da, denn ein unternehmender Ansiedler beabsichtigte eine Mühle daran zu errichten. Als er endlich den alten wohlbekanntem Steg erreichte, wo er als Kind gespielt und später die Birkenstangen selber geschlagen, hatte die dem rohen übergeworfenen Stamm zum Geländer dienten, fand er – ihm trat eine Träne ins Auge, als er die Verbesserung entdeckte – eine zierliche, angestrichene Brücke über den sprudelnden Bach, den großen moosbewachsenen Stein, der das obere Ende des Stammes früher gehalten, seiner moosigen Decke beraubt und mit weißer Farbe ge-

tüncht, damit man ihn nachts im Vorübergehen vermeiden konnte und nicht über ihn stolperte. Er hatte die Stelle erreicht, wo seines Großvaters Haus stand – stand? Lieber Gott, die Stelle hatten sie gelassen, aber statt des dunkelgrauen Schindeldachs, das früher halb versteckt zwischen hochstämmigen Kastanien und Hickorys lag, fand er ein hohes hell angestrichenes Backsteingebäude mit grellrotem Ziegeldach. Die Bäume rund umher waren weggeschlagen, einer jungen, aber freilich noch sehr kahlen Obstpflanzung Raum zu geben.

Fritz wandte sich nach rechts – er mochte den Platz gar nicht wieder betreten, denn es weckte zu trübe Erinnerungen in ihm – der Wolframschen Farm zu. Aber auch das kleine Gebüsch, das früher zwischen den beiden Grundstücken gelegen, wo der alte Mann damals seinen Sack mit Geld vergraben hatte, war ausgerodet und eingezäunt worden. Die wenigen Jahre hatten eine merkwürdige Veränderung in der kleinen Kolonie hervorgebracht und Fritz konnte den Platz gar nicht mehr.

Mit Zittern und Zagen schritt er einen breiten Fahrweg zwischen zwei Einfriedigungen hinauf, der nach Wolframs Grundstück führen musste. Dort stand auch noch das kleine Haus. Das Herz schlug ihm freudig in der Brust. Dasselbe, was er damals so oft und so gern betreten hatte. Gott sei Dank, wenigstens der Platz war noch nicht von all den Neuerungen mit angesteckt und Wolframs? Aber dahinter stand auch ein großes neues Gebäude. Hatte er sich so prachtvoll eingerichtet und all die Verbesserungen gemacht? Wenige Minuten noch mussten ihm die Gewissheit alles dessen bringen, und er lief mehr, als er ging, den breiten Weg hinauf. Er hatte das kleine Wohnhaus erreicht,

aber die Tür war geschlossen, die er sonst immer offen vorgefunden hatte. Seine Hand lag auf dem Drücker, aber er wagte nicht zu öffnen. Ha, was war das? Da drinnen wieherte ein Pferd?

»Hallo, junger Herr, zu wem wollen Sie?«, rief ihn da eine Stimme an.

Sich rasch umschauend sah er einen Mulatten mit einer Stallschürze und einem kleinen roten Käppchen auf dem Kopf, auf sich zukommen.

»Ich suche Mr. Wolframs Familie«, sagte Fritz, sich etwas erstaunt gegen diesen wendend.

»Im Stall?«, fragte der Mulatte lachend, »da wird sie wohl schwerlich drin stecken!«

»Ein Stall?«, rief Fritz erschreckt aus, und der Gelbe öffnete ihm mit einem breiten Grinsen die Tür.

»So wohnen sie vielleicht in jenem Haus?«, fragte er nach kurzer Pause, mit neuer Hoffnung im Ton. »Mr. Wolfram ist vielleicht ein reicher Mann geworden und hat ...«

Der Gelbe schüttelte mit dem Kopf und sagte, während er die Tür wieder schloss: »Wenn der Wolfram geheißten hat, dem dies Grundstück früher gehörte, so ist er nach Louisiana gezogen. Der jetzige Besitzer dieses Platzes heißt Morton und ist aus Tennessee – wir sind erst seit dreizehn Monaten hier.«

Als ob er damit vollkommen genug gesagt und jedes weitere Gespräch abgebrochen wünsche, steckte er die Hände in die Taschen und schritt pfeifend dem großen Gebäude zu, wahrscheinlich dem jetzigen Herrenhaus. Fritz aber wandte sich traurig ab und kehrte langsam, ohne auch nur einen Einzigen seiner alten Bekannten weiter aufzusuchen, zu dem Städtchen zurück. Es war hier alles so entsetzlich



verändert worden in der doch verhältnismäßig kurzen Zeit, dass er sich gar nicht mehr getraute, nach irgendjemand anderem zu fragen. Erst in Hudson selber wurde er von einigen erkannt und freudig willkommen geheißen.

Aber was er da oben von dem Mulatten gehört hatte, fand er auch hier bestätigt. Wolfram, der plötzlich, niemand wusste wie, eine Masse baren Geldes in Händen gehabt, schien sich durch die Neugierde seiner Nachbarn belästigt gefunden zu haben, dass er seine kleine Farm verkaufte und sich in Boston nach New Orleans einschiffte, wo er, wie man sagte, eine Baumwoll- und Zuckerplantage kaufen wollte. Weiter wusste niemand etwas von ihm.

Sollte Fritz hier oben bleiben, wo ihm alles, alles fremd geworden war? Was er auch früher an Plänen sich ausgedacht hatte, wie er sich eine Farm kaufen und selber eine Wirtschaft gründen wollte, schien ihm nun nicht recht zu passen. Er war noch zu jung und das nördliche Land, wo ihm der liebe Hintergrund genommen, den er dem allen gegeben für dereinst, sprach ihn nach den Erinnerungen an die Tropen doch nicht mehr so an wie er geglaubt. So wenigstens sagte er zu seiner eigenen Entschuldigung. Als er den Freunden in Hudson erklärte, er wolle wieder nach Boston zurückkehren, um dort seine Geldverhältnisse zu regeln, war er schon fest entschlossen, die erste Schiffsgelegenheit zu benutzen und ebenfalls nach New Orleans zu gehen. Möglich, dass er da Wolframs Spur fand, und der alte Wolfram konnte ihm dann raten, wie er sein Geld am besten anlegen möge.

Der alte Wolfram? Nein, ihm grauste vor dem Menschen, doch zog es ihn der Familie nach. Er wusste sich eigentlich kaum selber Rechenschaft darüber zu geben. Dass es He-

lenchen war, deren kindliches, reines Herz und treues Gemüt den Knaben früher so oft getröstet hatte, wenn Leid und Unmut seine Seele zu Boden drücken wollten, mochte er sich gar nicht eingestehen. Es war ja aber doch das einzige Wesen, das wirklich herzlichen Anteil an ihm genommen, dass ihn, die arme Waise, wie eine treue Schwester geliebt und getröstet hatte. Und wer da weiß, wie schmerzlich es ist und wie öde in der weiten Welt, so ganz allein dazustehen und niemanden zu haben der sich freut, wenn wir kommen, den es betrübt, wenn wir gehen, der wird es gewiss leicht begreiflich finden, dass es den Fremdling in der Heimat nicht mehr dort litt, wo er sich früher heimisch gefühlt und dass er sich fortsehnte von da, freundlicheren Verhältnissen entgegen.

In Boston hielt er sich diesmal aber nur einen einzigen Tag auf, denn schon am nächsten Morgen segelte ein Schoner nach New Orleans, auf dem er augenblicklich Passage nahm. Die Reise ging auch rasch und glücklich vorüber. Fritz Wildau fand sich jedoch in der *Königin des Südens*, wie das prächtige New Orleans von den Amerikanern genannt wird, bald ebenso verlassen, wie das am Hudson der Fall gewesen war. Von Wolframs fand er wohl die Spur, aber auch nichts weiter, und jeder Versuch blieb vergeblich, sie jetzt noch irgendwo in dem weiten Staat anzutreffen. Sie waren allerdings hier in New Orleans gelandet, hatten sich dann aber auf einem der Mississippi-Dampfboot den Fluss hinauf eingeschifft und nach einigen unterhalb Baton Rouge, einem kleinen Städtchen am Mississippi, am False River in der Nähe der Ansiedlung Pointe Coupée niedergelassen. Genau konnte Fritz den Platz nicht erfahren. Nach fruchtlosem Umherstreifen in der bezeichneten Gegend,

die ihm auch außerordentlich gefiel, beschloss er endlich dort zu bleiben, die Verhältnisse genau kennenzulernen und dann später sich hier, an dem mächtigen Strom, der einen wunderbaren Zauber auf alle ausübt, die ihn einmal besucht haben, niederzulassen.

\*\*\*

## *Siebenundzwanzigstes Kapitel*

Fritz Wildau findet eine Menge alter Bekannter und neue Abenteuer

Der Leser muss nun mit mir einen Zeitraum von fünf Jahren überspringen, in denen Fritz als Aufseher einer großen Zuckerplantage am Atchafalaya River - einer Art vorzeitiger Ausmündung des Mississippi in den Golf von Mexiko - eine förmliche Lehrzeit des südlichen Pflanzerlebens bestand und sich außerordentlich gut darauf vorbereitete, später ein ähnliches Besitztum auch selber verwalten zu können. Geld allein macht nämlich nicht durch sich selbst schon befähigt, einen Posten auszufüllen. Man muss sich auch die Kenntnisse dazu erwerben, in einem Stand wie in dem anderen. Will besonders ein Gutsbesitzer sich nicht ganz allein auf seine Leute, Verwalter und Inspektoren verlassen, in deren Hände er dann gegeben ist, ob sie es redlich mit ihm meinen oder seine Besitzungen nach und nach zu Grunde gehen lassen, so muss er selber die Sache gründlich verstehen, zu diesem Zweck von der Pike auf gedient und alles, selbst das Unbedeutendste, auch selber gelernt haben. Nachher kann er sagen, dass er unabhängig in der

Welt dastehe und den Platz auszufüllen imstande ist, auf den ihn Umstände oder sein freier Wille gestellt haben. Der Handwerker muss erst Lehrling, der Schiffskapitän erst Junge und Matrose gewesen sein, und wer diese ersten Stufen als unnötig überspringt, muss nicht selten wieder zurück und auf seine alten Tage von vorn anfangen – oder dafür büßen.

Fritz war dabei klug genug gewesen, keinem Menschen zu sagen, dass er wirklich ein Kapital zu seiner Verfügung habe und eine Plantage selber kaufen wolle. Es wäre ihm sonst bald diese, bald jene angepriesen worden und er würde nie gewiss gewusst haben, ob es die Leute ehrlich mit ihm meinten, oder ob sie nur ihr Land für gutes Geld loszuwerden wünschten. So kam es, dass er nach fünf Jahren, zwischen dem Atchafalaya River und der Mündung des False River in den Mississippi einen Zeitpunkt benutzen konnte, wo einer der Pflanzer seine ganze Plantage, die er als gut und wertvoll kannte, mit einer kleinen Anzahl Schwarzer billig verkaufen musste- Fritz Wildau fand sich am nächsten Tag auf seinem eigenen Grund und Boden als wirklicher Besitzer einer nicht unbedeutenden, aber sehr vernachlässigten Zuckerplantage, die er selber bewirtschaftete, und die ihm schon nach dem ersten Jahr versprach, bald wieder den Nutzen zu gewähren, den der vorige Besitzer bei einem wüsten Leben und gänzlicher Nichtbeachtung seiner Pflichten rein aus dem Fenster geworfen hatte.

Es war im Juni des zweiten Jahres, in welchem Fritz die Bewirtschaftung seiner eigenen Plantage angetreten hatte, als er eines Tages von Geschäften zurückkehrte, die ihn nach Bayou Sarah, einem Pointe Coupée gegenüberliegenden Städtchen gerufen und im Ferry-Hotel von Pointe Cou-

pée, wo auch die nach Bayou Sahrah hinüberfahrende Dampffähre landete, zu übernachten beschloss, um einen Geschäftsfreund zu erwarten, der mit dem Postboot von New Orleans an diesem Abend hier eintreffen sollte.

Im Hotel war reges Leben. Aus dem Innern des Landes, von irgendeiner Bayou her, die sich in den Red River ergießt, waren, von einem Schwarzen und einer Mulattin begleitet, zwei Damen angekommen, mit dem morgendlichen Mail- oder Postboot nach New Orleans hinunter zu gehen. Die Leute im Hotel schienen sie zu kennen und sprachen viel über den Reichtum der alten Witwe, die Louisiana wieder verlassen und nach den nördlichen Staaten zurückkehren wollte.

Fritz saß am Tisch, sein versäumtes Mittagessen nachzuholen, den Rücken der Tür zugekehrt und achtete wenig auf das für ihn kein Interesse habende Gespräch, konnte aber auch nicht vermeiden, jedes Wort zu hören, was die eben eingetretenen Männer miteinander sprachen, die sich an eines der vorderen Fenster postiert hatten, die junge Dame vorbeipassieren zu sehen.

»Nicht so reich, Sir?«, sagte der Barkeeper, ein junger Kreole, auf eine hingeworfene Bemerkung eines der Fremden, »nicht so reich? Ich versicherte Sie, der alte Herr hatte schon ein tüchtiges Kapital, als er vor acht Jahren etwa hier herunter nach Louisiana kam. Dann kaufte er Du Plessis Grundstück am False River, das er nach zwei Jahren wieder verkaufte und Gott weiß wie viel tausend Taler dabei verdiente. Dabei hat er unter der Hand und ohne dass seine Frau, die es nicht leiden wollte, etwas davon erfuhr, einen Sklavenhandel getrieben, der ihm fast jede Woche ein Kapital einbrachte und mit den drei Plantagen, die er später an

der Bayou Opelousa kaufte und die jetzt seine Witwe an eine französische Compagnie für bare gute Louisiana-Banknoten wieder verkauft hat, muss sie beinahe eine halbe Million in dem kleinen Kästchen halten, was der Sklave fortwährend hinter ihr herschleppt. Nicht reicht?«, setzte der junge Bursche dann noch, wie mit sich selber redend und ordentlich verächtlich hinzu. »Ich wünsche nur, ich könnte den alten Wolfram beerben, ich wollte Euch erzählen ob ich reich wäre oder nicht.«

»Wolfram?« Fritz legte Messer und Gabel nieder und schaute sich nach dem gesprächigen Kreolen um, den er anrief. Dieser hörte und sah aber nicht und war so in Eifer über den bestrittenen Reichtum des *halben Millionärs* geraten, dass Wildau das Glas mit seinem Messer berühren musste.

Wie der Müller aufwacht, wenn das Rad seiner Mühle stockt, wie der Jäger der westlichen Wälder durch einen Donnerschlag nicht erweckt wird, aber den schleichenden Tritt des Wolfes im dürren Laub hört, so zuckt einem Kellner der Ton von Metall- und Glas wie ein elektrischer Schlag durch den Körper. Und wenn er in irgendeiner Aufregung nichts weiter hört noch sieht, der ruft ihn mit Blitzesschnelle zu seiner Pflicht zurück.

»Kellner«, sagte Wildau zu dem rasch herbeispringenden dienstbaren Geist. »Was ist das für ein Wolfram?«

»Von New York, Sir.«

»Staat oder Stadt?«

»Sir?«

»Ob er aus dem Staat New York oder der Stadt selber ist?«

»Ich kenne nur eine Stadt, Sir.«

»Ah so – können Sie mir die Vornamen der beiden Damen verschaffen?«

»Jawohl, Sir, sogleich – nichts leichter als das, stehen beide auf den Koffern – die junge Dame heißt Helene, aber die Alte ...«

Fritz Wildau fühlte, wie ihm das Blut in die Schläfe schoss und er sprang auf, dass der Kreole sein Erröten nicht bemerken sollte.

Also der alte Wolfram tot! Sein erstes Gefühl war hinaufzuspringen, wo sich die Damen aufhielten und sie als alte Bekannte und Freunde zu begrüßen. Aber schon auf dem Weg kam ihm die Furcht, dass sie jetzt reich, sehr reich geworden seien und ihn vielleicht höflich, aber nicht herzlich empfangen würden. Es war das die letzte Hoffnung, die er noch aus der Kinderzeit mit sich herübergetragen hatte. Sollte er sich die mutwillig zerstören?

Da fiel ihm ein, dass er sich ja in den letzten neun Jahren so gewaltig verändert habe, um kaum fürchten zu dürfen, von Leuten erkannt zu werden, denen er doch eigentlich immer nur ein Fremder gewesen war. Er beschloss, sie erst morgen früh, oder vielleicht heute Abend bei Tisch vor allen Dingen einmal zu begrüßen, ohne sich zu erkennen zu geben und dann das Gespräch auf ihren früheren Aufenthalt am Hudson zu bringen. Vielleicht, dass sie seiner da freundlich gedachten, dann war es immer noch Zeit vorzutreten und zu sagen, *das bin ich selber! – Der blondhaarige, blauäugige, zarte Knabe, der den Norden als arme Waise verließ, ist jetzt zum dunkelhaarigen, bärtigen und kräftigen Mann herangewachsen, aber sein Herz ist immer dasselbe geblieben und hat Euch noch nicht einen Augenblick vergessen in all der langen, langen, traurigen Zeit –* Und gedachten sie seiner nicht –

dann nahm er am nächsten Morgen freundlich Abschied von ihnen, wie man ihn eben von Fremden nimmt, die man unterwegs getroffen hatte. Wie ihm selber auch dabei zu Sinne sein mochte – die Fremden sollten das im Leben nicht erfahren.

Mit diesem Entschluss trat er in den Garten, teils sich zu zerstreuen, teils die Ankunft des Postbootes, das um diese Zeit etwa eintreffen musste, zu erwarten.

Vor dem Ferry Hotel stand ein hoher gewaltiger China-baum, in den ein früherer Besitzer einen Sitz gebaut und eine schmale Treppe hinauf geführt hatte.

Dicht darunter hin lief das Gartenstaket, und die dichtbe-laubten und mit duftigen Blütentrauben schwerbehange-nen Zweige bildeten besonders zur Straße, die am Missis-sippi hinlief, eine so engverwachsene Wand, dass man von dort aus niemanden in dem Baum erkennen und wenn man die im Gebüsch versteckte Treppe nicht kannte, auch darin vermuten konnte.

In diesen Baum kletterte der junge Mann, denn er ge-währte ihm gerade nach Süden hinunter die Aussicht auf eine freie Stelle im Strom, die das Dampfschiff passieren musste. Aber das Postboot kam heute entsetzlich spät und die Dämmerung brach ein, ja die Leuchtkäfer fingen schon an zwischen den tausend Blüten des Baumes zu funkeln und herüber und hinüber zu schießen. Noch saß Wildau dort oben auf seinem reizenden Sitz, in einem Halbtraum dem Rauschen des gewaltigen dicht an ihm vorbeierollen-den Stromes und dem Flüstern des Blütenbaumes zu lau-schen.

Leise flüsternde Stimmen dicht unter ihm brachten ihn erst wieder vollständig zu sich selber. Er erhob sich lang-



sam, die Treppe niederzusteigen und in das Haus zurückzugehen, in welchem schon die erste Glocke für das Souper geläutet wurde, als die eine Stimme des unten Sprechenden ihn stutzig machte und er, dieser horchend, auch die Worte verstehen musste.

»Eine halbe Million? – Unsinn!«, brummte der eine der Untenstehenden.

Fritz griff an seine Stirn, die Laute jener Stimme aus alter, halbvergessener Zeit wieder heraufzubeschwören. Wo hatte er die schon gehört und weshalb griff ihm der Ton so wunderbar beängstigend ans Herz?

»Und ich sage dir, dass es wahr ist«, erwiderte der andere Sprechende, in dem er den Mann aus dem Gastzimmer zu erkennen glaubte, mit dem sich der kleine Kreole unterhalten hatte. »In dem Kästchen, das der Diener hinter seiner Herrin drein schleppt, sind die Banknoten, und morgen früh mit dem Postboot wird uns die ganze Bescherung wieder entführt, dass wir das reine Nachsehen haben. Solche Gelegenheit kommt im Leben nicht wieder und wir wären alle gemachte Leute!«

»Alle Wetter!«, sagte da der Erste wieder mit leiser, halbhunterdrückter Stimme.

Fritz hätte zu den Tönen schwören wollen, dass sie einem alten Bekannten gehörten. »Wenn dem so ist, wär ich der Letzte, der Nein sagte zu einem guten Unternehmen. Wer schläft die Nacht im Haus?«

»Niemand, dem wir nicht mit unserer Bootsmannschaft gewachsen wären«, lautete die befriedigende trotzige Antwort. »Die Sklaven liegen alle im Hintergebäude und brauchen bis Morgen früh nichts von der ganzen Geschichte zu erfahren. Wir können uns aber noch selber überzeugen.

Komm mit mir hinein zum Essen, nachher magst du ...«

Im Haus ging in diesem Augenblick eine Tür, und die Straße herauf kamen Leute. Die beiden Männer traten deshalb rasch in die Gartenpforte und die leise geflüsterten Worte, die sie noch zusammen wechselten, konnte Wildau nicht mehr verstehen. Mit dem Bewusstsein aber, dass den Frauen eine Gefahr drohe, die er noch vielleicht imstande sei, von ihnen abzuwenden. Aber selber noch nicht mit sich einig wie, da er die Größe derselben auch nicht einmal zu übersehen vermochte, verließ er, als er sich überzeugt hatte, dass niemand weiter in der Nähe des Baumes war, sein Versteck und ging vor allen Dingen an das Ufer des Stromes, um zu sehen, ob ein Boot oder sonstiges Fahrzeug dort in der Nähe läge und welcher Art es wäre. Er konnte aber nichts erkennen als ein gewöhnliches großes und unbehilfliches Flatboot, in denen die Farmer der nördlichen Flussstrecken ihre Produkte nach dem Süden hinunterführen und das gewöhnlich drei oder vier der Leute selber, mit einem dazu gemieteten Lotsen, einfach der Strömung folgend hinunternehmen, ihre Waren in den unteren Städten, das Boot selber verkaufen und dann mit Dampfbooten in ihre Heimat zurückkehren. Sollten die Männer, die er unten gehört hatte, zu dem gehören?

Von Bayou Sarah herüber kam die Fähre. In der Aufregung dieser neuen Entdeckung hatte er ganz die Ankunft des Postbootes überhört, das in dem gegenüberliegenden Städtchen gelandet war. Er ging an das Ufer, den erwarteten Freund zu empfangen und zu begrüßen.

Es war dies ein junger reicher Irländer, namens Mac Neal, der ebenfalls beabsichtigte, in dieser Gegend Land zu kaufen und nun heraufkam, um einige Wochen auf Wildaus

Plantage zu ziehen, die verschiedenen Pflanzungen sowie die ganzen Verhältnisse vorher kennenzulernen. Die Fähre hatte aber kaum das dort zum Landen bestimmte, mit Plancken überdeckte Boot berührt, als es drin im Hotel zum zweiten Mal zum Essen läutete. Die beiden Freunde schritten rasch hinauf, nicht zu spät zu Tisch zu kommen. Wildau hatte im Hotel Pferde stehen, nach dem Essen noch, wie es früher verabredet worden, nach Hause zu reiten. Wenn er auch jetzt allerdings beabsichtigte, im Ferry-Hotel oder wenigstens in dessen Nähe zu bleiben, bis er die beiden Damen in Sicherheit wusste, hütete er sich doch wohl, die Pferde abzubestellen, damit jene Männer, die irgendeinen bösen Plan gegen das Eigentum der Fremden im Schilde führten, nicht etwa veranlasst wurden, größere Vorichtsmaßregeln zu treffen. Er war jetzt nur noch neugierig, das Gesicht des einen zu sehen, den er unten am Garten vorher hatte reden hören. Sein Blick überflog, als er den Speisesaal betrat, rasch den Raum, irgendwo bekannten Zügen zu begegnen.

In diesem Augenblick sah er die fremden Damen durch die gegenüberliegende Tür eintreten. Alles andere um sich her vergessend, wäre er fast auf sie zugeflogen, ihnen die Hand entgegen zu strecken und zu rufen – ach nein, das ging ja nicht vor all den fremden Menschen – und wer weiß, wie sie ihn aufgenommen hätten.

Aber wie schön und groß war Helenchen geworden. Er hätte sie fast gar nicht wiedererkannt, wären es nicht noch ganz die alten treuen Augen geblieben, mit denen sie als Kind in die seinen geschaut und die das letzte Mal, als er sie sah, voll Tränen hingeh, weil sie einander nicht wiedersehen sollten.

Er wollte doch sehen, ob sie ihn kennen würden und nahm mit Mac Neal ihnen gerade gegenüber seinen Platz ein. Er grüßte hinüber, aber sie dankten ihm wohl höflich, doch durchaus fremd. Helenes Auge haftete einen Moment auf ihm, doch sie erkannte den Jugendgespielen nicht wieder, den der krause braune Bart und das dunkle lockige Haar, wie die sonngebräunten Züge verändert hatten. Wie sollten sie auch überdies in dem Louisiana-Pflanzer den armen Farmerknaben vermuten, der vor langen Jahren nur in Dienst irgendwo gegangen war und nichts wieder hatte von sich hören lassen.

»Bitte um das Brot da drüben, Mister«, sagte da eine Stimme an seiner Seite.

Als er rasch den Kopf dorthin wandte, hätte er fast einen lauten Schrei der Überraschung ausgestoßen, denn neben ihm saß – nie im Leben hätte er das sonnverbrannte Gesicht mit dem fast wolligen schwarzen Haar, die tief liegenden, lauernden Augen und dem breiten Mund mit den perlreinen Zähnen dahinter vergessen, wäre auch nicht die furchtbare Narbe, die der Bösewicht bei jenem Kampf über die Stirn erhalten hatte, ein noch sicherer Zeuge gegen ihn gewesen – der alte Steuermann der *Turteltaube* – Blighton. Und das war auch die Stimme, die er vorher im Garten gehört und bei deren Klang ihn die Erinnerung jener furchtbaren Szenen seiner Jugend fast mit der alten Stärke, dem alten Entsetzen durchbebe.

»Möchte um das Brot da drüben bitten, Mister«, wiederholte aber jetzt der Fremde, den der Blick des jungen Mannes genieren mochte, etwas ungeduldig.

Fritz bezwang sich gewaltsam und reichte seinem Nachbar mit einer Entschuldigung das Verlangte. Sein Herz

schlug ihm dabei fast hörbar in der Brust, er fühlte wie das Blut seine Wangen verlassen hatte. Wenn aber die Jugendgespielin ihn nicht einmal erkannte, hatte er das kaum von dem Mann zu fürchten, der ihn eben nur kurze Zeit als bartlosen Knaben gesehen und vielleicht kaum noch seiner gedachte. Jetzt aber begriff er aber auch erst vollständig die Gefahr, in der die Frauen schweben mussten, wenn ein solcher Teufel in menschlicher Gestalt seinen Sinn darauf gerichtet hatte, sie zu verderben. Ein Mensch, dem nichts mehr heilig war auf der Welt, der in Blut und Mord seine Lebenszeit verbracht, blieb auch hier zu allein, selbst dem Schrecklichsten fähig. Mit Blitzesschnelle durchzuckte ihn dabei die Erinnerung an das belauschte Gespräch, an die dem Zweck *genügende Bootsmannschaft*, sodass er nicht mehr zweifeln durfte, diese Verbrecher hätten noch Helfershelfer, sie selbst in einem Überfall des Hauses, wenn es sein musste, zu unterstützen. Mit einem leichten Boot konnten sie dann vor Tag an den pfadlosen Ufern des Mississippi irgendwo im Wald ihre Beute so gut untergebracht haben, dass die ganze, überdies mittelmäßige Polizei des Parish nicht imstande gewesen wäre, sie wieder aufzufinden.

Er bedurfte einer geraumen Zeit sich wieder zu sammeln, und sogar Mac Neal fiel sein zerstreutes Wesen auf. Diesem aber leise ein paar Worte zuflüsternd, bat er ihn, ihm nach Tisch wie zufällig hinaus auf die Veranda zu folgen, weil er ihm etwas mitzuteilen habe, und wandte sich dann wieder zu seinem Nachbar rechts, mit diesem, jetzt völlig gefasst, ein Gespräch anzuknüpfen. Es war das nicht schwer, denn wenn ihn auch sein früherer Steuermann im Anfang etwas misstrauisch betrachtete, schien diesem selber daran gele-

gen zu sein, sich mit ihm zu unterhalten und, wie Wildau bald bemerkte, ihn auszuforschen, ob er hier übernachten oder noch mit der letzten Fähre nach Bayou Sarah hinübergehen werde. Natürlich bestätigte er ihm, was er auch schon früher wohl von dem Stallknecht erfragt haben mochte, dass er nach Tisch gleich oder wenigstens vor Schlafenszeit noch nach Hause reiten werde und zwar nur einige Meilen den Strom hinauf auf seine Plantage.

»Und der andere Gentleman?«

»Würde ihn begleiten, natürlich – Sie werden Platz genug hier haben«, setzte Wildau lächelnd hinzu.

»O nicht deshalb, Mister, nicht deshalb«, rief der Seemann rasch und legte seinem Nachbar eine seiner breiten riesigen Fäuste auf den Arm, »'s ist nur der Geselligkeit wegen, dass ich frage. Ich sitze nicht gern abends allein in einem Wirtshaus und mein Brandy schmeckt mir noch einmal so gut, wenn ich jemanden habe, mit dem ich trinken kann. Nein Mister – Mister ... Wie war doch Ihr Name gleich?«

»Wilder«, erwiderte der junge Mann, und die englische Aussprache des Wortes erleichterte ihm sein Inkognito den Damen gegenüber, da er, so bekannt wie er hier war, keinen falschen Namen hätte nennen dürfen.

»Ah, Mr. Wilder«, setzte der Steuermann zutraulich hinzu, »kannte einen Wilder in Virginia.«

»Meine Familie stammt daher«, bestätigte das der junge Pflanzer, ihn womöglich noch mehr irre zu führen. »Sie kommen wohl den Fluss herunter?«

»Ja, aus dem Norden herunter und will sehen, wie die Geschäfte in New Orleans gehen.«

»Wie viel Tonnen ist solch ein Flatboot wohl imstande zu führen?«, fragte Wildau jetzt, um auf indirektem Wege he-

rauszubekommen, ob Blighton zu dem Boot, was da draußen lag, gehöre und das dann also auch dasselbe wäre, dessen Mannschaft gemeint war.

»Woher wissen Sie, dass ich auf einem Flatboot bin?«, sagte aber dieser, rasch zu ihm aufschauend.

»Erwähnten Sie es nicht selber vorhin?«, fragte Wildau unbefangen, »dann habe ich mich geirrt – so bringen Sie Ihre Waren wohl auf einem Dampfboot herunter?«

»Ich? Nein«, sagte etwas verlegen der Seemann, »ich habe gar keine Waren – was ich ihnen von Geschäften sagte, bezog sich auf etwas anderes. Die Zeiten sind übrigens verdammt schlecht jetzt und man sollte wirklich froh sein, wenn man nichts zu verkaufen hat. Mais bringt das nicht einmal in New Orleans, was er in Ohio kostet. Die armen Teufel von Flatbootleuten möchten wirklich aus der Haut fahren. Aber – apropos«, fuhr er dann etwas leiser und sich zu Fritz hinüberbeugend fort, »was ist das für ein Herr da drüben, gehört der etwa mit zu den Damen?«

»Nein bewahre«, flüsterte der junge Mann zurück, »das ist ein neuer Doktor, der hierhergekommen ist. Der wohnt unterhalb Taylors Plantage.«

»Hier nach unten zu?«

»Ja, – ich glaube, die Damen haben gar keine männliche Begleitung bei sich«, setzte Wildau hinzu, dem daran lag den Buben sicher zu machen.

»Einen Diener ausgenommen«, meinte der Steuermann.

»Ja, einen Schwarzen«, bestätigte der junge Mann, »aber die Damen wollen aufstehen.« Zu gleicher Zeit und fast unwillkürlich erhob er sich ebenfalls, die leise und höfliche Verbeugung der sich entfernenden Frauen zu erwidern.

Sein Nachbar folgte seinem Beispiel und den Spießkame-

raden, der am Tisch auch nicht ein einziges Wort gesprochen hatte, unter den Arm nehmend, führte er ihn, leise mit ihm flüsternd, dem Schantisch zu, hinter dem der kleine Kreole wieder Platz genommen hatte, und forderte zwei Brandys für sich und seinen Gefährten.

»Hallo, Mister«, rief er dann, sich seines Tischnachbarn erinnernd, »wollen Sie nicht mit uns trinken? Aber wo steckt er denn, schon hinaus?«

»Mr. Wildau meinen Sie«, fragte der Keeper.

»Wilder, ja, wo steckt er?«

»Ist wohl hinausgegangen, nach seinem Pferd zu sehen«, erwiderte der kleine Kreole. »Wünschen Sie Zigarren?«

»Nein, danke, sagte der Seemann, seinen Kautabak aus der Tasche holend und ein Stück abbeißend. »Apropos, junger Mann«, setzte er dann, zu dem Kreolen gewandt, hinzu, »könnten wir beide wohl hier diese Nacht ein paar Betten bekommen?«

»Ei gewiss, Gentlemen, warum nicht?«, lautete die befriedigende Antwort. »In einem Zimmer?«

»Ja gewiss und am liebsten ein bisschen hoch – wo möglich nicht hier unten«, sagte der Seemann, »die Moskitos sind da oben nicht so arg.«

»Bah, Moskitos«, erwiderte der Kreole lachend. »Sie schlafen ja unter einem Netz. Oben ist auch kein Platz mehr, denn der eine Teil ist noch nicht zu Schlafräumen hergerichtet und den anderen haben die fremden Damen in Beschlag genommen.«

»Und wer schläft noch hier unten?«

»Niemand, Gentlemen – wir drei werden den ganzen unteren Stock allein bewohnen.«

»Aber wo bleiben all die übrigen Leute, die mit uns ge-



gessen haben?«, fragte Blighton noch ungläubig, denn es schien sich in der Tat alles fast zu günstig für seinen Plan zu gestalten, um so unbedingt daran zu glauben. Der Kreole zerstörte aber bald seine Zweifel, denn dessen Bericht nach waren die Gäste sämtlich in der Nähe ansässig und kehrten entweder mit dem letzten Fährboot nach Bayou Sarah zurück oder ritten auf ihre eigenen Plantagen.

»Sie kommen häufig zum Hotel herunter, teils die Neuigkeiten von New Orleans zu hören, teils eine Partie Whist oder Eucre zu spielen und übernachteten nur dann einmal im Hotel, wenn sie das Fährboot verpasst oder so viel getrunken hatten, dass sie sich nicht gut im Sattel halten können.«

Das etwa war der kurze und bündige Bericht, den der Fremde erhielt. Mit der Weisung an den Barkeeper oder Kellner, ihre Betten in Ordnung zu halten, wenn sie wieder zurückkämen, verließen die beiden Männer das Haus und den Garten, an dessen Pforte sie stehen blieben, sich erst kurze Zeit umsahen und dann, als sie niemanden in ihrer Nähe erblickten, über den Fahrweg hinüber dem Ufer des Flusses zuschritten.

\*\*\*

## *Achtundzwanzigstes Kapitel*

Der nächtliche Einbruch - was der Schwarze dazu meinte

Unbeachtet waren sie aber nicht geblieben, denn oben an der Straße, dem Boot gerade gegenüber, in dem dichten Schatten eines laubigen und mit grauem Moos tief überhangenen Pecanbaumes gedrückt, stand Wildau mit Mac Neal, dem er schon die flüchtigen Umrisse seines Verdachts, wie Ursache und Beweise desselben gegeben, sich hier die Überzeugung zu verschaffen, ob Blighton wie sein Gefährte auch wirklich zu diesem Boot gehöre und von dort also seine Hilfe erwartete.

»Und was nun?«, flüsterte Mac Neal, als die beiden an Bord des Bootes in dem inneren Raum verschwunden waren. »Wer jetzt ein Mäuschen wäre, zu hören, was sie da drinnen beraten.«

»Es bedarf dessen nicht«, sagte aber Wildau, seinen Arm ergreifend und ihn mit sich ein Stück zurück über die hinter ihnen liegende Wiese führend, damit ein etwa am Boot aufgestellter Posten nicht merken könne, dass das Fahrzeug beobachtet würde. »Ich weiß, dass die Burschen beschlossen haben, das Geld der Witwe, und zwar noch in dieser Nacht, in ihre Gewalt zu bekommen. Wie, wird ihnen gleichgültig sein, denn ob sie einen Mord dabei begehen oder nicht, die Verfolgung bleibt dieselbe. Jedenfalls werden sie aber einen oder zwei ihrer Leute die Nacht im Hotel lassen, dann zuerst versuchen, den Schwarzen allein abzufertigen und mit dem Geld zu fliehen. Geht das aber nicht, sich mit Gewalt ihre Bahn freizuhauen und mit ihrem Boot, was sie jetzt wahrscheinlich an der Seite hängen haben, zu

entkommen.«

»Und dein Plan?«, fragte Mac Neal.

»Ist der folgende«, erwiderte ihm rasch der junge Deutsche. »Wir müssen vor allen Dingen beide das Hotel zu Pferd verlassen. Du reitest dann, so schnell dich dein Pferd trägt, zum Richter hinauf und bittest ihn in meinem Namen dir den Constable und einen Haftbefehl für diesen Bligthon, den früheren Steuermann eines berüchtigten Piraten, mitzugeben, wie denn auch das ganze hier liegende Boot mit Beschlagnahme zu belegen, an dessen Bord sich vielleicht Aufschluss über manches finden möchte. Sieh zu, dass du noch einige unserer Nachbarn triffst und sie zur Hilfe mitbringst. Zu viel können wir nicht sein, denn ist alles so, wie ich fürchte, so dürfen wir auf tüchtigen Widerstand von ihrer Seite rechnen.«

»Und wo willst du bleiben?«, fragte der junge Ire.

»Ich kenne jeden Winkel hier im Haus«, erwiderte Wildau – »oben bei Harpers lass ich mein Pferd stehen und komme durch die Felder hierher zurück. Das kleine Zimmer, wo der Kreole schläft, ist stets offen. Dort kann ich einsteigen, den wecken und mit auf Wache nehmen, bis Ihr kommt. Aber mache um Gottes Willen schnell, denn der Böse könnte sein Spiel haben und die Buben früher zu ihrer Tat treiben, als wir jetzt denken. Was ich übrigens tun kann, sie aufzuhalten, soll natürlich geschehen – und nun ans Werk.«

Und damit betraten sie wieder den Hof, wo Wildau ihre Pferde vorzuführen befahl, dann erst noch, während die mutigen Tiere vor dem Torweg wieherten und scharrtten, in dem kleinen Kontor ein paar Zeilen für den Richter schrieb, die Mac Neal überliefern sollte und gerade mit dem Freun-

de aufsaß, als Blighton mit seinem Begleiter wieder vom Boot zurückkam und bei ihnen einen Augenblick stehen blieb.

»Hallo Mister«, rief der Bootsmann seinem vorherigen Tischnachbar zu. »Schon an Bord? Ich dachte, wir sollten erst noch ein Glas zusammen trinken. Wart vorher ja fort, wie aus einer Pistole geschossen!«

»Danke, danke«, entgegnete ihm aber Wildau, sich im Sattel zurechtsetzend und die Zügel aufgreifend. »Wir haben noch eine lange Strecke Wegs voraus und es wird spät. Gute Geschäfte, Gentlemen.« Dem Tier die Sporen einsetzend, flog er, von Mac Neal gefolgt, mit klappernden Hufen die glatte ebene Straße, die dicht am Ufer des Mississippi hinführte und von diesem nur durch einen aufgeworfenen Damm getrennt war, hinauf.

Die beiden Bootsleute blieben stehen und sahen ihnen nach, bis der Schall der Hufe weit in der Ferne verklungen war.

Blightons Gefährte brummte hinter ihnen drein: »Gute Geschäfte, oh? Ist jedenfalls ein guter Anfang, dass ihr beiden unter Segel gegangen seid.«

Blighton schüttelte den Kopf und sagte finster: »Holt der Teufel den Halunken – sein Gesicht gefällt mir nicht und ich habe die blauen großen Augen auch schon früher einmal gesehen, ja, was noch schlimmer ist, sie haben mich schon einmal getroffen, aber der Teufel weiß wo? Der Eigentümer scheint sich auch nicht mehr so recht darauf zu besinnen. Aber er stutzte, als er mir jüngst ins Gesicht sah und wer weiß, ob wir nicht noch eine alte Bekanntschaft herausgedoktert hätten, wenn wir eben länger zusammengeblieben wären.«

»Nun, sie sind wenigstens jetzt fort«, sagte der andere. »Es ist die Frage, ob Ihr Euch nun im Leben wieder finden werdet.«

»Wollt ich auch einem von uns beiden, nachdem was heute Abend hier vorfallen wird, je unter Umständen nicht wünschen«, knurrte Blighton. »Aber ich traue dem Burschen selbst jetzt noch nicht, wenn er sich zehnmal zu Pferd gesetzt hat und fortgeritten ist. Seine erste Überraschung war zu augenfällig und er hatte nachher viel zu viel mit dem grünen Jungen, dem Irländer, zu schwatzen.«

»Du glaubst doch nicht, dass er eine Ahnung von unserem heutigen Plan haben könnte?«, fragte der andere Bootsmann rasch.

»Das nicht«, entgegnete darauf Blighton lachend, »er wäre sonst wohl nicht solch ein Tor gewesen, fortzureiten, wo wir mit gutem Glück schon vielleicht in einer Stunde unsere Arbeit beendet haben können. Aber er kann morgen wiederkommen, und hat er dann vorher schon Verdacht geschöpft, wird ihm unsere heutige Expedition nur um so mehr bestätigen. Doch was tut's«, setzte er heiser lachend hinzu und drehte sich um, in das Haus zurückzugehen. »Er findet das Nest leer und die Vögel ausgeflogen. Nur wissen möchte ich, wo ich die großen blauen Augen eigentlich hin-tun soll?«

Im Hotel war es übrigens noch ziemlich lebhaft. An mehreren Tischen saßen die Gäste beim Kartenspiel, und der Kreole hatte vollauf zu tun, alle mit den verlangten Spirituosen und Weinen zu bedienen. Blighton, der anscheinend zwecklos von einem der Spieltische zum anderen umher-schlenderte, benutzte seine Zeit, sich mit der Hausgelegenheit so viel wie möglich bekannt zu machen, nahm ein

Licht und ging geradezu die Treppe hinauf, wo ihm jedoch der Kreole schon entgegenkam und ihn, als er angab, sein Zimmer zu suchen, das er vor acht Tagen hier bewohnt hätte, bedeutete, dass oben alles besetzt sei und er sich die Nacht würde unten einzurichten habe.

»Hallo Mister, was haben Sie da oben gewollt?«, fragte ihn der Kreole, der ihm, als er zurückkam, gerade unten an der Treppe begegnete. »Hab' Ihnen ja gesagt, dass oben alles besetzt ist.«

»Oh, verdamme es«, brummte der Bootsmann. »War so in Gedanken, dass ich mit dem Licht nach oben ging, bis mir dort das schwarze Gesicht quer vor den Bug lief.«

»Wollen Sie zu Bett gehen?«, fragte der Kreole.

»Ja, bald – aber bin noch zu durstig – gebt uns erst noch ein paar heiße Brandys – es schläft sich nachher besser.«

Es wäre gegen das Geschäft des Kellners gewesen, eine derartige Behauptung zu bestreiten, aber das Klingen der Gläser rief ihn wieder nach vorn und er musste den wunderlichen Gast für jetzt sich selber überlassen.

Ganz nach Blightons Wunsch schienen sich die Spielenden den Abend nicht zu lang im Hotel halten zu wollen. Es war noch nicht zehn Uhr und die Letzten hatten schon ihre Pferde bestellt und den Heimweg angetreten. Der mit aufwartende Junge löschte die Lichter aus und verließ das Haus, zu der hinten über dem Hof liegenden Hütte zu gehen. Auch das vorn im Strom befestigte Flatboot wurde lebendig – die Leute lösten ihr Tau, nahmen es ein und stießen vom Land ab in den Strom hinaus.

»Hallo, wohin noch so spät?«, rief ihnen einer der Reiter zu. »Habt Ihr solche Eile?«

»Geht zum Teufel«, lautete die freundliche Antwort der

mürrischen Bootsleute und sie legten sich dabei in die knarrenden Finnen, das Boot von der weiter unten vorschießenden Landspitze frei zu bekommen.

»Möchte wissen, weshalb die Burschen noch um diese Zeit der Nacht unterwegs gehen«, sagte der eine Reiter zum anderen, als sie an der Leven hinabritten.

»Dort drüben geht der Mond auf«, meinte der andere, »und die Zeit wollen sie wahrscheinlich benutzen. Bis morgen früh können sie ein tüchtiges Stück stromab kommen.«

Als sich das Boot weiter vom Ufer entfernte und in der Dunkelheit der Nacht verschwand, verklangen die Hufschläge der Reiter, die rasch der Heimat zueilten. Dicht unter das hohe Ufer aber gedrückt lag die von dem großen Fahrzeug zurückgelassene Jolle mit vier Mann Besatzung, die Ruder eingezogen und durch keinen Laut ihre Gegenwart verratend.

Im Hotel selber war alles still und ruhig geworden und der müde Kreole schien seine Gäste ebenfalls auf ihr Lager zu wünschen.

»Gentlemen, wenn Sie zu Bett gehen wollen«, redete er die beiden Männer endlich an, die nur sein eigenes Fortgehen erwartet haben mochten. »So ist hier Ihr Zimmer.« Er öffnete ihnen dabei die links hineinführende Tür. Das Zimmer enthielt fünf Betten, von denen zwei für die Gäste bestimmt waren – die anderen standen unbesetzt.

»Aber wir haben unseren Nachtrunk noch nicht, Willis«, entgegnete lachend Blighton und nahm sein Priemchen Tabak aus dem Mund, sich für den erwarteten Genuss vorzubereiten.

»Ich habe den Schanktisch schon zugeschlossen«, sagte der junge Bursche.

»Wird dir doch nicht zu viel Mühe sein, einen Schlüssel umzudrehen, noch einen Viertel-Dollar zu verdienen«, brummte Blighton. »Ich nehme Brandy, damit ich nicht aus der Gewohnheit komme.«

Der Kreole holte mit einem etwas verdrießlichen Gesicht seinen Schlüssel wieder aus der Tasche und schenkte den beiden Fremden die verlangten Gläser ein, schloss dann wieder zu und ging mit einem *Gute Nacht Gentlemen* in sein kleines, dem ihren gegenüberliegendes und von ihm durch eine Art Entree getrenntes Zimmer.

Blighton nahm das Licht und schritt, von Willis, wie er den anderen genannt hatte, begleitet, in das ihm angewiesene Schlafgemach, aber es war nur zum Schein.

Totenstille herrschte im ganzen Haus, und die beiden Verbrecher löschten ihr Licht aus und öffneten leise die noch gar nicht ins Schloss gedrückte Tür wieder, ihr dunkles Werk zu beginnen.

»Wollen wir warten, bis der Kreole schläft?«, flüsterte Willis leise dem Kameraden ins Ohr. »Oder gleich so anfangen?«

»Mir wär es lieber, er schliefe erst«, lautete die eben so vorsichtig gegebene Antwort. »Wenn ich nicht fürchtete, wir versäumten zu viel Zeit. Da wir aber nicht wissen können, wie lange uns die Geschichte da oben aufhalten wird, ist es am Ende besser, wir fangen gleich an. Ich will mich an die Tür schleichen und du kannst ihn noch einmal rufen. Wenn er aufwacht, bring ich ihn in Sicherheit.«

»Aber kein unnützes Blut«, sagte Willis, seine Hand auf den Arm des Kameraden legend. »Du bist das noch von deinem Seeleben her gewohnt, und ihr konntet die Leichen dort rasch genug beiseiteschaffen. Hier aber lassen sie böse



Blutflecken zurück, die hässliche und oft ganz unnötige Zeugen sind.«

»Es ist aber doch immer das Sicherste«, meinte Blighton.

»Nein, nein«, sagte Willis ängstlich. »Mach ihn nur unschädlich. Es arbeitet sich nachher leichter, wenn man nicht in einem fort unter dem Strang steht.«

»Unsinnige Empfindelei«, knurrte Blighton. »Aber meinetwegen, du hast's jedoch nachher zu verantworten, wenn uns die Kröte in die Patsche bringt. Sicher ist sicher.« Damit schlich er sich auf den Socken, denn die Schuh hatte er schon vorher ausgezogen zu der gegenüber befindlichen Tür. Willis öffnete dann die seine und rief den jungen Burschen. Keine Antwort – er rief nochmals – alles totenstill. Blighton horchte, konnte aber nicht das Geringste hören.

»Pest und Gift«, murmelte er leise vor sich hin, »die Kannaile wird doch zum Teufel nicht Lunte gerochen haben und aus dem Fenster gesprungen sein?« Er legte leise die Hand auf die Klinke und öffnete die Tür so vorsichtig wie möglich. Als er hineinhorchte, umzog ein spöttisches Lächeln sein Gesicht. Der todesmüde Knabe hatte seine Kleider nur eben abgeworfen und war dann, kaum auf dem Bett ausgestreckt, auch schon sanft und fest eingeschlafen. Der Räuber schlich hinein und stand über seinem Lager.

Willis war ihm dorthin gefolgt und nach ein paar leisen untereinander geflüsterten Worten warfen sie sich plötzlich über ihn, sodass der Schlafende, ehe er imstande war, sich zu ermuntern oder überhaupt zu begreifen, was mit ihm vorging, sicher geknebelt und fest gebunden auf seinem Bett lag und nicht imstande war, sich weder zu rühren noch den geringsten Laut auszustoßen.

Der Kreole wand und sträubte sich am Anfang aus Lei-

beskräften, denn in solcher Art aus dem ersten Schlaf erweckt, musste er das Schlimmste fürchten. Aber er war in zu sichere und geübte Hände geraten, und all seine Anstrengungen halfen ihm weiter nichts, als dass er sich selber müde und matt arbeitete und zuletzt in lauter Erschöpfung und in sein Schicksal ergeben liegen bleiben musste.

Blighton hatte ihn bis dahin ruhig beobachtet und zu dem Zweck den Fensterladen geöffnet, der sich gerade über dem Bett befand.

Als der Gebundene wieder still lag, wandte er sich von ihm ab und sagte zu seinem Begleiter: »Es mag gut sein für jetzt. Das Sicherste war es aber doch nicht, und ich will nur wünschen, dass wir es nicht zu bereuen haben. Bleib du nun hier unten und horch ein wenig mit hier hinein, ob alles in Richtigkeit bleibt. Ich will gleich hinaufschleichen und sehen, was mit dem Schwarzen anzufangen ist.«

»Du wirst ihn gar nicht allein bewältigen können«, warnte ihn Willis, »und er bringt uns nachher noch am Ende das ganze Haus in Alarm.«

»Da lass du mich sorgen«, meinte Blighton. »Halte du mir nur hier unten reine Bahn, das Übrige will ich schon durchführen. Sind die Leute richtig postiert?«

»Das hat George besorgt. Sie warten draußen an der Tür unter den Tulpenbäumen auf das verabredete Zeichen. Die Tür ist offen.«

»Gut, dann haben wir auch wenigstens nichts für unsere Sicherheit zu fürchten, denn misslänge der Streich wirklich, was aber jetzt unwahrscheinlich ist, können sie uns die Flucht mit den paar Schwarzen hier im Haus gar nicht abschneiden. Also hab Acht!«

Den Kameraden verlassend, glitt er, einer Schlange gleich,

über den Boden geräuschlos fort, der Treppe zu, mit deren Biegung er sich vorsichtigerweise schon bekannt gemacht und kroch mehr, als er ging die Stufen hinauf.

Hierbei hatte er aber mit einem Übelstand zu kämpfen, der ihn länger aufhielt, als er gedacht hatte. Die Stufen knarrten hier und da ein wenig, er durfte ihnen sein Gewicht nur mit größter Achtsamkeit anvertrauen, um nicht den oben vielleicht noch nicht einmal Schlafenden aufmerksam zu machen und dann vielleicht den ganzen, so schön und trefflich angelegten Plan vereitelt zu sehen. Nur sehr langsam, nach jedem Knarren eine Zeitlang halten bleibend, um zu horchen, ob sich oben nichts rege, erreichte er endlich den oberen Teil der Treppe und mit ihm den kleinen Vorsaal, wo er das Feldbett hatte stehen sehen. Seine Blendlaterne, die er sich von unten mitgenommen, ließ er aber auf der obersten Stufe noch geschlossen. Der Lichtstrahl hätte ihn zu früh verraten können, und er horchte nur dem regelmäßigen Atmen des Schlafenden.

Es war alles totenstill – kein Laut drang an sein Ohr, das einsame Knappern einer Maus ausgenommen, die sich unter dem Dach irgendwo einen Durchgang nagte.

Sollte der Mann wach sein? Er blieb laut- und regungslos wohl eine Viertelstunde liegen, sich davon zu überzeugen. Da endlich hörte er das leise Atmen eines Menschen. Es klang in regelmäßigen Pausen zu ihm herüber. Dann war wieder alles ruhig, um bald darauf aufs Neue zu beginnen und nun – hol' den Burschen der Böse – erst jetzt war er wirklich eingeschlafen, denn das Atmen wurde laut und tönend, wie er die Luft durch die Nase zog. Blighton hob mit einem triumphierenden Lächeln sein schweres Messer aus der Scheide, seinen Weg zum Bett hinzufühlen.

Himmel, wie der Bursche schnarchte. Willis musste das unten hören – und so lange Pausen dazwischen, dass man ordentlich erschrak, wenn der klappernde Ton wieder von Neuem begann. Der hatte einen Bärenschlaf. Aber desto besser, der lauende Räuber griff seine Laterne auf, die er nun ohne Gefahr glaubte, benutzen zu können, und schlich rasch, aber nichts desto weniger fortwährend auf seiner Hut, dem Lager des Schwarzen zu, der jedenfalls erst unschädlich gemacht werden musste. Die Tür der Frauen war dann im Nu aufgebrochen und diese, mit einem blanken Messer vor sich, lieferten nachher auch ohne Weiteres die Kasette aus.

Blighton hatte schlimmere Sachen durchgemacht, lachte ingrimig in sich hinein, wie glatt und ungehindert ihm alles vonstattenging.

Er sollte sich aber doch in einer Hinsicht getäuscht haben, denn wenn auch der Räuber mit seinem Plan weit rascher vorwärts rückte, wie es selbst Wildau für möglich gehalten hatte, irrte sich Blighton in dem Schwarzen, der keineswegs dermaßen auf seinem Posten schlief, wie jener glaubte, sondern schon das Knarren der ersten Stufen gehört und Verdacht geschöpft hatte. Der Schwarze war auch keineswegs unbewaffnet, denn ein schweres Bowiemesser lag unter seinem Kopfkissen, und dieses aufgreifend, erwartete er ziemlich ruhig den Dieb, der sich übrigens, wie er nicht im geringsten zweifelte, rasch wieder zurückziehen würde, sobald er sähe, dass er entdeckt wäre. Von der wirklichen Gefahr, in der er sowie die beiden Damen schwebten, konnte er keine Ahnung haben, da er den Charakter des Mannes nicht kannte, mit dem er es hier zu tun hatte.

So lag er, bis Blighton den oberen Teil der Treppe erreicht

hatte und aufhorchte, das Atmen des Schlafenden zu hören. Wie aber nun alles ruhig blieb und der Schwarze merkte, auf was der nächtliche Besuch eigentlich warte, beschloss er den Dieb dadurch, dass er sich schlafend stellte, heranzulocken. Das glückte ihm auch vollkommen. Hinter das Bett gleitend und seine dicke wollene Decke um den linken Arm geschlagen, den möglichen Stich oder Hieb einer Waffe damit abzuwehren, hielt er den scharfen Stahl in der Rechten und erwartete ruhig das Nahen des Feindes.

Vorsichtig, aber mit fest und entschlossen zusammengebissenen Zähnen nahte der Räuber dem Bett, von dem das ruhige Atmen des Schlafenden zu ihm herüberzutönen schien. Er war so nahe gekommen, dass er die Bettstelle gewiss schon erreichen konnte. Leise streckte er den Arm aus und seine Finger berührten die Matratze. Er war am Ziel. Noch einen Schritt vortretend, öffnete er schnell und geräuschlos die Klappe der Blendlaterne und – fand ein paar große dunkle Augen, unter denen grinsend zwei Reihen hellglänzender Zähne blitzten, auf sich geheftet, die von der anderen Seite des Bettes herüber auf ihm hafteten.

»Hallo Massa!«, rief in demselben Augenblick der Mann, der bei dem plötzlichen Öffnen der etwas schräg gehaltenen Laterne den Burschen vom Abend erkannt zu haben glaubte, in seinem gebrochenen Englisch. »Was Ihr wieder hier? Sucht Bett nochmal? Hoh? Ah, pfui Massa, pfui – schleicht ab jetzt wie begossener Hund, pfui Massa!«

Scipio, wie der Schwarze hieß, irrte sich aber, wenn er glaubte, der entdeckte Dieb schleiche jetzt beschämt zurück, denn Blighton hatte allerdings, wie er sich dem wachenden Auge des Mannes gegenüber sah, die Laterne wieder geschlossen, doch nur, um Willis unten das verabredete

Zeichen zu geben, der sich ihm dann rasch anschließen sollte.

Kaum aber schallte der leise Pfiff durch das öde Haus, als der treue Sklave, der jetzt wohl merken musste, dass er es mit mehr als einem Angreifer zu tun bekommen würde und dann nicht mehr imstande sein mochte, ihren Angriff abzuwehren, mit einem Satz über das Bett hinübersprang und sich des Diebes zu bemächtigen suchte.

Zu seinem Glück hielt er übrigens noch immer die wollenne Decke um dem Arm, denn Blighton hörte kaum den Feind auf sich zukommen, als er mit sicherem Stoß ausholte, dem Mann die breite, haarscharfe Klinge gerade in den Leib gerammt hätte, wäre die Spitze nicht in den weichen, elastischen Falten der Wolle unschädlich geworden und abgeglitten. Scipio fühlte kaum die nach ihm gestoßene Waffe, als er unwillkürlich nach dem Arm griff, einen etwa wiederholten Stoß abzuwehren, und dabei die eigene Waffe fallen ließ. Selber jedoch von kräftigem Körperbau, umschlang er mit beiden Armen den Räuber. Es gelang ihm wenigstens, diesem das Messer aus der Hand zu schlagen, das dicht an der Treppe niederstürzte.

Blighton, den Ruf nach dem Kameraden wiederholend, warf sich in wilder Wut auf ihn. Den Gegner mit Anstrengung aller seiner Kräfte zu Boden drückend, suchte er, wenn auch vergebens, mit der einen ausgestreckten Hand das Messer wieder zu finden, das ihm entfallen war, dem Kampf ein schnelles und blutiges Ende zu machen. Scipio wand sich unter seinem Griff und schrie nach Hilfe.

Da klangen Schritte die Treppe herauf.

»Schnell Willis – schnell!«, rief der Räuber, hierher dein Messer, dass ich dem Schreier die Kehle lüfte – hierher.«

»Wo?«, fragte die Stimme und ein Arm streckte sich aus, die Kämpfenden zu fühlen.

»Hier meine Hand«, rief Blighton.

»Und hier die meine«, lautete die Antwort, von einem Schlag begleitet, der den Räuber bewusstlos über sein Opfer hinweg zu Boden warf.

Es war Wildau statt dem erwarteten Willis, der dem schwer bedrohten Scipio zur rechten Zeit zu Hilfe kam. So rasch er den Weg auch von Harpers wieder zu Fuß zurückgelegt hatte, so wäre er doch fast zu spät gekommen, das Unheil von den Häuptern ihm lieber Menschen abzuwenden.

Wie er sich nämlich dem Haus leise näherte und unemerkt noch einzuschleichen hoffte, fand er den Platz unter dem Fenster schon von einem der Bootsleute besetzt, der sich hier, wie es schien, auf seinem Posten ausgestreckt hatte und gar nicht die Absicht zu haben schien, ohne weitere Veranlassung sich zu erheben. Vorsichtig zurückweichend glitt er wieder in das Gebüsch, aus dem er gekommen war, erstieg den Baum und ließ sich von diesem auf das Staket hinunter, sich dem Haus von einer anderen Seite zu nähern.

Von außen an der Umzäunung hinschleichend, fiel ihm auf, dass das Flatboot seinen Platz verlassen hatte. Nach dem hohen und eingestürzten Ufer hinkriechend, entdeckte er im Schatten der kleinen Gruppe Pecanbäume das Boot, das hier, nur mit einer dünnen Leine befestigt und nicht weiter beachtet, angebunden lag. Rasch begriff er jetzt die Kriegslist der Männer, die sich das schwerfällige Boot vom Hals geschafft hatten, um nach glücklich ausgeführtem Raub in der kleinen Jolle nachzurudern. Wenn er deshalb

dem Feind die Flucht abschneiden konnte, hatte er schon die Buben in seiner Gewalt. Der Zeitverlust war auch nicht so bedeutend. An den von der Flut abgespülten Wurzeln niedergleitend erreichte er bald den Wasserrand und das Boot.

Ein rascher Schnitt seines Messers löste das Tau, er stieß das Boot in den Strom hinaus. Die Wurzeln dann wieder zum Hinaufklettern benutzend, sah er den schlanken Kahn wenige Minuten später mit der scharfen Strömung hinabtreiben.

Damit waren aber auch viele kostbare Minuten vergeudet worden. Schnell und heimlich über die Straße zurück, einem anderen Teil des Gartens zueilend, erreichte er glücklich das Fenster, hinter welchem der Kreole schlief. Das Fenster selber war nur angelehnt, der Laden ganz geöffnet, und auf ein dort stehendes Fass kletternd, gewann er glücklich das Zimmer.

»Jean, Jean!«, rief er mit leiser Stimme und schüttelte den Burschen. »Jean, was zum Teufel hast du?«

Der arme Bursche drehte und wand sich auf dem Bett, aber die festgeschnürten Fesseln hielten. Wildau, mit der Hand über sein Gesicht streichend, fühlte augenblicklich den Knebel und wusste nun, dass die Räuber ihre Arbeit schon und zwar mit Erfolg begonnen hatten. Das Blut schoss ihm in erstickendem Strom zum Herz zurück. Was war geschehen? Kam er überhaupt nicht schon zu spät? Aber in guter Schule gestählt, zwang er jedes andere Gefühl, jetzt, wo es zu handeln galt, zurück. Rasch die Fesseln des Geknebelten fühlend, durchschnitt er die Stricke, die ihn hielten, mit dem Messer. Wenige Sekunden später war er frei, aber Wildaus Hand lag auf seinem Mund. Einen mit



Blei gefüllten Stock fester fassend, öffnete er leise die Tür. Er horchte – alles war totenstill. Da tönte plötzlich ein leiser Pfiff von oben und rasch vorgeleitend wollte er der Treppe zueilen, als ihm eine Stimme zurief:

»Hier Tom oder Bill – rasch hinauf mit Euch- es ist Zeit!«

»Das merke ich«, rief Fritz und im Dunkeln einen Schlag nach dem Sprecher führend, der ihn wie tot zu Boden warf, war er in wenigen Sprüngen oben an der Treppe, dort gerade dem Schwarzen in der höchsten Not zu Hilfe zu eilen.

Aber damit war der Sieg noch keineswegs gewonnen, denn sowohl der Pfiff als auch der darauf folgende Lärm war nur zu gut auch von den an der Tür harrenden Wachen gehört, die schon lange das Haus betreten hatten und mit ihren Laternen nur nicht so rasch die Stufen finden konnten.

»An die Treppe, an die Treppe!«, rief Scipio, der von unten Stimmen hörte, und nach all dem Vorgefallenen natürlich die zum Ersatz herbeieilenden Helfershelfer der Räuber vermuten musste. »Nur hier oben können wir vielleicht den Platz halten, bis Hilfe kommt.«

In Todesangst dabei nach seinem Messer umhertappend, ergriff er das des Räubers und riss dann in demselben Augenblick sein Feldbett mit der Matratze vorn zwischen das hier aufführende Geländer, als die vier Bootsleute den schmalen Ausgang gefunden hatten und ihren Kameraden zu Hilfe eilen wollten.

»Tod und Pest!«, riefen sie aber, als sie den Widerstand erkannten, der sich hier ihnen bot, während unten im Haus und im Hof die Stimme des Kreolen durch die stille Nacht *Mord* rief. Einen Augenblick zögerten sie auch wirklich, ob sie den Angriff wagen sollten oder nicht. Blighton aber war

jedenfalls in der Gewalt der Feinde. Sollten sie den geduldig den Gerichten überlassen, wo es noch fast in ihrer Macht lag ihn zu retten?

»Vorwärts!«, rief der eine der Gruppe, und die Pistole auf Scipio abdrückend, folgte er mit Blitzesschnelle der Kugel, sich Bahn zu brechen. Scipio war verwundet, aber er hielt stand. Fritz traf den Anführer in eben dem Augenblick über den Schädel, als sich ihm die drei anderen im gleichzeitigen Ansturm entgegenwarfen.

»Umzingelt das Haus! Hurra, meine Burschen, wir haben sie!«, jubelte es in diesem Augenblick draußen von einer Menge fremder Stimmen. Das Wiehern und Stampfen von Pferden tönte zu ihnen herauf.

»Teufel!«, schrien die Angreifer und standen starr vor Schreck. Scipio aber, den Augenblick benutzend, hob die Matratze empor und warf sie mit vollem Gewicht die Stufen nieder auf die Angreifer, diese mit sich die Treppe polternd hinabreißend. Zwei entgingen dem Fall und suchten jetzt in wilder Flucht einen Ausgang ins Freie, während sich Scipio des Dritten bemächtigte. Rings um das Haus hatten sich aber die Nachbarn, von dem Constable angeführt, postiert, verrannten ihnen jeden Weg zur Flucht. Willis allein, von dem betäubenden Schlag wieder aufstanden, sprang über den Weg und erreichte glücklich das dunkle Ufer, wo er das Boot liegen wusste. Aber auch dieser Weg war ihm durch Wildaus Vorsicht abgeschnitten. Eine Viertelstunde später lagen die gefangenen Räuber gebunden in der Veranda des Hauses. Neben ihnen hielt der Constable mit zwei Gerichtsdienern Wache.

\*\*\*

## *Neunundzwanzigstes Kapitel*

Wie Fritz doch noch zu erkennen war, und das Ganze ein gar freundliches Ende nahm

Ein zum Richter hinaufgesandter Bote kehrte noch vor dem Frühstück mit diesem zurück. Die Gefangenen wurden dem Sheriff übergeben, sie bis zu ihrem Verhör in dem dicht daneben liegenden Gefängnis zu halten.

Als sie gerade abgeführt werden sollten, trat Wildau auf den gefesselten Seemann zu, der sich von dem Schlag wieder erholt hatte, die blutige Stirn aber noch immer mit einem Tuch umwunden hielt. Mit untergeschlagenen Armen vor ihm stehen bleibend, sagte er finster zu ihm aufblickend: »Und Ihr kennt mich nicht mehr, Kamerad?«

»Kamerad?«, rief der Pirat, schaute wild und verstört in die zürnenden blauen Augen des jungen Mannes. »Kamerad?« Ihm war unheimlich zumute, denn der Fremde wusste mehr von ihm, als ihm lieb war. Aber er schüttelte den Kopf und brummte finster vor sich hin. »Auf der Welt laufen eine Masse Fratzen herum, die einander gleich sehen. Ich kenne Euch nicht.«

»Und hat Mr. Blighton so ganz seinen alten Steward vergessen?«

Der Räuber fuhr empor, als ob ihn eine Schlange gebissen hatte. Sein Blick haftete einen Moment in finsterem Entsetzen auf den Zügen des jungen Deutschen.

Jetzt schien auch in der Tat zum ersten Mal ein Gedanke an Flucht in ihm zu dämmern, denn er sah wild um sich her und riss an seinen Fesseln.

Der Constable klopfte ihm aber lachend auf die Schulter

und sagte, mit dem Kopf schüttelnd: »Unnütze Mühe, mein Bursche, die Stricke halten, aber wenn dir die nicht genügen, kannst du noch bald einen besseren bekommen. Und jetzt fort – fort mit Euch, Ihr habt lange genug die Luft hier verpestet, denn da kommen die Damen und denen wollen wir den schönen Morgen nicht mit Eurem scheußlichen Anblick verderben. Fort mit Euch!«

Die Gefangenen wurden weggeführt, Blighton bald darauf durch den Strang, die anderen durch Gefängnis ihre Verbrechen zu büßen. Der Richter hatte den Damen die Gefahr, in der sie diese Nacht geschwebt hatte, ausführlicher erzählt und ihnen dabei versichert, wie sie wohl nur dem umsichtigen und entschlossenen Handeln eines jungen deutschen Pflanzers ihr Eigentum, ja vielleicht ihr Leben zu verdanken hätten. Scipio, der durch den Schuss nur leicht an der Schulter verwundet war, berichtete dabei seine eigene Rettung durch denselben. Die Frauen konnten es in der Tat kaum erwarten, ihrem Retter so recht aus vollem Herzen zu danken.

Auf der Veranda waren aber viele Leute. Sie ersuchten den Richter, ihn in den Saal hereinzurufen.

Fritz Wildau gehorchte dem Ruf mit klopfendem Herzen. Der Augenblick war gekommen, nach welchem er sich Jahre lang so heiß gesehnt hatte, so schön gekommen, da er sich als den Retter der ihm liebsten Wesen betrachten konnte. Doch fürchtete er jetzt sich zu erkennen zu geben, fürchtete den Moment, den er noch kurz vorher so gern mit allem erkaufte hätte, was er sein nannte.

»Hochverehrter Herr!«, begann da die Matrone, als er sich ihnen näherte, und Helene hocherrötend ihm entgegen ging, ihm nicht mit kalten Worten, sondern mit warmem

Händedruck für ihre Rettung zu danken. »Hochverehrter Herr, wir sind Ihnen, einem gänzlich Unbekannten, in dieser Nacht zu so großem Dank verpflichtet worden, dass ich in der Tat gar nicht weiß, wie ich mich dessen entledigen soll.«

»Und bin ich Ihnen denn in der Tat so gänzlich unbekannt?«, stotterte da der junge Deutsche, während er der Jungfrau dargereichte Hand ergriff. »Können Sie sich gar nicht mehr meiner erinnern, Mrs. Wolfram, Miss Helene?«

»Segne meine Seele«, sagte die alte Dame und schaute überrascht zu ihm auf. »Ich kann mich doch nicht besinnen ...«

Helene fühlte, wie seine Hand, in der die ihre ruhte, zitterte. Aber es bedurfte nur eines Blicks. Das Blut, das ihr erst in die Wangen schoss, drängte mit einem Schlag zum Herzen zurück, während sie leise flüsterte: »Fritz Wildau!«

»Fritz Wildau?«, wiederholte die alte Dame in wirklich unbegrenztem Erstaunen. »Fritz Wildau? Ei wahrhaftig, unser alter lieber Fritz!« Den jungen Mann an sich ziehend fiel sie ihm um den Hals und herzte und küsste ihn, als ob es noch der Knabe gewesen wäre, den sie in seiner Kindeszeit liebgewonnen und seines harten Loses wegen ach so oft bedauern, ja später, als sie gar nichts wieder von ihm gehört und ihn untergegangen glauben musste, beweint hatte wie einen Toten.

Die alte würdige Frau war ihm stets eine Mutter gewesen. Auch Wildaus Tränen flossen ungehindert. Er schämte sich ihrer nicht. Es waren ja Freudentränen.

Mrs. Wolfram wollte den jungen Mann gar nicht wieder von sich lassen, und erzählen sollte er, nur immer erzählen, wie es ihm die Zeit gegangen war, wo ihn das Schicksal he-

rumgeworfen und was er ausgestanden habe. Ach, sie wusste, was ihr verstorbener Mann an ihm, dem Knaben verschuldet und wie es eigentlich sein Erbteil gewesen, dem sie ihren Reichtum verdankten, denn das böse Gewissen hatte den Mann nicht sterben lassen, ohne sein Herz wenigstens der eigenen Frau gegenüber erleichtert zu haben. Aber jetzt war auch die Zeit gekommen, wo sich ihr die Möglichkeit bot, ihm wenigstens einen Teil des so unschuldig Ertragenen wieder zu vergüten. Sie zeigte sich fest entschlossen, diese nicht unbenützt vorübergehen zu lassen.

Wo aber finde ich nun Worte, das Glück unseres jungen Freundes jetzt zu schildern? Es war eine liebe, fröhliche Zeit, die von dem Tage an für ihn begann!

Vergessen war alles, was er in den langen schweren Jahren an Leid und Ungemach ertragen, vergessen das Weh, das ihm oft das Herz zusammengeschnürt hatte, wenn er allein und freundlos seine einsame Bahn verfolgen musste.

Das Ziel war erreicht, dem er mit bravem mutigem Herzen treu und wacker entgegen gestrebt war. Die lieben Menschen, die einzigen, die ihm auf der weiten Welt ja noch geblieben, standen gesund und glücklich vor ihm und sprachen Worte der Liebe zu ihm, die seinem Ohr ja so fremd und doch so teuer klangen. Ein neues Leben lag jetzt vor ihm, ein Leben voll Licht und Glück und Sonnenschein, wie er es wohl kaum für möglich gehalten hatte, dass es ihm noch jemals dämmern könne.

Madame Wolfram ging aber mit ihrer Tochter nicht nach New Orleans, wie sie noch am vorigen Tag beabsichtigte, und noch weniger nach Deutschland, wohin sie hatte zurückkehren wollen.

Noch an demselben Tag sprach sie offen und frei mit dem jungen Mann über die Vorfälle seiner früheren Heimat, die ihn damals zwangen, den Hudson zu verlassen, bekannte sich als seine schwere Schuldnerin und erklärte sich mit freudigem Herzen bereit, das alles wieder gutzumachen an ihm, dem ungerecht Verstoßenen, was noch in ihren Kräften lag, und mit Geld, mütterlicher Liebe und Treue vergütet werden konnte. Sie wurde nicht müde dabei, dem Wiedergefundenen, der sie ja noch mehr durch seine kühne Tat in seine Schuld gebracht hatte, zu versichern, wie glücklich sie das machen würde.

Aber auch Fritz war glücklich. Doch nicht des Geldes bedurfte er, der sich die eigene Heimat schon gegründet, aber wohl führte er wenige Monate später die Gespielin seiner Jugend als sein trautes Weib auf seine Plantage am Atchafalaya River. Die Familie Wildau gehörte von da an nicht allein zu den reichsten, nein auch zu den geachtetsten und geliebtsten des weiten und mächtigen Mississippitals.

\*\*\*

## *Nachtrag*

zur Erklärung der in der Erzählung vorkommenden, in fremden Ländern gebräuchlichen Wörtern und Schiffsausdrücke

### **Yankee**

Yankees werden in den Vereinigten Staaten nur jene genannt, die in dem nordöstlichen Teil, in den Staaten Maine, New Hampshire, Vermont, Connecticut, Massachusetts und Rhode Island leben. Die Engländer und Ausländer überhaupt verstehen aber unter diesem Namen gewöhnlich alle Nordamerikaner, d. h. alle in den Vereinigten Staaten Geborene.

### **Kapitän** (Schiffsausdruck)

Kapitän ist eigentlich ein Titel, der nur den Führern eines Kriegsschiffes geziemt, und von ihnen offiziell geführt werden darf. Die Führer von Kauffahrern heißen nur Schiffer oder auch geradezu Führer oder Master (Skipper im Englischen), wenn gleich sie sich sehr gern den etwas besser lautenden Beinamen Kapitän zulegen und sich jedenfalls von ihren Leuten so nennen lassen.

### **Gangspill**

Das Gangspill ist eine starke, aufrecht stehende Winde, die oben an Deck angebracht ist und bis hinab in die Spuhr des Schiffes reicht, dort Festigkeit zu haben. Am oberen Rand hat es viereckige Löcher, die Handspeichen oder Spillspaken darin einzusetzen, mit denen es die Mannschaft, wenn ein Tau darum geschlagen ist, irgendeine Last aufzuwinden oder das Fahrzeug in irgendeinen Hafen zu ziehen, he-



rumbewegt.

Der **Steuermann** ist die zweite Person an Bord eines Schiffes und hat den Oberbefehl über dieses, wenn der Kapitän an Land ist. Irrig ist übrigens die dem Namen entnommene Meinung, dass der Steuermann auch mit dem wirklichen Steuern des Schiffes direkt in Verbindung stehe oder dieses gar allein zu tun habe. Der Steuermann ist, außer dem Führer oder Kapitän, gerade der Einzige, der an Bord nicht steuert, sondern die Matrosen selber müssen dies abwechselnd und auf ihren verschiedenen Wachen tun, wobei die Offiziere eben nur darauf zu sehen haben, dass sie den richtigen, ihnen angegebenen Kurs halten.

**Kojen** sind die Schlafstellen an Bord eines Schiffes - feste Lagerstätten aus Brettern, mit einem Schutz vorn, dass der darin Liegende beim Schaukeln des Schiffes nicht so leicht hinausfallen kann. Nur auf Kriegsschiffen schlafen die Leute in Hängematten. Auf Kauffahrerschiffen sind ihre Kojen im sogenannten Logis oder Vorkastell zwei und zwei übereinander angebracht. Auf Auswandererschiffen hat man oft drei übereinander und diese auch in ihrer Größe verschieden, dass von ein bis fünf Personen in solchem Behältnis zum Schlafen kommen.

**Gentleman** ein vollkommen unübersetzbares Wort, wenn wir es nämlich im Deutschen auch wieder in einer einzigen Bedeutung ausdrücken wollen. Es bedeutet sowohl einen Edelmann als auch hauptsächlich Ehrenmann in jeder Handlung, und im strengsten Sinn des Wortes, wird aber leichtfertig für jeden anständig gekleideten Mann ge-

braucht. Häufig wird es auch in dem hier gegebenen Sinn angewandt, wo es eben den Gegensatz zu der arbeitenden Klasse ausdrücken soll. *Gentleman of the road ist ein Wegelagerer.*

**Logis** oder **Vorkastell** ist der Name, der an Bord von Schiffen dem vordersten Raum gegeben wird, in dem die Matrosen selber ihren Aufenthalt haben. Eine Luke mit einem schmalen, schilderhausähnlichen Schutz darüber (die Logisklappe) führt hinunter, wo ringsumher die Kojen angebracht sind, und in der Mitte und an den Seiten herum, wie es gerade der Platz erlaubt, die Kisten der Seeleute stehen. Der Bootsmann, oder wenn kein Bootsmann an Bord ist, der Zimmermann, haben den Oberbefehl hier.

Die **Schanzkleidung** werden die Bretter genannt, die auf die Reling und Relingstützen an Deck aufgenagelt sind und dadurch gewissermaßen eine feste Balustrade um das Deck des Schiffes herum bilden, damit erstens das Seewasser nicht so leicht herüberwäscht, und andererseits auch wieder die Leute selber einen Schutz haben, nicht so leicht über Bord gespült zu werden.

### **Stehende Takel oder Tauwerk**

Das Tau- oder Takelwerk wird in stehendes und laufendes eingeteilt. Zu dem stehenden gehören alle die Taue, welche während dem Lauf des Schiffes nicht verändert werden, sondern nur dazu dienen, Masten, Stengen und Bugspriet fest und unbeweglich an ihrer Stelle zu halten. Dazu gehören die Stage, Pardunen und Wanten etc. Zu dem laufenden Tauwerk gehören die Brassen, Falle, Bulinen etc., wel-

che dazu dienen, die Rahen zu richten und die Segel, je nach dem Wind, anzuspannen.

### **Wachen**

Da Schiffe natürlich Tag und Nacht segeln, so muss auch die Mannschaft ununterbrochen im Dienst sein, und zu diesem Zweck, damit ein Teil rasten kann, während der andere arbeitet, hat man zwei Wachen an Bord eingeführt, die sich einander zu regelmäßigen und festbestimmten Stunden ablösen. Diese Wachen werden in Starbord (Steuerbord) und Larbord (oder Backbord) Wachen abgeteilt. Die Erste befehlt der Kapitän gewöhnlich mit dem Zweiten Steuermann und der Hälfte der Mannschaft, die andere der Steuermann mit der anderen Hälfte, je vier Stunden, und zwar mit solcher Einteilung, dass an jedem Abend die Wache durch zweistündige Ablösung verändert wird, damit nicht ein und dieselben Leute jeden Morgen die Wache z. B. an Deck zum Deckwaschen haben – etc.

**Lotleine** – ist eine je nach der Schwere des Lotes oder Senkbleis stärkere oder schwächere Schnur, die Tiefe des Meeres, besonders an Untiefen und seichteren Stellen damit zu messen. Unten in dem *Lot*, das aus einem langen Bleikolben besteht, ist eine Vertiefung, die mit Talg ausgegossen wird, sodass dieses, wenn es unten auf den Grund stößt, Schlamm, Sand, kleinen Kies oder Muschelkies, je nachdem der Grund ist, mit heraufbringt.

**Segel reffen** bedeutet die Segel bei eintretendem Sturm meistens, oder wenn ein Schiff an irgendeiner Stelle bleiben und auf- und abkreuzen will, kleiner machen. Zu diesem Zweck sind kurze Enden Tau, sogenannte Reffbänder in

den großen und Marssegeln angebracht, denn die obersten leichten Segel werden lieber ganz eingenommen, ehe man sie refft. Bis zu diesen wird das Segel dann auf und unter die Rahe oder den Querbaum gezogen, an dem sie sitzen, und also verkürzt befestigt.

**Back** ist der vordere Teil des Schiffes, wie eine Art Schutz etwas höher über Deck, und gleich mit der oberen Reling, an der die Schanzkleidung sitzt, befestigt, die am häufigsten dort überschlagenden Wellen von der unmittelbaren Berührung des Decks abzuhalten.

### **Außenklüver**

Wie die Masten aufrecht im Schiff stehen, so ist einer derselben vorn hinaus, etwas nach oben zulaufend, gelegt, und durch Ketten, Stage und Pardunen befestigt. An diesem Mast, der das Bugspriet und dessen Verlängerung der Klüverbaum heißt, sitzen meist noch drei, bei großen Schiffen auch oft noch vier dreieckige Segel. Das erste von diesen, auch am häufigsten bei stürmischem Wetter gebraucht, da es klein ist und dem Wind nicht viel Fläche bietet, während es zugleich unumgänglich nötig gebraucht wird, das Schiff auch noch steuern zu können, heißt das Vorstengens- tagsegel, denn es sitzt an dem Stag, der oben an der Vorstenge (Stenge ist die angesetzte Verlängerung der aufrechtstehenden Masten) befestigt ist. Das zweite heißt der Klüver und das dritte der Außenküver. Sind es vier so wird das zweite der Binnenklüver und das dritte erst der Klüver genannt.

**Backbord** (auch Larbord) und Star- oder **Stürbord** (Steuerbord) – werden, wenn man sich das Schiff in zwei lange Hälften geteilt denkt, die beiden Seiten genannt. Backbord ist, wenn man hinten am Steuerrad steht und nach vorn sieht, die linke Seite, Starbord die rechte Seite des Schiffs.

**Wanten** heißen die zum stehenden Takelwerk gehörigen Pardunen, welche von beiden Borden des Schiffes aus, fünf und sechs nebeneinander, zuerst den Mast an seinem oberen Teil, und dann von den ersten Marsen (sogenannten Mastkorb) aus die Stengen halten, und durch Wevelien oder dünne Seile miteinander verbunden sind, wodurch sie die *Strickleitern*, wie sie von den Landleuten gewöhnlich genannt werden, herstellen. Dadurch bilden sie gewissermaßen eine feste Masse oder Wand (Want).

**Stengen** sind, wie schon vorher erwähnt, die Verlängerungen der Masten. Gewöhnliche Schiffe haben Mars-, Bram- und sehr große auch manchmal Oberbramstengen, für die obersten allerleichtesten Segel.

**Stage** sind jene starken Taue, welche die Maste und Stengen zuerst untereinander, und dann unten an Bord des Schiffes fest und in ihrer Stellung halten.

**Glasen** heißen die Glockenschläge an Bord eines Schiffes, welche die Tages- oder Nachtzeit und damit die verschiedenen Wachen bestimmen. Sie beginnen von vier zu vier Stunden halbstündlich und reichen nicht über acht. Vier Glasen kann deshalb, je nach der Tageszeit zwei Uhr, und sechs Uhr nachmittags, oder zwei Uhr und sechs Uhr mor-

gens sein usw. Der am Steuerruder stehende Matrose, der eine kleine Taschenuhr neben dem Kompass hängen hat, die jeden Mittag um zwölf Uhr nach der vorgenommenen Sonnenhöhe gerichtet wird, schlägt auf einer Glocke, die vor oder neben ihm hängt, die **Glasen** und vorn werden sie dann auf der großen Schiffsglocke von einem der wachhabenden Leute beantwortet und nachgeschlagen.

**Katze mit neun Schwänzen** ist eine Art Knute mit neun ledernen Riemen, die zur körperlichen Züchtigung der Matrosen gebraucht wird, denn dieser Missbrauch zivilisierter Einrichtungen war selbst noch nicht in der republikanischen Marine der Vereinigten Staaten abgeschafft.

**Scheilicht** (ein verdorbenes deutsches Wort nach dem englischen Skylight - Himmelslicht oder *Licht von oben* gemacht) wird der aus Fenstern bestehende, und nach außen zu durch Draht oder Gitterwerk verwahrte Deckel oder die Kappe genannt, die oben auf der Kajüte liegt, dieser das nötige Licht zuzuführen.

**Kombüse** ist der auf Deck angebrachte Verschlag für den Koch, in welchem der Kochherd oder eiserne Kochofen steht. Die Kombüse hat zwei Eingänge, einen zu Starbord und einen zu Backbord, die bei heißem Wetter offen stehen, bei stürmischem aber an der Seite zu windwärts durch eine feste eingreifende Schiebetür geschlossen werden.

Die **Passate** sind regelmäßige beständige Winde, die ausschließlich innerhalb der heißen Zone, den Wendekreisen und vielleicht noch sieben bis acht Grad nach Norden und

Süden weiter, wehen. Nördlich von der Linie sind es Nordost-, südlich davon Südostwinde, während unter der Linie selber oder wenigstens einige Breitengrade nördlich oder südlich, meist schwache Ostwinde oder auch wohl Windstillen herrschen. Es lässt sich denken, dass diese Winde den Schiffen, die der Richtung zu wollen, wohin sie wehen, ungemein förderlich sind, wie sie dagegen andere, die ihrem Lauf entgegen wollen, zwingen, gewaltige Bogen zu beschreiben, um ihrem Einfluss entrückt zu werden. Christoph Columbus ist der Erste gewesen, der die Passate und ihre Wirkung entdeckte, und von ihnen begünstigt die ferne amerikanische Küste erreichte.

**Pamperos** sind heftige Stürme oder Orkane, die, wie der Typhoon (Taifun) der indischen Gewässer, mit furchtbarer Gewalt vom festen Land herüber über die See brausen und unvorsichtigen Schiffen schon oft Verderben gebracht haben. Der Pampero weht vorzugsweise an der Ostküste Südamerikas und soll von den Pampas, von denen er auch seinen Namen erhalten hat, herüberkommen. Nichts destoweniger erstreckt er sich auch manchmal, wenn gleich mit verminderter Stärke, bis zu dem zwanzigsten Breitengrad hinauf. Die Pamperos beginnen regelmäßig mit einem scharfen Nordwind, der sich mehr und mehr nach Westen hinüberzieht. Kaum ist der Wind ungefähr rein West, so kommt ein flutender Regen, und in diesem zugleich die erste Bö oder der erste heftige Windstoß, das erste Anprallen des Pampero. Hat der Sturm nun von dieser Richtung ausgetobt, so zieht er gewöhnlich mehr nach Süd, Südost, Ost und Nordost wieder herum und weht dann mäßiger. Ein solcher Pampero dauert gewöhnlich drei Tage, jedoch nicht

in seiner vollsten Stärke, und scheint mit den Veränderungen des Mondes, besonders in Winterzeit, in ziemlich genauer Verbindung zu stehen, wie er denn auch zur Zeit des Vollmonds jedes Mal am stärksten auftritt.

**Blubber** heißt der Speck des Wales, aus dem der Tran gekocht wird, er wird bis zu sechs, acht und zehn Zoll dick.

**Riemen** werden die langen Ruder genannt, wie sie in See üblich sind.

**Vorstengenpardunen** sind die starken Taue, die vom Bord aus an beiden Seiten nach der Vorstenge oder der Verlängerung des Vor- oder Fockmastes hinauflaufen, und dazu dienen, diesen zu halten.

### **Rahnocken zieren**

Bei Exekutionen an Bord eines Schiffes werden die Verbrecher an die Rahnocke d. h. die äußerste Spitze der Rahen oder Querhölzer, welche die unteren Segel tragen, hinaufgezogen.

### **Faden**

Die Tiefe des Meeres wird stets nach *Faden* berechnet. Ein Faden ist sechs Fuß (engl.) lang.

**Monsoon** (Monsun) ist ein periodisch wiederkehrender oder wechselnder Wind, der vorzugsweise in den indischen Meeren weht. Nur zwischen dem 30. oder 33. Grad bis zum zwölften Südbreite (d. h. südlich vom Äquator weht der Süd-Ost Passat, während mit dem zehnten Grad



schon etwa die Monsune beginnen, die sechs Monate von einer, und sechs Monate von der entgegengesetzten Himmelsrichtung wehen. Nördlich vom Äquator herrscht vom April bis Oktober Südwest, südlich davon ein Südost und die anderen Monate gerade der entgegengesetzte Wind, der regelmäßig jedes Jahr zu der nämlichen Zeit wiederkehrt, und nur hier und da durch die verschiedene Bildung der Küsten verändert wird. Die Zwischenzeit oder der Wechsel des Monsuns ist dann oft Wochen lang durch veränderliche Winde, die nicht selten in Stürme ausarten, ausgefüllt.

Auch an den brasilianischen Küsten wie im Karibischen und Mexikanischen Meer weht eine Art von Monsun, der sich aber nicht so weit hinaus in See erstreckt (El Niño).

**Lensen** heißt bei heftigem Sturm vor dem Wind laufen. Es gehört hierzu aber ein gutes Schiff, da eine Haupterfordernis dabei ist, den nachstürzenden Wellen, die dem Schiff verderblich werden könnten, zu entgehen. Obgleich man die oberen leichten Segel dazu einnimmt, müssen doch die Marssegel (die zweiten, gleich über den großen) wenn auch gerefft, geführt werden, da nachstürmende Seen den unteren Segeln leicht den Wind entziehen könnten, wodurch sich dann die Schnelligkeit des Fahrzeugs vermindern würde, und dieses möglicherweise von der nächsten See oder Welle eingeholt und beschädigt würde.

### **Knoten**

Um die Geschwindigkeit zu messen, mit der ein Fahrzeug das Wasser durchschneidet, hat man ein sehr einfaches Instrument erfunden, das ein **Log** heißt. Es besteht dieses in

einem kleinen dreieckigem unten etwas mit Blei beschwerten Brettchen aus Eichenholz, das, wenn über Bord geworfen, aufrecht schwimmt und dadurch gewissermaßen einen Halt im Wasser gewinnt und eine Art Widerstand leistet, wodurch es sich ziemlich ruhig auf seiner einmal behaupteten Stelle hält. An diesem Brett ist eine, durch farbige Tuchlappen zu gewissem Maß bezeichnete Leine, die Loglinie, befestigt, deren verschiedene **Knoten** Meilen bedeuten und so berechnet sind, nach dem Ablauf einer kleinen Sanduhr in der Verkürzung die Anzahl Meilen anzugeben, die das Schiff in der Stunde oder Wache gelaufen ist, weshalb die Meilen auch nach den Knoten benannt werden.

**Blöcke** sind die mit Scheiben versehenen Hölzer, durch welche die Taue wie beim gewöhnlichen Flaschenzug laufen. Man hat ein-, zwei-, drei- und vierscheibige Blöcke. Die Öffnung in den Blöcken, durch welche die Taue laufen, wie der Zwischenraum zwischen den Scheiben und der Seitenwand des Blocks machen sehr häufig bei heftigem Wind, dass dieser ordentlich hindurchpfeift und ein singendes unheimliches Geräusch verursacht.

**Anluven** heißt das Fahrzeug schärfer in den Wind hinaufhalten. Der Gegensatz davon ist **abfallen**, wo man sich weiter vom Wind abdreht, also ihn voller in die Segel bekommt. Liegt man ganz platt vor dem Wind, so kann man natürlich weder anluven noch abfallen, auch ist das Erstere unmöglich, wenn man schon so dicht an den Wind heransegelt, als es das Schiff nur irgend erlauben will. Wollte man dann noch mehr **anluven**, so müsste man natürlich durch den Wind drehen und die Segel würden, während

sie der Wind von vorne trifft, zurückschlagen.

**Über Stag gehen;** über den anderen Bug gehen, wenden, sind gleichbedeutende Redensarten, die ausdrücken sollen, dass das Fahrzeug, wenn es jetzt den Wind. z. B. von der Backbordseite gehabt hat, umlegt und ihn von der Stürbordseite nimmt. Es ist dies besonders beim Kreuzen oder Lavieren das Hauptmanöver. Kommt der Wind gerade von dort, wohin man segeln will, so liegt man *dicht am Wind*, d. h., man segelt so nahe in den Wind hinein, nach rechts oder links hin, wie es das Schiff erlauben will. Dadurch aber kommt man natürlich nach einer Richtung hin aus seinem Kurs, während man aber freilich auch in etwas gewinnt. Will man z. B. nach Norden segeln und der Wind ist gerade Nord, so wird ein Schiff durchschnittlich nach Ost, Nord-Ost hinübersegeln können. Dadurch gewinnt es zwei Striche Nord und verliert nach Osten hin. Um das nun wieder einzubringen, wendet das Fahrzeug nach einer gewissen Zeit und wird nun mit dem nämlichen Wind über den anderen Bug West, Nord-West hinüberhalten können, wodurch es den früher verlorenen Ost wieder einholt und zwei Strich Nord mehr macht usw. Es ist dies das Lavieren oder Kreuzen.

**Backbrassen** heißen die Segel des einen Mastes auf derselben Seite, von der der Wind kommt, so scharf anziehen, dass derselbe von vorn hineinschlägt und dadurch das Schiff in seinem Laufe aufhält. Es geschieht das z. B. auf See, wenn man ein abgeschicktes Boot erwarten will etc.

**Dyaks** (Deiaks) werden die Ureinwohner Borneos genannt. Wie auf all diesen Inseln haben sie in früheren Jahrhunderten ihr Land bis zu der Meeresküste bewohnt, bis malaiische Seenomaden ihre Ufer betraten, das flache Land in Besitz nahmen und, was sich nicht von der Bevölkerung unterwarf, in die Berge zurückgetrieben, weshalb fast der ganze ostindische Archipel auf den einzelnen Inseln von zwei verschiedenen Rassen von Eingeborenen bewohnt wird. Es ist das nämliche auf den Philippinen, auf den Molukken, auf Sumatra, Java, Celebes etc.

### **Nord zu Ost**

Die Himmelsrichtungen hat sich der Seemann auf seinem Kompass in 32 Striche eingeteilt, die zusammen die Windrose bilden. Von Norden an beginnen ihre Benennungen Nord, Nord zu Ost, Nord Nord-Ost, Nord-Ost zu Nord, Nord-Ost, Nord-Ost zu Ost, Ost Nord-Ost, Ost zu Nord, Ost - usw.

### **Kaffee**

Der Kaffee wächst auf Sumatra wild und wird von den dort eingeborenen Stämmen auch zu einem Getränk benutzt, aber sonderbarerweise nicht in seinen Fruchtkernen, wie wir ihn gebrauchen, denn die Kaffeebohne ist nur der Doppelkern einer kirschartigen Frucht des Kaffeebaumes, sondern in seinen jungen Blättern, wie wir den Tee gebrauchen, sodass sie sich dadurch gewissermaßen einen Kaffee-Tee aufgießen. Der Geschmack soll auch dem Tee ziemlich gleichkommen.

## **Sirihblätter**

Die Sirih oder indische Betel ist eine pfefferartige Pflanze, deren Blätter dem Bohnenblatt ähnlich sind. Die Eingeborenen kauen ihn leidenschaftlich gern in einer bunten Mischung von Arekanuss, Kalk, Tabak und einem anderen ausgekochten Pflanzenstoff. Ihre Zähne bekommen dadurch eine rötliche Färbung und ihr Atem eine widerliche Süße, aber sie finden es hübsch, wie der Nordamerikaner sein ebenso entsetzliches Tabakkauen.

**Menschenfresser** nennt man solche wilde und fleischfressende Tiere, welche schon einmal Menschenfleisch gekostet haben und es nun jedem anderen vorzuziehen scheinen. Man nimmt an, und es hat sich auch durch Erfahrung bestätigt, dass alle wilden Tiere ursprünglich den Menschen scheuen. Haben sie aber erst einmal, durch Hunger getrieben oder vielleicht durch einen Zufall dazu gebracht, diese Scheu überwunden, dann soll es ihnen auch so süß schmecken, dass sie mehr zu erlangen suchen.

Der **Reis** ist dem Inder, was die Brotfrucht dem Südseeländer, die Kartoffel dem armen Iren und Deutschen, der Fisch dem Eskimo, die Torowurzel dem Sandwichsinsulaner, die Eichel dem Kalifornier, das Fleisch dem Pampasindianer und Gaucho. Ohne den Reis zum Essen könnte der Inder kaum bestehen, mit ihm aber, trocken in Wasser abgekocht und in ein Blatt eingeteilt, erträgt er die größten Beschwerden und arbeitet von Morgen bis Abend. Der Reis wächst in nassen Feldern, und die Körner hängen in lockeren Ähren, etwa wie der Hafer bei uns.

Das **südliche Kreuz** ist als Sternbild der südlichen Halbkugel, etwa das, was der Nordstern der unseren ist. Es besteht aus angeblich nur vier, in der Tat aber aus fünf Sternen, von denen drei zweiter, der andere dritter, der fünfte sogar vierter Klasse, aber von dem Kreuz unzertrennbar ist und selbst die vier nicht so ganz regelmäßig stehen. Zu einer bestimmten Stunde der Nacht, die in den verschiedenen Jahreszeiten wechselt, steht das Kreuz vollkommen aufrecht und neigt sich ziemlich regelmäßig an jedem Abend vier Minuten eher nach Westen über, die nächste Nacht zur bestimmten Zeit seine aufrechte Stellung wieder zu erreichen. Mit zu großer Erwartung von seiner Schönheit macht es aber auf den Beschauer im Anfang gewöhnlich gar keinen besonderen Eindruck, und man gewinnt es erst lieb als den langen und treuen Begleiter in südlichen Nächten.

**Tally api** – die aus Kokosbast gedrehten Luntten, welche in Indien überall gebraucht werden, Feuer für die Zigarren zu halten.

**Moskitos** sind eigentlich weiter nichts als Mücken, die eben Moskitos auf Spanisch heißen. Es gibt deren, wie bei uns, verschiedene Arten, deren Stich sich eben auch von den unseren wenig oder gar nicht unterscheidet. Nur die Menge, in der sie sich in einigen Ländern finden, macht sie unerträglich.

### **Gewicht an den Füßen**

Es ist auf See beim über Bord lassen einer Leiche gebräuchlich, derselben irgendein Gewicht – auf Kriegsschiffen einige Kugeln, auf Dampfern oder Kauffahrerschiffen Stein-

kohlen oder sonst irgendetwas Schweres – an die Füße zu befestigen, damit der Körper rasch und senkrecht in die Tiefe gezogen wird und nicht, durch das schwere Seewasser gehalten, oben an der Oberfläche, den Fischen und Seevögeln ein Spiel, herumtreibt

### **Feuerreiben**

Der Leser hat gewiss schon davon gehört, dass wilde Völker in früheren Zeiten ihre Feuer dadurch entzündeten, dass sie zwei Hölzer zusammenrieben, bis sie in Brand gerieten oder wenigstens zu kohlen anfangen und dann durch Blasen leicht zu heller Flamme gebracht werden konnten. Irrig wohl ist aber dabei aufgestellt worden, dass es zwei Hölzer von verschiedener Härte sein müssten. Wo ich es wenigstens Gelegenheit hatte zu beobachten, nahmen die Eingeborenen stets nur einerlei Holz und, zwar weiches in Kalifornien und der Südsee, und hartes oder härteres in Australien, wo sie eben nur das Gumholz hatten. Die kalifornischen Indianer beobachteten dabei das eigentümlichste Verfahren, indem sie eine kleine Vertiefung in das unten hingelegte Stück Holz schneiden und nun mit der Spitze ein anderes darin in der Weise rasch herumdrehen, bis die Spitze zu kohlen anfängt.

Das **Bugspriet** ist auf Schiffen der vorn über den Bug hinübergelegte Mast, dessen Segel an den zu ihm von dem Vormast und den Vorstengen niederlaufenden Stagen befestigt wird. Die daran befindlichen Segel sind die *Klüver*, wie auch die Verlängerung des Bugspriets der *Klüverbaum* heißt. Nur das Segel nächst zum Schiff heißt das *Vorstengtagsegel*.

Der **Mississippi** durchläuft, in den Golf von Mexiko mündend, eine ungeheure Strecke flachen und häufig sumpfigen Landes. Nicht durch Berge oder Felsen, deren Bahn ihm sein Bett angewiesen hätten, eingezwängt, hat er sich auch schon seit Jahrtausenden überall, wo er konnte, die Bahn ins Freie gesucht und dadurch mit dem eigentlichen Strom sieben verschiedene Mündungen gewählt, die ein sumpfiges, nur von Schilf und kleinen Weidenbüschen bewachsenes und von natürlichen Kanälen überall traurig durchzogenes Land durchschneiden. Aber schon lange vorher und Hunderte von englischen Meilen oberhalb seiner Mündung drängt er einen kleinen Teil seiner gewaltigen Wassermasse zur Rechten hinab dem Golf zu und bildet dadurch verschiedene Bayous, die ihr Wasser allein von ihm enthalten und, weit von der eigentlichen Mündung des Stromes entfernt, in den Golf einlaufen. Die Hauptmündungen bilden eine öde, nur von Alligatoren und Moskitos bewohnte Fläche, in der aber auch der Mensch seine Wohnung aufgeschlagen hat, der Welt seine Existenz abzugewinnen. Lotsen und Austernfänger wohnen dort in einzelnen kleinen Kolonien und auf Pfählen gebauten Holzhäusern, die durch Laufplanken miteinander verbunden sind, da in der Flutzeit das Wasser, in der Ebbe aber der Schlamm jede andere Verbindung als in der ersten Zeit durch Boote unmöglich macht.

**Ton** oder **Tonne** ist ein Seegewicht von circa 2000 Pfund. Zwei Tonnen sind eine Last.

**Graues Moos** Einen selten Charakter gibt dem Süden der Vereinigten Staaten, besonders Louisiana und Texas, das



wehende graue Moos, auch spanischer Bart genannt, das in langen Strähnen von den Zweigen der meisten Bäume oft bis zwanzig Fuß lang niederhängt, sodass der ganze Baum, aus dem sich das dunkle Laub nur hier und da hervorsteht, in einen gewaltigen grauen Schleier eingehüllt scheint. Eine bedeutende Verwendung fand dies Moos besonders in neuerer Zeit, dadurch, dass man es gekocht und die innere Fiber, die fast genau dem Pferdehaar gleicht, zum Stopfen von Matratzen nach Europa versandt hat.

**Bowiemesser** wird in den Vereinigten Staaten eine große Art Jagdmesser nach ihrem ersten Verfertiger, Bowie, genannt, die auch nur zu häufig heimlich als Waffe getragen, eine traurige Berühmtheit in den amerikanischen Streitigkeiten und selbst Duellen erlangt. Die Klinge desselben ist einen Fuß bis sechzehn Zoll lang, von zweieinhalb bis drei Zoll breit und vorn etwas ausgeschweift an der Spitze, und dem Rücken bis zu einem Drittelzoll stark, was der Klinge eine große Schwere und dem Hieb eine furchtbare Wucht gibt.

**Massa** – das durch den Negerdialekt verdorbene englische *Mister*.